

Mecklenburg's Volkssagen

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben
von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Dritter Band.



Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1860.

1872, June 25.
Minot Fund.

Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes.

Seite

Seite

Erklärung der Titel-Vignette.

Unter einer gewaltigen, tausendjährigen Eiche thront die königliche Obotritia*), Mecklenburgs Schutzgöttin, Mecklenburgs Stolz und Ruhm. Das edle, stolz und kühn erhobene Haupt bedeckt ein Eisenhelm mit einem Adlerfluge geziert. Den markigen Körper verhüllt ein weites, faltiges Gewand; die von einem Schuppenpanzer eingeschlossene keusche Brust umwallt ein Wappenhemd, worauf der vandalisch-obotritische Büffelskopf und der wendische Greif sichtbar. Die Hüften der hohen, hehren Frauengestalt sind mit einem altdeutschen Schwerte umgürtet; eine Löwenhaut ist ihr Mantel. Während die Rechte einen Kranz von Lorbeer und Eichen hält, stützt sich die Linke auf einen Schild mit den alten, ursprünglichen Wappen der verschiedenen mecklenburgischen Lande.**) Ihr

*) In vorchristlichen Zeiten nannten sich die alten Beherrscher Mecklenburgs, die regierenden Vorfahren unserer jetzigen mecklenburgischen Großherzöge, gewöhnlich Könige der Obotriten. Sie sind wahrscheinlich vandalischer Herkunft und Nachkommen der alten vandalischen Könige dieser einst so mächtigen Nation.

**) Nach den heraldischen Forschungen des Archivraths und Landesconservators Dr. Lisch zu Schwerin und des Pastors Masch zu Demern, unter Beibehaltung der jetzt allgemein üblichen Reihenfolge.

zur Seite aber flattern hoch in den Lüften zwei mecklenburgische blau-gold-rothe Tricoloren — eine Hindeutung auf die beiden, das jetzige Mecklenburg bildenden Großherzogthümer, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.

Zur Rechten der Obotritia sitzt die Clio, die Muse der Geschichte, die die Begebenheiten der Welt, die Thaten der Völker und Nationen in das Buch der Geschichte einträgt.

Viel Schönes und Gutes, Seltenes und Wunderbares, Lehrreiches und Poetisches, was die Clio nicht aufgezeichnet, erzählt uns mündlich die links im Schatten einer alten Fichte hockende Sage; und ein Geschlecht pflanzte das von ihr Gehörte auf das andere fort, bis auf den heutigen Tag.

Die Nixe des glambecker Sees bei Neu-Strelitz.

Wie's heißt, wohnt im glambecker See bei Neu-Strelitz eine böse Nixe, die alle Jahre ihr Opfer fordert; denn wenn nicht mehrere — was leider gewöhnlich der Fall — so muß ihr doch jährlich wenigstens ein Mensch als Beute anheim fallen und sein Leben in ihrer Umarmung, in den Fluthen des von ihr bewohnten Sees aushauchen.

Und bis jetzt hat sich auch diese Sage nur zu sehr bewahrheitet; nach den Versicherungen der ältesten Bewohner von Neu-Strelitz ist, so lange sie denken können, noch kein Jahr hingegangen, wo nicht mindestens ein Menschenleben, entweder durch freiwilliges Ertränken, oder durch Zufall beim Waschen, Baden, Wasserfahren oder Schlittern, im glambecker See untergegangen ist.

Fast immer soll sich die Nixe einige Zeit vor dem jedesmaligen Ertrinken eines Menschen zeigen, und zwar in frühster Morgenstunde, vor Aufgang der Sonne. Häufig wollen sie dann schon zu dieser Zeit auf dem See befindlich gewesene Personen, namentlich die Fischer, gesehen haben. Nach ihrer Beschreibung ist sie ein schönes Weib mit langen fliegenden Haaren,

die plötzlich nackend, bis zur Hälfte ihres üppigen Körpers, aus dem Wasser emportaucht, darauf lachend in die Hände klatscht, ein Freudengeschrei ausstößt und dann wieder verschwindet.

Der alte erfahrene Fischer weiß nach einer solchen Erscheinung genug; er weiß, daß nun bald wieder ein Mensch im glambecker See seinen Tod finden wird. Und leider sollen seine Prophezeihungen immer richtig sein und sich nach kurzer Zeit regelmäßig erfüllen.

Was man sich zu Glienke bei Neu-Brandenburg von zwei Knechten erzählt.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Es dienten vor vielen Jahren zusammen bei einem Herrn ein Paar Knechte, die sehr viel von einander hielten, sich in keiner Weise zu nahe traten und in einer Freundschaft lebten, die Manchem zum Muster dienen konnte. Sie waren immer ein Herz und eine Seele und hatten nur den einen betrübenden Gedanken, daß sie sich über kurz oder lang einmal würden trennen müssen. Da machten sie sich das Gelöbniß, wenigstens an ihrem Hochzeitstage sich gegenseitig zu besuchen, möge er auch noch so fern liegen und sie sich auch, wer weiß wo, aufhalten.

Nach Verlauf einiger Jahre schlägt denn auch die Trennungsstunde und die Freunde scheiden mit schwerem Herzen von einander.

Es vergehen wieder einige Jahre und einer der beiden Knechte ist jetzt so weit, sich einen eigenen Hausstand gründen zu können und sich zu verheirathen. Natürlich ladet er seinen Busenfreund zur Hochzeit ein und, wie sich auch von selbst versteht, verfehlt dieser nicht zu kommen, und sie sind sehr lustig mit einander.

Der Verheirathete ist ein fleißiger, ordentlicher Mann, aber seine Familie mehrt sich rasch; er wird in einigen Jahren Familienvater von vier Kindern und es will ihm, da Krankheiten und Mißgeschicke dazu treten, bei dem angestrengtesten Fleiße nicht gelingen, die Seinigen ehrlich und nothdürftig zu ernähren. Die Noth steigt immer mehr, er weiß nicht aus und ein; da kommt er auf den bösen Gedanken, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen. Er stiehlt, wird aber gleich bei der ersten That ertappt und nach kurzem Prozeß aufgehangen und am Galgen hängen gelassen.

In demselben Jahre, da dies geschehen, beabsichtigt sein früherer Mitknecht sich auch zu verheirathen. Er geht einige Tage vor der Hochzeit zur Stadt, um zu derselben einzukaufen, und da führt ihn sein Weg in der Nähe des Galgens vorbei, worin sein Freund hängt. Er gedenkt desselben und spricht vor sich hin: „Das weiß ich gewiß, Du hast nur aus Noth gestohlen, sonst bist Du immer ehrlich und gerecht gewesen; Du hast es nicht gethan aus Uebermuth, sondern aus Armuth!" Und dabei faltet er seine Hände und betet ein Vaterunser für ihn, worauf er in seinem Selbstgespräch fortfährt: „Und nun soll meine Hochzeit sein; auf Deiner bin ich so vergnügt gewesen, Du hast mir versprochen, auf meine auch zu kommen, aber nun kannst Du nicht kommen!" —

Mit einem Mal hört der also vor sich hin Sprechende ein eigenthümliches Geräusch im Galgen, fast so, als wenn der

Gehenkte sich umdrehe und zu gleicher Zeit vernimmt er die Worte: „„Ich werde wol kommen!““

Von einer großen Angst befallen, eilt der Lebende so schnell als möglich fort aus der Gegend des unheimlichen Ortes und denkt mit Schrecken seines nahen Hochzeitstages.

Als dieser nun da ist, da kann er es dem Pastor nicht verhehlen, welchen Gast er noch zu erwarten habe und zugleich bittet er diesen und den Küster, daß sie denselben doch zwischen sich nehmen mögten, wenn er wirklich erscheinen solle. Dazu geben beide ihre Einwilligung und Alle sehen nun erwartungsvoll dem Verheißenen entgegen.

Endlich klopft es und herein tritt der Gehenkte mit seinem Strick um den Hals. Schweigend nimmt er den ihm angewiesenen Platz zwischen Pastor und Küster ein, ißt und trinkt und entfernt sich dann eben so still, als er gekommen. Vor dem Hinaustreten aus der Thür winkt er aber dem Bräutigam, ihn zu begleiten und als dieser mit ihm bis vor das Dorf gekommen; da bricht er das Schweigen und sagt: „„Bruder, ich habe nun mein Wort gehalten, ich bin auf Deine Hochzeit gekommen; ich kann Dir aber nicht genug dafür danken, was Du an mir gethan hast. Dadurch, daß Du das Vaterunser für mich am Galgen gebetet hast, bin ich wieder bei Gott zu Gnaden angenommen. Hab' Dank! Hab' Dank!““

„Und ich,“ ruft der Andere, „ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, Dich wiederzusehen; ich muß Dich noch ein Weglein begleiten!“

Und so gehen sie im traulichen Gespräch weiter und der Bräutigam merkt erst nach einiger Zeit, wie die Gegend dort so verändert ist. Sie wandeln wie in einem großen Garten, voll schöner Blumen und herrlich singender Vöglein.

„„Willst Du auch umkehren?““ fragt der Führer den

Andern, „„man mögte Dich vermissen und um Dein Ausbleiben besorgt sein.““

„Oh laß mich!“ erwiederte der Andere, „es ist hier ja so schön und ich bin so erfreut, daß ich mit Dir zusammen sein kann!“

Wieder nach einiger Zeit, da hören sie liebliche Musik und die Schönheit des Gartens hat noch immer mehr zugenommen. Da bleiben sie stehen und der Erstere nimmt das Wort, indem er sagt: „„Ich kann Dir nun nicht länger verschweigen, wo wir sind; wir gehen im Paradiese. Ich kann Dich nun aber nicht weiter mitnehmen und auch nicht länger bei Dir bleiben. Wir müssen uns trennen. Leb' wohl! Leb' wohl!““ Und hiermit verschwindet er vor seinen Augen.

Da steht nun der Lebende, und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als nach seinem Dorfe umzukehren. Er aber geht und geht, und kommt nicht an's Ziel; er fragt nach seinem Dorfe, aber er erhält keinen Bescheid, bis er am dritten Tage sich einem Orte nähert, den er für sein Dorf hält, obgleich auch manche Veränderung daran wahrzunehmen ist. Aber den Namen führt es auch.

Hier sucht er seine Angetraute, aber er findet sie nicht; er fragt nach der Hochzeit, doch davon weiß Keiner und ebenso ist er auch den Leuten unbekannt, wie sie ihm.

Da geht er denn zum Pastor, aber auch in ihm findet er einen fremden Mann. Er sagt, daß er vor ein Paar Tagen hier getraut sei; allein das will der Pastor nicht wahr haben, weil er ihn nicht kenne, hier im Orte überdies auch seit längerer Zeit keine Hochzeit stattgefunden habe.

Nun fragt er nach dem Kirchenbuche und bittet darin nachzuschlagen, ob das keine Auskunft gebe.

Aber siehe, der Pfarrer schlägt immer weiter zurück und

endlich, da findet er, daß der Fremde vor 150 Jahren hier getrauet sei.

Da mußte sich dieser also wol fremd in der Welt fühlen, deshalb bittet er den Geistlichen, ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Dies geschieht denn auch sogleich; als aber die heilige Handlung vorüber, fällt der Mann in einen Klumpen Asche vor des Pastors Füßen zusammen.

Der schwarze Tod in Platschow bei Grabow.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Platschow, ein wohlhabendes Dörfchen hart an der preußischen Grenze und an der Landstraße von Grabow nach Putlitz, war von jeher schon ein Ort, der durch den Wohlstand seiner Bewohner in der nächsten Umgegend eine Art von Berühmtheit erlangt hatte. Obgleich Wohlhabenheit in dem Dorfe herrschte, so fand man doch früher nicht in demselben, was man sonst gewöhnlich an solchen Orten zu finden pflegt, Stolz und Uebermuth, Unzucht und Gottlosigkeit. Die Einwohner Platschows blieben demüthig und verließen nicht die Wege des Herrn. In Liebe und Freundschaft wohnte der Nachbar bei dem Nachbar, und in Mildthätigkeit suchte es der Eine dem Andern zuvor zu thun. Der Segen Gottes ruhete denn auch sichtlich auf dem Dorfe. Er hatte es mit Reichthum überschüttet, und es schien auch, als wenn Er eine die ganze Gegend verheerende Krankheit, schwarzer Tod genannt, von

ihm abwenden wolle; denn noch lag in demselben Keiner krank an dieser Pest, wiewol täglich die Platschower in die benachbarten Dörfer eilten und Hülfe leisteten, wo Hülfe nöthig war.

Hieraus sollten die Platschower billig erkannt haben, daß Gottes Auge über sie wache, und sollten sich glaubensvoll Seinem ferneren Schutze vertraut haben. Aber statt dieser guten Zuversicht wurden sie nach und nach kleinmüthig und verzagt; denn als rings umher in den Dörfern der schwarze Tod immer ärger zu wüthen begann, glaubten sie, sich gegen denselben abschließen und daher den Umgang mit den Nachbarsdörfern ganz abbrechen zu müssen. Ein gewaltiger Erdwall mit tiefen Gräben zu beiden Seiten — welcher noch heute, nach etlichen hundert Jahren, an einigen Stellen, wo ihn der wirthschaftliche Spaten des Hauswirths noch nicht wieder niedergeworfen hat, zu sehen ist — war dieserhalb bald aufgeworfen. Hinter diesem Walle glaubten sich nun die Platschower gegen den sie rings umgebenden Feind gesichert.

So lange das Dorf noch offen gelegen und so lange man noch zu den Nachbarn gegangen war, um geliebte Freunde und theure Verwandte zu pflegen in ihrem kurzem, aber schweren Kampfe, so lange war der Wandel unserer Dörfler untadelig vor dem Herrn gewesen. Als sie aber hinter der Schanze saßen, als sich in ihr Gottvertrauen immer mehr ein Vertrauen auf eigne Kraft und Klugheit mischte, da mußte sie der Herr strafen, und da wußte sie der Herr denn auch zu finden, trotz ihrer Feste.

Als man sich noch in bester Sicherheit wähnte, brach, ehe man sich's versah, die Krankheit auch in Platschow aus. Gräßlicher als anderswo trat der schwarze Tod hier auf; weder Junge noch Alte, weder Schwache noch Starke wurden von demselben

verschont. Zu Anfang traten die Gesunden noch zusammen, um den Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß auf dem Kirchhofe zu Berge*) zu bereiten. Als jedoch der Todten und Kranken bald so viele und der Gesunden so wenige waren, vermogte man es nicht mehr, alle Todten nach dem berger Kirchhofe zu bringen; man trug sie nur noch über den Wall und begrub sie an dem Kirchwege, auf dem jetzigen Mühlenberge. Was die ersten Leichen noch erhalten hatten, einen Sarg, konnten die letzten auch nicht mehr bekommen, denn es fehlte an Händen, welche denselben zimmerten.

Wenige Tage waren nur verflossen, als schon das ganze Dorf, bis auf einen Mann, ausgestorben war. Dieser Eine, welcher der „lange Schuldt" geheißen hat, trug die letzten Leichname über den Wall nach dem Todtenplatz, wo er sie bei den andern in die noch offene Grube legte und diese dann mit Erde füllte. Wo dieser lange Schuldt später geblieben ist, ob er ausgewandert, oder ob auch ihn endlich der Tod in dem verödeten Dorfe ereilt hat, weiß man nicht; so viel will man aber wissen, daß das Dorf nach seinem Aussterben in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren von keiner Menschenseele bewohnt worden ist.

Nach 30 und etlichen Jahren versuchten es zuerst 5 Menschen, 3 Gebrüder Schuldt und 2 Gebrüder Holm, sich in diesem Dorfe wieder anzusiedeln. Als sie in demselben erschienen, fanden sie die Häuser schon ihrer Dächer und der meisten Wände beraubt, auch einige vom Winde ganz über den Haufen geworfen; die Straßen aber standen so voll Unkraut und Gebüsch, daß fast nicht hindurch zu bringen war. Hierin lebten mehrere hundert Hunde, groß und klein, durch deren furcht-

*) Berge, ein preußisches Dorf, wohin Platschow eingepfarrt ist.

bares Geheul die Einwanderer zuerst in Angst und Grausen versetzt wurden.

Nur ein einziges Haus auf dem jetzigen schuldtschen Gehöfte fand man noch in ziemlich wohnbarem Zustande, doch hatte auch in diesem seit einer Reihe von Jahren kein Feuer mehr auf dem Herde gebrannt, da ein Hollunderbaum von der Dicke einer Wagendeichsel auf demselben stand und mit seinen Zweigen den ganzen Raum einnahm.

Nachdem dies Haus die Einwanderer aufgenommen hatte, machte man noch vier andere Häuser bewohnbar, suchte darauf die Straßen von dem Gebüsch zu reinigen, vor Allem aber die gräßlichen Hunde aus dem Dorfe zu entfernen und dann den Anfang bei der Ackerwirthschaft zu machen.

Alles gelang auch gar schnell; denn als nach etlichen Jahren noch andere Familien einwanderten, fanden diese schon wieder ein freundliches Dörfchen, welches fast keine Spur der Verwüstung mehr an sich trug.

Nach und nach hob sich auch der Wohlstand des Ortes wieder, und bald war Patschow wieder eines der wohlhabendsten Dörfer der ganzen Umgegend.

Zur Bestätigung vorstehender Sage findet man, außer dem gedachten Walle, noch viele Menschenschädel und andere menschliche Ueberreste auf dem nahen Windmühlenberge bei Patschow, wo, wie wir schon gehört, zur letzten Zeit der schwarzen Pest die Leichen begraben sein sollen.

Der Grapenwerder bei Penzlin und was man sich von demselben erzählt.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Schon früher ist einmal der Grapenwerder bei Penzlin erwähnt worden.*) Wie das gewöhnlich mit den Plätzen geht, welche irgend ein Denkmal längst vergangener Zeiten herbergen, so macht auch der Grapenwerder mit seiner alten Burgstelle viel von sich reden. Es knüpft sich an denselben Manches, was sich schon die Väter in alter, alter Zeit erzählt haben; Manches dagegen auch, was man in neuerer Zeit erlebt haben will.

Auf dem Grapenwerder, so erzählt man sich, stand zu den Zeiten, als die Wenden noch in Mecklenburg hausten, eine gar mächtige Burg. Auf dieser residirte ein Reichsgraf, dem alles Land rund umher unterthan war. Wernicke**), so hieß dieser Graf, hatte Rechte wie ein Fürst und kam einem solchen auch an Macht und Reichthum gleich. So hatte er auch das Recht, Münzen zu schlagen; und wenn er seine Burg verließ, so begleitete ihn stets ein ganzer Hofstaat von Edelleuten, Knappen und Dienern.

Wernicke aber war einem noch mächtigern Fürsten, dem Könige von Rhetra***) unterthan.

*) Siehe Anmerkung 2, Seite 49 zweiten Bandes.

**) Der Name dieses Grafen wird verschieden angegeben; Manche nennen ihn Graf Grapen, Andere Graf Werder und wieder Andere Wernicke.

***) Siehe Seite 3 zweiten Bandes die Sage: Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz.

Dort in Rhetra war auch der Hauptgott der Wenden, Radegast, von dem man sich erzählt, er sei von purem Golde und so groß gewesen wie ein 18jähriger Jüngling, und habe auf einer tonnenförmigen Säule von massivem Golde gestanden.

Hierher nach Rhetra nun kam Wernicke, wenn ihn sein König dahin beschied, oder wenn irgend ein Fest des großen Wendengottes gefeiert werden sollte.

Wol beging man zu Wernicke's Zeiten diese Feste noch mit alter gewohnter Pracht und vielleicht auch mit mehr Pomp und Glanz als ehedem. Aber so fröhlicher, ungetrübter Stimmung war man nicht mehr, wie in früheren Zeiten; drohete doch vom deutschen Reiche her dem Wendenthum große Gefahr, ja, wie Mancher wol ahnte, völliger Untergang. Oefter schon hatten Boten des Evangeliums das Wendenland umher durchzogen; aber nur gezwungen und auf kurze Zeit beugte man den harten Nacken unter das sanfte Joch Christi, um es bei erster bester Gelegenheit unter Morden und Wüthen wieder abzuschütteln.

Es war noch gar nicht lange her, daß man sich abermal im wilden Aufruhr von der verhaßten Sachsenherrschaft freigemacht und dabei auch viel Christenblut vergossen hatte, als wieder einmal das Fest des großen Radegast gefeiert werden sollte. Auch Wernicke erschien zu Rhetra mit großem Trosse. In trunkener Siegesfreude brachte man dem Götzen blutige Dankopfer, und in Rausch und Taumel suchte man die Jahre der Christenherrschaft zu vergessen.

Da erscholl plötzlich die Schreckenskunde: „Die Sachsen und ihr mächtiger Herzog, Heinrich der Löwe, ziehen gerüstet mit großem Heere zur Rache heran!“

Das war wie ein Donnerschlag aus klarer Luft. Alles

floh so schnell als möglich; denn man wußte wol, was man zu erwarten hatte. Auch Wernicke jagte durch die eiserne Pforte mit den Seinen zur sichern Burg zurück, indeß die Bewohner von Rhetra und mit ihnen die Radegastpriester um das Südende des penzliner Sees durch unwegsame, sumpfige Gegenden zu entkommen suchten.

Dieser letztere Trupp führte auch das Radegastbild mit sich. Man wollte es, wenn irgend möglich, vor den Christen retten. Doch kam man nicht weit mit demselben, weil der Feind schon auf den Fersen war; schon in der Nähe von Penzlin mußte man es in einem Sumpfe, der sogenannten Trennelkoppel*), bis auf günstigere Zeiten hin, versenken. Dieser Trupp kam übrigens nur bis in die Gegend von Warin, dort wurde er vernichtet. Das Bild aber blieb in dem Sumpfe.

Auch Wernicke durfte sich nicht lange mehr auf der Burg seiner Väter aufhalten. Spione hatten ihm die Nachricht hinterbracht, das die Deutschen im Anzuge und nicht mehr weit entfernt seien. So suchte er denn noch das Werthvollste von seinen Sachen in Sicherheit zu bringen, um dann mit den Seinen auch in das Dickicht der Wälder zu flüchten.

Zu den zahlreichen Kostbarkeiten Wernicke's aus edlem Metall gehörte unter Anderm auch eine Wiege, die ganz von massivem Golde war. Diese hatte man ihrer Schwere wegen auf einen Wagen besonders geladen. Nun geschah es aber, daß der Knecht, welcher sie fahren sollte, nicht zeitig genug schwenkte, als er von dem Burgplatz herunter jagte, und so mit seinem Wagen sammt der kostbaren Ladung in das vor der Auffahrt befindliche, sogenannte große blanke Soll gerieth.

*) Die Trennelkoppel ist eine Wiese links an der Chaussee von Penzlin nach Neu-Strelitz, in der Gegend der Stadtmühle.

An Rettung war nicht mehr zu denken; denn das blanke Soll ist tief, sehr tief, ja wie Manche sagen, so ist in dem weichen, morastigen Grunde desselben gar kein fester Boden zu finden. Wernicke ließ daher die Wiege, wenn auch nur ungern, im Stiche, um nur sich und die Seinen zu retten. Bevor er aber davon jagte, warf er einen Feuerbrand in seine Burg, und als die Christen die Stätte erreichten, fanden sie nur einen rauchenden Trümmerhaufen.

Wernicke kehrte nie wieder zurück. Er fiel im Kampfe gegen den Feind. Seine Burg blieb verwüstet und bewuchs mit Dorn und Strauch, bis man später das Land urbar machte. Nur rund um den eigentlichen Burgplatz her ließ man eine Hecke, gleich einem großen Kranze, stehen, welche ihn vor gänzlichem Verfalle schützt. Sonst wird der ganze Grapenwerder, so weit es geht, nebst dem Burgplatze und auch eine kleine neben demselben liegende Erhöhung, „der Kellerberg", beackert.

Von dem blanken Soll, welches selbst die seit zwei Jahren herrschende Dürre nicht auszutrocknen vermogte, behauptet man, daß es noch die goldene Wiege birgt. Man hat auch verschiedene Versuche gemacht, derselben habhaft zu werden, aber es hat bis dahin noch Keinem recht glücken wollen. So ließ unter Andern auch der Besitzer eines angrenzenden Ackerstückes einen noch vorhandenen Graben, zur Ableitung des Wassers aus dem blanken Soll, anlegen. Bevor derselbe die gehörige Tiefe erlangt hatte, ermüdete man aber schon bei der Sache. Aufgegeben ist sie aber darum keineswegs, sondern Mancher denkt noch darauf, wie wol dem Schatze beizukommen sei.

Aehnlich geht es auch mit dem goldenen Radegastbilde in

der Trennelkoppel. Es ist dasselbe schon zu verschiedenen Zeiten Ziel der Schatzgräberei, aber immer ohne Erfolg, gewesen.

Auf dem Grapenwerder soll man übrigens beim Ackern, außer Streitäxten, antiken Topfscherben und dergleichen, auch schon einzelne uralte Geldstücke gefunden haben, welche man für das vom Grafen Wernicke gemünzte Geld ausgiebt. Ja, von einem penzliner Bürger, der nun aber schon längst todt ist, behauptet man, daß er seinen Reichthum einem glücklichen Funde auf dem oben erwähnten Kellerberge zu verdanken habe. Er soll dort nämlich einen großen Topf voll sogenannter Henkelthaler vom feinsten Silber gefunden und diesen Schatz für sich behalten haben; und soll auch der Jude, der ihm beim Auswechseln der Münzen behülflich gewesen, hiedurch reich geworden sein.

Es läßt sich leicht denken, daß hiedurch nicht wenig die Gier der Schatzgräber angestachelt worden ist. Diese haben denn auch schon von jeher ihr Unwesen auf dem Grapenwerder getrieben, wobei es freilich oft an ergötzlichen Scenen nicht gemangelt haben soll. Am meisten aber hat der Schatzgräberei auf dem Grapenwerder folgende Geschichte, welche sich dort zugetragen haben soll, Vorschub geleistet:

Es war einmal vor Jahren, als ein lapitzer Bauer, der aber nun schon lange todt ist, von Penzlin heimkehrte. Er hatte dort mehrere Einkäufe gemacht, weil er „Kindelbier"*) auszusteuern hatte. Dabei ward wol etwas mehr getrunken, als dienlich ist, und weil nun auch der Abend ziemlich dunkel war, so verfehlte der Mann den rechten Weg und anstatt grade aus nach Lapitz zu gehen, ging er rechts über den Grapenwerder-

*) Kindtaufe.

Damm nach dem Grapenwerder. Als er hier ankam, sahe er ein Feuer brennen und bei demselben zwei Männer beschäftigt.

„Da kannst du dir mal schön deine Pfeife anbrennen," dachte unser Bauer in seiner Einfalt, und weil er etwas wortkarg von Natur war, so trat er, ohne ein Wort zu sagen, näher, nahm sich eben so stillschweigend eine Kohle und legte sie auf seine Pfeife. Das aber schienen gar närrische Kohlen zu sein; für's Erste waren sie gar nicht heiß anzufühlen, obwol sie durch und durch glüheten, und dann waren sie auch alsobald verglimmt und schienen Steine geworden zu sein, sowie sie auf der Pfeife lagen.

Eine ächt mecklenburgische Natur läßt sich indeß nicht so leicht aus der Fassung bringen, und so langte sich denn auch der gute Bauer, als es mit der ersten Kohle nicht gehen wollte, eine zweite und mit derselben Seelenruhe eine dritte, vierte u. s. w. und warf die unbrauchbaren eben so unverdrossen bei Seite. Zuletzt, als er sahe, daß all sein Bemühen vergeblich war, wollte er sich auf den Rückweg machen. Da winkte ihn aber einer der Männer und bedeutete ihm, seinen Quersack aufzuthun.

Unserm Bauern mogte jetzt ein Licht aufgehen und so leistete er willig Folge. Die beiden Männer aber schütteten ihm von den glühenden Kohlen, die übrigens gleich verloschen, so viel in seinen Quersack, als er nur irgend zu tragen vermogte. Damit machte er sich denn endlich auf den Weg nach Hause, wo er erst spät in der Nacht keuchend und in Schweiß gebadet anlangte.

Hatte man auch wegen des Bauern langen Ausbleibens daheim viel Angst ausgestanden, so war nun doch die Freude um so größer, als er seinen Quersack ausschüttete und lauter blanke Goldstücke aus demselben auf den Tisch rollten.

Nun mußte der Glückliche erzählen, was ihm auf dem Wege begegnet war und wie er den großen Schatz erlangt hatte.

Am andern Morgen ganz frühe aber machten sich etliche von seinen Leuten auf, um an der bezeichneten Stelle nachzusehen, ob dort nicht noch mehr von dem edlen Metall zu finden wäre. Sie konnten jedoch nichts entdecken, nur fanden sie die Goldstücke, welche der Bauer am Abend vorher, als unbrauchbare Kohlen, bei Seite geworfen hatte.

Von diesem Funde soll sich des erwähnten Bauern Reichthum, welcher mindestens in Lapitz sprüchwörtlich war, herschreiben; und auch seine Nachkommen sind noch bis auf diesen Tag wohlhabende Leute.

Außerdem erzählt man sich noch von dem Grapenwerder, daß sich dort zu Zeiten ein kleines graues Männchen sehen lasse, und giebt es Leute zu Penzlin, welche dasselbe in dem Gesträuch wollen gesehen haben, wie es eiligst umhergekrochen ist. So soll es unter Andern auch einmal einen Knaben beim Vogelnestsuchen dermaßen erschreckt haben, daß derselbe davon krank geworden ist und wochenlang das Bett hat hüten müssen.

Der in der Müritz unweit Waren liegende grosse Bernstein.

Einer der größten und herrlichsten Bernsteine der Welt ruht, einer alten Sage nach, unweit der Stadt Waren, im tiefen Schooße der Müritz — dieses schönen und größten Landsees, nicht allein Mecklenburgs, sondern auch ganz Nord-

deutschlands. — Derselbe muß einen ungeheuren Werth haben, denn er soll so groß wie ein Haus und von seltener Reinheit und Durchsichtigkeit sein.

Aber noch keines Menschen Auge hat diesen wundervollen Bernstein erschaut und wird ihn auch wol je erschauen, da er Tag und Nacht auf das Sorgsamste von einer Nixe der Müritz bewacht wird.

Um diesem ihrer Obhut anvertrauten Kleinode stets nahe zu sein, hat sich die treue Hüterin tief unten auf feuchtem Seesgrunde eine Wohnung aus lauter kleinen Bernsteinstücken — woran die Müritz ziemlich reich und deren sie noch jetzt häufig, namentlich an den nördlichen Ufern bei Waaren, auswirft — erbaut. Ihre Schwestern, die Seejungfern aus den andern Theilen der Müritz und den nahe herumliegenden Gewässern, haben ihr in alten Zeiten dabei geholfen, indem sie die größten und klarsten Bernsteinstückchen aus allen Ecken und Enden des umfangreichen Landsees zusammentrugen und ihr daraus dann einen prächtigen Pallast kunstvoll zusammenfügen halfen.

Mit ängstlicher Aufmerksamkeit bewacht nun seit dieser Zeit die Nixe in ihrem durchsichtigen Hause diesen schönsten und herrlichsten Bernstein, und verbirgt das ihrem Schutze übergebene, unschätzbare Gut den Blicken der habsüchtigen Menschen.

Niemand darf sich ihrer Wohnung ungestraft nähern, und Jedermann sucht deshalb auch so viel als möglich ihr Gebiet zu meiden und hütet sich, dahin zu kommen. Naht sich aber dennoch Jemand unbewußt ihrem Pallaste, fährt einmal zufällig ein Nachen über denselben hinweg, dann bemächtigt sie sich seiner, dann hält sie ihn mit unsichtbaren Fingern fest, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und beunruhigt und ängstigt die darin Sitzenden, die, wenn sie endlich wieder nach langer

Zeit von ihr losgelassen werden, noch von großem Glücke nachsagen können, so mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Der Verwegene aber, welcher wissend mit seinem Boote der Seejungfer Bereich überfährt, ist des Todes; denn sofort ergreift sie ihn und zieht ihn hinunter in's schaurige Wellengrab.

Weiß man nun auch wol ziemlich die Gegend ihres Wohnortes, so weiß doch Niemand genau die Stelle anzugeben, wo er grade gelegen ist. Die Fischer und Schiffer, wie auch solche Leute, welche häufig mit ihren Fahrzeugen die blaue Fläche der Müritz durchfurchen und auf dem Wasser Bescheid wissen, werden selten von dieser den großen Bernstein bewachenden Nixe belästiget, da sie wenigstens doch ungefähr ihren Aufenthaltsort kennen und ihn stets zu umgehen bestrebt sind. Aber weniger auf dem Wasser Bescheid Wissende kommen mitunter ohne Absicht und Willen in ihre Nähe, und daher kommt es denn, daß man zuweilen hört: wie plötzlich auf hoher Müritz ein Kahn mit einem Male, als sei er angebannt, festgesessen und nicht von der Stelle gekonnt, wie sich die Leute in demselben beunruhiget und geängstiget, und wie sie dann endlich erst nach langen, vergeblichen Anstrengungen und Bemühungen, nach vielen Bitten, Beten und Weinen, schweißtriefend und todesmatt wieder losgekommen sind 2c.*)

Das ist dann das Seeweib gewesen, die entweder aus Sorge für den bewachten Bernstein, oder aus Zorn über ihre gestörte Ruhe die Menschen festgehalten, gequält und geängstiget hat, um in Zukunft nicht wieder von ihnen gestört und beunruhigt zu werden.

---

*) Noch vor ein Paar Jahren soll es so einer lustfahrenden Gesellschaft auf der Müritz ergangen sein.

Die Strafe eines Meineidigen zu Boitzenburg.
(Von N. N. zu B.)

Wer die Umgebungen Boitzenburgs näher kennt, der weiß auch, daß dort in dem Weichbilde derselben, theils in den Gärten halb versteckt, theils an den Landstraßen, einzeln kleine Häuser liegen, die von den Gewerbtreibenden der Stadt, namentlich vom Schifferstande, bewohnt sind.

In einem dieser Häuser, hart am Wege, wohnte einst ein Mann, der mit größeren Kenntnissen ausgestattet war, wie nach damaligen Begriffen der gewöhnliche Mann. Ihm waren die drei Hauptsachen der gewöhnlichen Lebenswissenschaft nicht unbekannt, er konnte lesen, schreiben und rechnen. Der gewöhnliche Mann konnte kaum nothdürftig lesen, geschweige denn schreiben und rechnen, und wer damals alle drei Fähigkeiten inne hatte, der galt schon für einen Gelehrten. Deshalb pflegte auch seine Mutter von ihm zu sagen: „Mein Sohn, der Advokat!“

Dieser Sohn, seines Zeichens ein Zimmermann, war weit in der Welt umher gewesen und hatte nicht allemal seinem redlichen Gewerbe angehangen, sondern manche lose Streiche ausgeführt. So, sagte man, sollte er sich einst unter falschem Namen von den Holländern haben anwerben lassen, habe das Handgeld genommen und sei darauf desertirt. Doch durfte man, bei Leibe nicht, ihm das in's Gesicht sagen, denn er verstand keinen Spaß.

Nachdem sein Vater gestorben, kehrte er in die Heimath zurück, um sein Erbe in Besitz zu nehmen; denn er war der älteste Sohn und ihm fiel das väterliche Haus anheim. Er

verheirathete sich und setzte das Geschäft seines Vaters als Zimmermeister fort. Von nun an nannte man ihn, zum Unterschiede von seinem Bruder, welcher als ein zwar weniger begabter, aber redlicher Mann in der Stadt wohnte und das Maurerhandwerk betrieb, „Buten-Peter", das heißt Peter draußen; wogegen sein Bruder „Binnen-Klas", das heißt Nikolaus in der Stadt, genannt wurde.

Allein unser Peter trieb alles Andere lieber, als sein Geschäft, und so kam es denn auch, daß es bald mit ihm den Krebsgang ging. Er vernachlässigte seine Kunden, besorgte nichts zur rechten Zeit und ließ die Gesellen ohne Arbeit auf dem Bauplatze stehen, während er in den Wirthshäusern saß. Bei solcher Führung mußte in ein Paar Jahren Alles zu Grunde gehen, da er nicht den Bitten seiner Frau und den vernünftigen Vorstellungen seines Bruders Gehör schenken und bei Zeiten einlenken wollte.

Doch Mancher hat oft mehr Glück als er verdient, so auch unser Peter. Wie alle Arbeit und Verdienst dahin war, wurde ihm noch, durch das inständige Bitten seiner Frau, welche beim Magistrat einen hohen Gönner hatte, ein städtischer Dienst zu Theil, welcher seinen Neigungen mehr zusprach, als die Holzaxt in der Hand auf dem Bauplatze zu stehen.

Er wurde die rechte Hand des städtischen Kämmerarius, hatte die Aufsicht über das städtische Baumaterial und über die Arbeiter. Hier war er recht an seinem Platze und konnte nach Belieben den Herrn spielen, wenn er nur seine Oberen sich zu Freunden hielt.

Wer etwas an die Stadt zu liefern hatte oder Arbeit zu haben wünschte, der mußte Herrn „Buten-Peter" seinen ergebensten Diener machen; denn sonst wurde er nicht beachtet,

oder man fand an den gelieferten Sachen so viel zu tadeln, daß er sich mußte erhebliche Abzüge gefallen lassen.

Kurz, Jeder fürchtete ihn und suchte seine Freundschaft nach, und Peter wußte dieses gut auszubeuten.

Einstmals beschloß man die Straßen der Stadt neu zu pflastern, und es wurden dieserhalb große Lieferungen an Steinen ausgeschrieben, welche unser Peter zu empfangen und Scheine darüber auszustellen hatte.

Zur selbigen Zeit wollte auch ein reicher Mann sich ein großes Haus bauen lassen, mit einem massiven Steinfundamente und einem großen Keller. Da nun die Fundamentsteine, durch die Lieferungen an die Stadt, theurer geworden und schwer zu haben waren, so beschloß er, unsern Peter für sich zu gewinnen, damit er ihm zu guten Bausteinen behülflich sei. Beide lernten sich auch, so sagte man, bald kennen und verstehen, und eines schönen Tages waren auf dem Bauplatze des reichen Herrn Steine in schönster Auswahl und reichlich vorhanden, während sie bei der Straßenpflasterung zu mangeln begannen.

Man murrte laut und schalt den Peter einen Betrüger; und da die Sache Aufsehen erregt hatte, so sah man sich genöthigt, den Peter seines Dienstes zu entlassen und in Untersuchung zu ziehen.

Der Proceß gegen ihn wurde mit aller Umständlichkeit geführt, und obgleich die Beweise klar zu Tage lagen, so schwor sich doch unser Peter von der That frei, indem er sich hoch und theuer vermaß: „Wenn ich falsch geschworen, so soll mir die Zunge aus dem Halse faulen."

Damit stürzte er fort aus der Gerichtsstube.

Aber furchtbar rächte sich das Geschick an ihm; denn kurze Zeit darauf fühlte er einen Stich in der Zunge. Sie wurde

so dick, daß er nur lallend reden konnte und zeigte endlich widrige Eiterbeulen; und wer in seiner Nähe saß, der wurde von dem Pesthauche seines Mundes höchst unangenehm berührt. — Er wurde gestraft an dem Organe, mit dem er gefrevelt! —

Wenn er so in den Straßen der Stadt, finsteren Blickes, den Hut tief im Gesichte, einherwandelte, so wich Alles scheu vor ihm; selbst seine besten Freunde kannten ihn nicht mehr. Doch wollte Einer, der mehr Mitleiden fühlte, wie die Anderen, ihn anreden, so floh er entsetzt von dannen. — Das war die Macht des bösen Gewissens! —

Endlich nach wochenlanger, unendlicher Qual, starb er an jener fürchterlichen Krankheit, dem Zungenkrebse, nachdem er auf dem Todtbette, wo es leider zu spät war, sich noch einmal bemüht hatte, zu reden.

Ein dumpfes Röcheln war nur noch vernehmbar gewesen, darauf war seine Seele entflohen, um Rechenschaft abzulegen vor jenem höheren Richter, wo jedes Leugnen vergebens ist.

Auch jenem reichen Mann wurden die Fundamentsteine, worauf er sein Haus gebaut, zum Fluch; er erkrankte und siechte bald darauf sichtbar dahin, bis er zuletzt nur noch, gleich einer wandernden Leiche, mühsam am Stabe dahinschlich.

Nach Jahresfrist starb auch er und hinterließ einen ungerathenen Sohn, der bald das väterliche Erbe vergeudete und sich durch ausschweifenden Lebenswandel ein frühes Grab bereitete.

So kam auch dies unrecht erworbene Gut nicht mehr auf den dritten Erben, sondern ging alsbald in fremde Hände über. „Unrecht Gut gedeiht nicht!“ konnte man auch hier mit Recht sagen.

In der Nähe von Peters einsamem Hause war es lange Zeit nicht recht geheuer. Man sagte, sein Geist könne im Grabe nicht Ruhe finden und irre in der Gestalt eines schwarzen Pudels ohne Zunge in den Wegen umher, der die Menschen bei nächtlicher Weile durch sein heiseres Geheul erschrecke.

Alte fromme Mütter, welche zu später Abendstunde dieses Weges kamen, sprachen still ein Vaterunser und eilten scheu vorüber.

Auch pflegte man den Kindern, welche nicht zur Ruhe wollten, drohend zuzurufen: „Warte nur, der schwarze Peter kommt,“ worauf dann die Kleinen still bei Seite krochen.

Wovon Bannenbrück bei Neu-Brandenburg seinen Namen erhalten haben soll.

(Von **C. Langmann**, Lehrer zu Sponholz.)

Die zum sponholzer Territorium gehörende Unterförsterei Bannenbrück soll ihren Namen von der unweit davon entfernten steinernen Brücke haben, die man auf dem Wege von Pragsdorf nach Stargard trifft.

Bei dieser Brücke soll nämlich in früherer Zeit eine Bande Wegelagerer ihr Schandgewerbe getrieben haben, indem sie über die Brücke eine Schnur, die zu ihrem Schlupfwinkel führte, gezogen. Sobald nun ein Reisender dieses Weges gekommen und mit den Füßen die Schnur berührt, hat ein daran befindliches Glöcklein die Räuber sogleich aufmerksam hierauf gemacht, die dann auch nicht gesäumt über den Armen herzufallen, ihn auszurauben und oft gar zu ermorden.

Ein merkwürdiges Bild in der St. Nikolai-Kirche zu Rostock.

(Von H. Pintz, Kämmerarius zu Röbel.)

Vor etwa 50 Jahren fand ich in Rostock, in dem Hause meines damaligen Principals, zufällig ein Lesebuch, die Reisebeschreibung eines gewissen Jemands aus älterer Zeit — wahrscheinlich aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — So viel ich mich noch erinnere, hatte dieser Jemand die Seestädte der Ostsee, von Kiel bis zur russischen Grenze, bereiset und beschrieb er nun die Merkwürdigkeiten der besuchten Städte. Ich wurde sogleich auf Rostock aufmerksam und fand unter Anderm, daß dieser N. N. auch in der St. Nikolaikirche gewesen war und eines dort befindlichen Bildes erwähnte, welches durch seine zwei verschiedenen Unterschriften berühmt geworden ist.

Nach der Beschreibung des N. N. stellte das Bild die Verkündigung Maria dar, und zwar den Augenblick, als der Engel Gabriel der Gebenedeiten die göttliche Botschaft brachte. Das Bild soll, wie das Buch weiter berichtete und wie ich es nachher auch mündlich hörte, durch folgende Veranlassung entstanden und in die Kirche gekommen sein:

Ein reicher Geizhals, der sein großes Vermögen wol nicht auf ganz redliche Art zusammengebracht und wahrscheinlich die Armuth viel gedrückt hatte, glaubte durch ein Geschenk an die St. Nikolaikirche seine Sünden abbüßen zu können. Er ging deshalb zu einem Maler, mit dem er viel in Geldsachen zu thun hatte, und ließ von diesem das beregte Bild anfertigen, doch ohne vorherigen Accord.

Als das Bild fertig war, ging der Geizhals wieder zum Maler, um es zu besehen und zu bezahlen, fand aber die geforderte Summe viel zu hoch. Da der Künstler den reichen Mann nicht erzürnen wollte und konnte, so mußte er es für die Hälfte des geforderten Preises weggeben und auch noch obendrein als Zugabe eine Unterschrift hinzufügen.

Der Maler, welchem die Unterschrift zu wählen überlassen worden war, schrieb darunter: „Recht thun währt lange!“ wornach denn das Bild in der Kirche aufgehängt wurde.

Das Bild wurde alsbald als ein vorzügliches Kunstwerk anerkannt, jedoch die Unterschrift nicht für passend gehalten, indem sie sich zu sehr auf die Persönlichkeit des reichen Geizhalses beziehe. Dieser hatte das Urtheil kaum gehört, als er auch schon zum Maler eilte, ihm heftige Vorwürfe machte und von ihm verlangte, statt dieser Inschrift die Worte der Maria zu setzen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der Maler sagte: „Das kann ich machen, aber es ist zu mühsam; ich muß fast das ganze Bild neu malen und deshalb müssen Sie mir jetzt noch einmal so viel Geld geben, als ich schon bekommen habe.“

Der Geizhals mußte nothgedrungen einwilligen. Der Maler aber überarbeitete die ersten Worte so meisterhaft, daß sie scheinbar nicht zu sehen waren, und setzte dafür die zweite Unterschrift; worauf denn auch das zweite Honorar gezahlt wurde.

Unser gute Künstler hatte aber so geschickt gearbeitet, daß in der Kirche allenthalben die letzte Unterschrift zu lesen war, während man auf einer Stelle, von nur wenigen Quadratfuß, ganz deutlich die erste und nicht die zweite Inschrift sah.

Allgemein fand man, daß dies nun ein noch größeres Kunstwerk sei, und so wurde denn beschlossen, — da auch der

Geizhals inzwischen plötzlich verstorben war — daß es mit den beiden Inschriften so bleiben solle.

Am nächsten Sonntage ging ich sofort in die St. Nikolaikirche, um mich selbst von Allem zu überzeugen. Leicht fand ich auch das Bild, die Figuren in Lebensgröße abgebildet und mit der letzten Unterschrift: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ versehen. Nach beendetem Gottesdienst suchte ich auch die Stelle zu finden, von wo aus man auch die zweite Unterschrift sehen konnte, was mir ebenfalls gelang, indem ich von hier aus, statt der ersteren, die Worte las: „Recht thun währt lange!“

Ob dies merkwürdige, wahrscheinlich schon einige hundert Jahre alte Bild, nach der kürzlich stattgefundenen inneren Restauration der St. Nikolaikirche, dort noch jetzt vorhanden sein mag, steht dahin; vor 50 Jahren hatte es daselbst seinen Platz zur rechten Seite der Orgel, an einem Pfeiler der großen Wand.

Der spukende Trommelschläger in dem unterirdischen Gange zwischen der Festung Dömitz und der hannoverschen Stadt Danneberg.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Etwa zwei Meilen von Dömitz, jenseit der Elbe, liegt das hannoversche Städtchen Danneberg, der Hauptort einer alten

Grafschaft, die 1303 durch Kauf an Lüneburg kam.*) Zur Zeit nun, als den Grafen von Danneberg auch Dömitz gehörte, waren beide Festungen durch einen unterirdischen Gang, unter der Elbe hindurch, mit einander verbunden, dessen Zweck wol war, der Besatzung Hülfstruppen und Lebensmittel zuzuführen, wenn einmal die eine oder die andere Festung hartnäckig und lange belagert werden sollte.

Nur Wenige haben sich später durch diesen Gang begeben. Gewöhnlich war die Luft in demselben dumpf und unerträglich, und man sah sich alsbald genöthigt, den Rückweg anzutreten.

Der letzte Wanderer dieses Weges war ein Trommelschläger der dömitzer Besatzung — zur Zeit als Herzog Carl Leopold **) dort residirte — der wegen eines Vergehens gegen seinen Vorgesetzten in einen dumpfen Kerker geworfen wurde. Es gelang ihm, aus demselben zu entkommen; aber kaum war er am jenseitigen Ufer der Elbe angekommen, da packten ihn auch schon seine Verfolger. Er wurde zurückgebracht, in ein noch festeres Gewahrsam geworfen und endlich verurtheilt, sich, zur Strafe für sein Entlaufen, trommelnd durch den unterirdischen Gang nach Danneberg zu begeben. Wol bat er flehentlich, ihm doch diesen Gang zu erlassen, aber vergebens.

Zur festgesetzten Stunde trat der Trommelschläger im vollen Paradeanzuge, der auch zugleich sein Todtengewand werden sollte, den Marsch an. Wacker schritt er vorwärts, so

*) Der diesseits der Elbe gelegene Theil der ehemaligen Grafschaft Danneberg, wozu auch Stadt und Festung Dömitz gehörten, kam aber später, 65 Jahre nach dem Aussterben der Grafen von Danneberg, mit Ausnahme des jetzigen hannoverschen Amtes Neuhaus, im Jahre 1372 an Meklenburg.

**) Siehe Anmerkung Seite 193 zweiten Bandes.

Der Herausg.

daß seine Freunde, die ihn zu Kahn auf der Elbe und dann zu Fuß auf der Oberfläche der Erde begleiteten, kaum so schnell dem dumpfen Klange der Trommel folgen konnten.

Bald war die Hälfte des Weges zurückgelegt. Immer weiter ging es, man war nur noch eine halbe Stunde von Danneberg entfernt. Aber ach! als man den Soldaten schon für gerettet hielt und vor Freude jauchzte, da hielt er plötzlich zu trommeln inne und wurde nicht wieder gehört.

In Danneberg, wo es inzwischen bekannt geworden war, daß der Trommelschläger der Stadt schon auf eine halbe Stunde nahe sei, war Alles auf den Beinen, um ihn zu empfangen, aber er kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Mitternacht, und noch immer kam er nicht; er ist auch nie angekommen.

Nach einer andern Sage hat der Trommelschläger Depeschen nach Danneberg bringen sollen. Man hat ihn noch bis eine halbe Stunde vor dem Orte trommeln hören, aber angekommen ist er dort nicht.

Nach dieser Zeit hat Niemand wieder diesen unterirdischen Gang zu betreten gewagt; der Trommelschläger ist der Letzte gewesen. Sein Geist soll noch heute in dem Gange herumwandeln und will man ihn zuweilen auch noch dort unten trommeln hören.

Die Teufelsbrücke im gahlenbecker See bei Friedland.

Südöstlich von Friedland liegt an dem über eine halbe Meile langen gahlenbecker See der gleichnamige, große Hof Gahlenbeck.*) Von dem jenseitigen Ufer dieses Sees, das aus unabsehbaren Wiesenflächen besteht, erstreckt sich eine höchst wahrscheinlich künstlich hergestellte Landzunge bis etwa zur Mitte in denselben hinein, welche man allgemein die Teufelsbrücke nennt.

Nach einer alten Sage soll diese Landzunge auch wirklich der Rest eines Dammes oder einer Brücke sein, die der Teufel einmal durch den ganzen gahlenbecker See bauen wollte. Ueber die Veranlassung zu einem solchen Baue erzählt man sich Folgendes:

In uralten Zeiten wohnte ein Schäfer zu Gahlenbeck, der sich kümmerlich von dem Ertrage seiner Heerde ernährte; denn die Weide war mager, seine Schafe konnten darauf nicht gedeihen und ihm deshalb auch nur wenig einbringen. Mit sehnsüchtigen Blicken hatte der Schäfer schon oft nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees geschaut und sich gewünscht, dort auf dem fetten Wiesengrunde seine Heerde immer weiden zu können; aber leider durfte er an die Ausführung seines frommen Wunsches nicht denken, da es viel zu weit war, täglich

*) Das Herrenhaus, noch jetzt von einem breiten Wallgraben umgeben, liegt auf der Stelle, wo sich früher die alte feste und berühmte Burg Gahlenbeck erhob, von welcher noch manche Ueberbleibsel und Ruinen erhalten sind. Schon 1393 wird das altadelige Geschlecht der von Rieben als Besitzer Gahlenbeck's genannt, dem dasselbe auch jetzt noch gehört und als Wohnsitz dient.

den zwischen ihm und den herrlichen Wiesen liegenden See mit seinen Schafen zu umtreiben.

Als unser Schäfer eines Abends wieder mit seiner hungerigen Heerde von der kärglichen Weide nach Hause zurückkehrte, und unterwegs seine Blicke auf das jenseitige Ufer mit seinem üppigen Graswuchse fielen, da rief er ärgerlich aus: „Ih, so wollte ich doch was drum geben, wenn mir der Teufel eine Brücke über den See bauen wollte!"

In derselben Nacht erschien nun auch wirklich der Böse vor des Schäfers Bett, und machte ihm mit schönen Worten und unter allerlei Kratzfüßen den Vorschlag, noch in derselben Nacht eine Brücke über den See zu bauen, wenn er ihm dafür seine Seele verschreiben wolle.

Der Schäfer aber wollte nicht hierauf eingehen, sondern bat vielmehr den Teufel, sich zu entfernen und ihn in Ruhe zu lassen. Dazu hatte dieser aber nicht die mindeste Lust, weshalb er dem Schäfer jetzt das Anerbieten machte, ihm nur für den Fall seine Seele zu verschreiben, wenn er mit dem Bau der Brücke eher fertig werde, denn der Hahn dreimal gekräht hätte.

Der Schäfer war still hierzu, und schien sich die Sache zu überlegen. Mit boshafter Freude gewahrte dies der Pferdefuß, jetzt schien es ihm Zeit, den günstigen Augenblick zu benutzen. Schnell begann er daher dem armen Manne mit den lebhaftesten Farben seine glänzende Zukunft auszumalen, wenn er sich seinem Willen fügen werde. Mit einer Geschwätzigkeit, mit einer Redefertigkeit, wie sie nur dem Teufel und bösen Menschen eigen ist, schilderte er ihm, was er dann haben werde, wenn er erst täglich drüben seine Heerde weiden könne; wie dieselbe dann schnell zunehmen und sich vermehren, welcher Gewinn ihm daraus erwachsen, ja zu welchem Reich-

thume er dadurch gelangen werde; wie fröhlich, wie so flott und schön er dann leben könne, während er jetzt darbe und mit Noth und Sorgen zu kämpfen habe 2c.

Und wirklich, es gelang denn auch endlich dem schändlichen Versucher, das Herz des Schäfers zu bethören und ihn dahin zu bringen, seine Seele der Hölle zu verschreiben, wenn die Brücke durch den See vorher fertig werde, ehe der Hahn dreimal gekräht.

Hierauf hatte der Teufel den Schäfer verlassen, und dieser lag nun wieder allein in seiner kleinen Kammer auf dem ärmlichen Strohlager. Er versuchte wieder einzuschlafen, aber der Schlaf floh seine Augen und allerlei böse Gedanken kamen ihm in den Sinn. Ein furchtbares Lärmen und Toben, was sich bald draußen erhob und vom See her zu ihm drang, zeigte ihm an, daß der Teufel bereits bei dem Baue begonnen habe.

Angst und bange wurde es jetzt dem Armen in seinem Bette, und eiskalt rieselte es ihm durch die Glieder, als er daran dachte, daß der Teufel doch vor Tagesanbruch, ehe die Hähne zu krähen begännen, fertig werden könne, und daß er dann für immer verloren, für immer der ewigen Verdammniß anheimgefallen sei.

Der Angstschweiß quoll dem armen Schäfer in großen Tropfen von der Stirne, als er nach einiger Zeit sein Lager verlassen und durch das Fenster hinaus nach dem See sah. Es war stockfinstere Nacht draußen, einzelne Blitze durchzuckten das dunkle Gewölk und leuchteten dem Teufel bei seiner Arbeit. Mit furchtbarer Gewalt riß er Bäume aus der Erde, und seine höllischen Geister haueten, klopften und hämmerten mit einer Geschäftigkeit, als wären tausende von Zimmerleuten versammelt. Mit Schaudern und Entsetzen sah der Schäfer,

daß die Brücke schon halb fertig war, aber noch lange war es nicht Tag, noch immer wollte kein Hahn krähen.

Schon sah sich der vor Angst und Schrecken mehr todte als lebendige Hirte im Geiste in der Hölle, schon kostete seine gefolterte Seele alle die gräßlichen Qualen der ewigen Verdammniß, da sank er endlich auf's Aeußerste erschöpft auf seine Knie und flehete zu Gott um Beistand und Hülfe.

Und sein Gebet wurde erhöret; der Allerbarmer hatte dem Bedrängten einen Weg zu seiner Errettung gezeigt. Denn alsbald lief der Schäfer mit einem Beutel zu seinen Hühnern, machte den Hahn munter und warf ihm von dem mitgebrachten Hafer vor. Dieser, höchlich erfreut hierüber, fing sogleich an lustig zu krähen. Und als das hingestreuete Futter verzehrt, und sein Herr ihm solches wiederum vorwarf, da krähete der dankbare Hahn nochmals und dann nochmals, als dies wiederholt wurde.

Der Teufel hatte da draußen bei seiner gewaltigen Arbeit den Hahnenschrei wol vernommen, als er aber den ersten hörte, sagte er höhnisch:

„Dat iß de Witt,
Dat iß so vähl, als wenn de Hund ......!" *)

denn die Brücke war nun schon über dreiviertel fertig.

Als er aber bald darnach den zweiten Hahnenruf hörte, da rief er ärgerlich:

„Dat iß de Rohd',
Dat geht mie dörch't Blood!" **)

---

*) „Das ist der Weiße — Hahn —,
Das ist so viel, als wenn der Hund ....!"

**) „Das ist der Rothe,
Das geht mir durch's Blut!"

Und als nun endlich gleich darauf das dritte Gekrähe in die Ohren des Teufels drang, da brüllte er außer sich vor Wuth:

„Dat iß de Schwart,
Dat geht mie dörch't Hart!“ *)

und damit warf er Alles hin, ließ Alles stehen und liegen; denn er hatte ja nun verloren und alle Arbeit und Mühe war umsonst gewesen. Und mit großem Gepolter und Geräusch schwang er sich auf und fuhr, sammt allen seinen teuflischen Geistern, in Sturmessausen durch die Lüfte dahin, zurück nach seinem fürchterlichen Höllenreiche.

Der Schäfer aber dankte Gott für seine gnädige Errettung aus den Krallen des Bösen und aß von nun an mit Demuth und Zufriedenheit sein schwarzes Brod, ohne je wieder seine Blicke mißgünstig nach dem jenseitigen Ufer zu richten.

Als man, so fügt die Sage zum Schlusse hinzu, nach mehreren Jahren den angefangenen und über dreiviertel fertig gewordenen gahlenbecker Brückenbau ganz vollenden wollte und schon rüstig dabei begonnen hatte, da mußte man doch bald wieder von diesem Unternehmen abstehen; denn was die Leute am Tage arbeiteten, das zerstörte der Teufel regelmäßig in der nächsten Nacht wieder.

Also ist das Werk des Bösen, allgemein die Teufelsbrücke genannt, bis auf diesen Tag unvollendet geblieben. Immer mehr und mehr ist der Bau versunken und jetzt zwar schon so tief, daß nur noch die Hälfte von der ehemaligen Länge des-

*) „Das ist der Schwarze,
Das geht mir durch's Herz!“

selben aus dem Wasser hervorragt. Und da nun das Ganze über und über mit Rasen dicht bewachsen ist, so sieht es zur Zeit eher einer künstlichen Landzunge, als einer Brücke ähnlich.

Der Schlossberg bei Helpte unweit Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Die helpter Berge, die höchsten Erhebungen des von Süd-Osten nach Nord-Westen sich durch beide Mecklenburg hinziehenden, sehr breiten Landrückens, erreichen eine Höhe von 600 Fuß über der Meeresfläche und sind auf ihrem Gipfel geziert durch den im stargarder Lande berühmten, sogenannten helpter oder hohen Baum, eine Buche, die ungefähr 20 bis 30 Fuß über die Kronen aller Waldbäume hervorragt und meilenweit im Lande gesehen wird.

Früher führte eine Leiter bis in die Spitze des Baumes, worin Tische und Bänke angebracht waren und Derjenige, welcher die Mühe des Steigens bis zu dieser schwindelnden Höhe und dem luftigen Ruhesitze überwunden hatte, wurde mit einer herrlichen Fernsicht belohnt. Mit bewaffneten Augen sah man die Ostsee und Stettin, dem unbewaffneten zeigten sich, außer den nächsten gesegneten Fluren Mecklenburgs, die Städte Straßburg, Prenzlau, Pasewalk, Anklam, Treptow a. T., Friedland u. s. w.

Vor einigen 20 Jahren sind die Leiter und die Kronen-Einrichtung, ihres morschen Zustandes wegen, fortgenommen worden, und auch, wol um dem Wachsthum und der Entwicke-

lung des schönen Baumes nicht zu schaden, keine neuen wieder angebracht. Im Sommer des Jahres 1858 ist aber ganz in der Nähe des hohen Baumes ein hölzerner Thurm, wie deren mehrere zum Zweck der trigonometrischen Vermessung des Landes erbaut sind, auch hier errichtet worden, und so kann der Naturfreund wieder die herrliche Aussicht genießen und hat dazu noch das Vergnügen, den großen Baumriesen ganz in seiner Nähe betrachten zu können.

Einer der nach Süden hin auslaufenden Hügel dieser sogenannten helpter Berge führt den Namen Schloßberg und er ist es, an den sich die nachfolgende Sage knüpft, wozu es mir nicht unpassend erschien, das Interessante über die Oertlichkeit voraufzuschicken. Ob er den Namen deshalb führt, weil hier früher einmal ein Schloß gestanden hat, ist mir nicht zu ermitteln möglich gewesen.

Ein früherer Besitzer von Helpte — die Sage nennt ihn Herrn von Rahn — zu dessen Grundbesitz auch der Schloßberg gehörte, hatte erfahren, daß in demselben ein sehr großer Schatz an Geld verborgen sei. Seine heruntergekommenen Geldverhältnisse ließen es ihn dringend wünschen, das Geld zu heben, und er war angelegentlichst besorgt, einen Mann auszukundschaften, der das Geld heraufbeschwören könne.

Endlich hört er von einem unter den zu Pasewalk stehenden Dragonern, daß er ein untrüglicher Schatzgräber sei und setzt ihn von seinem Vorhaben in Kenntniß. Auf sein Ansuchen ist dieser auch zum Herbeischaffen des Geldes bereit, und zwar gegen eine Belohnung von 300 Thalern, die er sich durch eine Caution von Seiten des Herrn von Rahn sicher stellen läßt. Auch die nöthigen Arbeiter mit Hacken und Schaufeln muß ihm Herr von Rahn zur Hand geben, und es geht jetzt rüstig an's Werk.

Aber die Schatzgräber haben noch nicht lange gearbeitet, da kommt plötzlich hinter einer Buche eine Frauensperson hervor, die auf sie zutritt, sich als Schloßcastellanin vorstellt und nach ihrem Begehr fragt. Der Werkführer wird nun auch zum Wortführer und sagt, er wolle das dem Herrn von Rahn gehörige Geld haben, denn der sei Grundherr des Berges und so gehöre ihm auch das, was im Berge verborgen sei. Die Castellanin erwiedert ihm jedoch hierauf, Herr von Rahn könne nichts davon kriegen; aber später werde Helpte unter die Herrschaft der Herren von Oertzen kommen, die könnten und würden das Geld heben, um damit Helpte, das inzwischen durch Feuersbrunst zu Grunde ginge, wieder neu aufzubauen und die hülfsbedürftigen Einwohner zu unterstützen. Wolle er jedoch 300 Thaler haben, die könne er unter einer Buche finden, sie gehörten ihr und sie wolle sie ihm schenken.

Das will der Dragoner aber nicht annehmen, indem er behauptet, er sei berechtigt, das ganze im Berge versteckte Geld zu heben und Niemand könne ihn hindern, hier seinen Arbeiten nachzugehen. Augenblicklich erhält er mit dem Schlüsselbund von der Frauensperson einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzt und erst lange Zeit nachher wieder erwacht.

Die Castellanin war verschwunden, die Arbeiter sämmtlich entflohen, und da unser Dragoner auch nicht Lust hatte, allein fortzuarbeiten, so machte er sich eiligst auf, um aus dem Bereich der unheimlichen Gegend zu kommen.

Noch eine andere Sage knüpft sich an diesen Schloßberg, wozu mir aber nur die Umrisse mitgetheilt worden sind, die ich jedoch hier gleich mit veröffentlichen will, vielleicht, daß sich

später ein vollständiges Material zusammenbringen läßt, um dann hier wieder anknüpfen zu können:

An einem bestimmten Tage trifft ein Wanderer ein Schloßmädchen mit Putzen von Silberzeug beschäftigt. Sie legt ihm verschiedene Fragen vor und nimmt ihn, im Fall er sie beantworten kann, mit in das unterirdische Schloß; im entgegengesetzten Falle jedoch schlägt sie ihn mit einem Schlüsselbunde um den Kopf und verschwindet.

Die Glocken aus dem Teufelsee bei Horst, unweit Tessin.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn man auf der Chaussee von Rostock nach Tessin reiset und etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt hat, trifft man einen kleinen, von der Chaussee, mehreren Bächen und vielen Fußsteigen durchschnittenen Eichenhain, welcher im Sommer sehr oft von zahlreichen Gesellschaften — die entweder Gäste der an dem Saume des Hains liegenden Wirthshäuser, oder bei etlichen hier befindlichen Wundereichen hülfesuchende Kranke sind — besucht wird.

Im Norden dieses Hains erblickt man in der Entfernung einer Viertelstunde das Dorf Thulendorf mit seinem alten, aus Feldsteinen erbauten Thurm und seinem gleichen Kirchlein und seinen vielfachen Obstbaum- und Heckenanpflanzungen. Im Süden aber sieht man eine große, ebene, rings von einer kleinen Hügelkette umgebene Wiese, „will Wisch“ genannt, und hinter derselben, auf der Hügelkette, ein halbes Dutzend grö-

ßere und kleinere Höfe und Dörfer, unter welchen das bedeutende und durch seine ziemlich kolossale Kirche sich bemerkbar machende Petschow in mancherlei Hinsicht das wichtigste ist.

Reiset man weiter auf der Chaussee bis etwa auf das zweite Drittel der Strecke, so wird die ohnehin nicht einförmige Gegend noch freundlicher, indem das hügelige, fruchtbare Ackerland in lieblicher Weise mit Eichen-, Buch- und Bruchholz, mit Wiesen und Mooren wechselt und dazwischen die blauen Wasserspiegel dreier Seen sichtbar werden. Diese Seen liegen bei den gräflich von bassewitzschen Gütern Horst, Vietow und Wohrenstorf. Zwei derselben, der horster und vietower See, sind klar wie Krystall und fischreich, wie wenige Seen Mecklenburgs. Der dritte aber, welcher am Rande eines sehr bedeutenden Torfmoores liegt und nur der Teufelssee genannt wird, hat trübes, fast schwarzes Wasser, eine nach Behauptung der Fischer unergründliche Tiefe und eigentlich gar keine Fische. Auf keiner Stelle kann man zu seinem Wasser gelangen, weil rund umher mehrere hundert Schritte breit nur eine sehr dünne Wiesennarbe auf fast flüssigem Schlamme ruhet, die beim Betreten zwei bis vier Fuß in den Schlamm bringt und jeden Augenblick zu reißen drohet.

An der Stätte dieses Sees lag in alter, heidnischer Zeit eine Stadt, welche tiefer gesunken war in Abgötterei, Zauberei und sonstigem heidnischen Wesen, als manche andere Stadt jener Zeit. Der Teufel freute sich ob der Blüthe, zu welcher sein Reich in dieser Stadt gelangt war und gab Glück und Wohlleben, so viel in seinen Kräften stand. Doch Gott, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntniß und Gnade kommen, sandte christliche Priester in diese Gegend und ließ das segenspendende Evangelium von Jesu Christi verkündigen. Das Wort fand auch einen guten

Boden, denn Gott lenkte die Herzen der Menschen, daß sie Gefallen hatten an der frohen Botschaft, und daß sie sich taufen ließen zu Hunderten und wieder Hunderten. Bald mußten die heiligen Haine und Götzentempel weichen und einem christlichen Kirchlein Platz machen. Alltäglich wanderten die umherwohnenden, zur Buße erwachten Heiden dahin, um das seeligmachende Wort aus dem Munde eines Priesters zu vernehmen. Zwei große Glocken, welche durch die reichlich zusammengebrachten Gaben der nicht unbemittelten Gemeinde erstanden waren, sandten ihre Triumphlieder weithin durch die Wälder und Felder, Heiden und Weiden und luden zur Messe und Vesper, zur Andacht und Buße ein.

Der Teufel hatte Alles versucht, sein mit Macht zusammenbrechendes Reich zu retten, er hatte Aufruhr und Priestermord, Wasser und Dürre gebraucht, aber Alles vergebens; die Gemüther waren auf bessere Bahnen gerathen und er vermogte nicht mehr, sie wieder zurück zu bringen. Da beschloß er, die Stadt von der Erde zu vertilgen, daß man nie ihre Stätte mehr finden könne. Und das that er. Zuerst erschien er persönlich in der Stadt und lud zu einem Opfer in einem nahen Eichenhain ein, da aber Niemand seiner Einladung folgte, entwich er wieder. Er kam aber bald auf einem Wetter zurück, das mit solcher Furchtbarkeit vom Norden heraufzog, wie ein gleiches noch nicht auf Erden gesehen war. Oben auf den Wolken saß nun der Teufel selber und warf mit Blitzen in die Stadt, als wären es Kinderbälle. Zwar gelang es den Gläubigen noch zur rechten Zeit aus dem Ort des Verderbens zu fliehen, allein all ihr Hab' und Gut blieb dem Zorn des Teufels Preis gegeben. Und man ließ ihm solches gern, man hatte es als Kinder der Bosheit und Finsterniß unter seiner Herrschaft erworben, warum sollte man also jetzt dessen Verlust beweinen?

Die Stadt hatte der Teufel tief in den Erdboden hinein geschlagen, und er selber soll ihr darnach nachgezogen sein mit all seinen Wolken, welcher so viele waren, daß sie die ganze entstandene Höhle ausfüllten und also die Stadt bedeckten, damit Niemand von des Teufels abtrünnigen Unterthanen in dieselbe zurückkehren konnte. Diese Wolken befinden sich noch bis auf den heutigen Tag in der Höhle und bilden den jetzigen Teufelssee.

Aber obgleich die Stadt in der Gewalt des Teufels war, über die Kirche und den Kirchthurm hatte er doch seine Macht nicht erstrecken können. Diese blieben stehen auf der Oberfläche des Sees, bis sie verfielen, welches schon nach etlichen Jahrzehnten geschah, da Thurm und Kirche nur für den ersten Nothfall leicht und aus Holz erbauet waren. Bei dem Verfall des Thurmes sanken auch die Glocken in die Tiefe, aber nicht für immer. An jedem Johannistage stiegen sie empor und ließen ihre Töne erschallen, so klagend und zu Herzen gehend, daß Jedem, der sie hörte, die Thränen über die Backen rieselten.

Wenn nun die Glocken an einem Johannistage auf dem Wasser schwammen und die Leute von nah und fern durch ihre klagenden Melodien herangerufen hatten, dann wurden von diesen alle Mittel versucht, sie aus der sie gefesselt haltenden teuflischen Macht zu befreien. Doch kein Mittel half, keine Kraft vermogte die Glocken auch nur eine Linie breit von der eingeschlagenen Richtung abzulenken. Von neun Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags bot sich dieses Trauerspiel den Augen und Ohren der Zuschauer dar, welche während dieser Zeit alles Mögliche thaten, die Glocken in ihre Gewalt zu bekommen. Da aber Alles vergeblich war, so mußten denn endlich auch die Muthigsten verzagen und ihre Hoffnungen aufgeben.

So mogten die Glocken schon hundert- und mehrmal

heraufgestiegen und eben so oft wieder verschwunden sein, da geschah es, daß ein junger Fischer von den benachbarten Seen, Hans Döppe soll er geheißen haben, auch einmal einen Versuch machen wollte, auf dem Teufelssee zu fischen. Er ließ sich dieserhalb früh Morgens sein Fahrzeug dahin helfen, stieß vom Ufer ab und warf seine Netze aus, unbekümmert darüber, daß es gerade Johannistag war, wo die Glocken wieder auf die Oberfläche des Sees kommen würden.

Zweimal schon hatte der emsige Fischer seine Netze an's Land gezogen und nichts gefangen; noch einmal wollte er's versuchen und dann, falls er wieder nichts fangen würde, heimkehren; denn die Sonne stand schon hoch am Himmel, und dumpfe Glockentöne aus der Tiefe deuteten an, daß die neunte Morgenstunde, in welcher die Glocken empor stiegen, nicht mehr sei. Er eilte, so schnell wie möglich, den Zug zu beenden, allein als er sein Netz etliche Klafter gezogen hatte, saß es, von unsichtbaren Kräften gehalten, wie angewurzelt fest und war nicht von der Stelle zu bringen. War es voll Fische oder voll Modde, oder voll sonst etwas? Der Fischer wußte es nicht; er untersuchte es auch nicht, weil er hier Teufelskniffe und dergleichen befürchtete. Und doch, trotz dieser Furcht, konnte er das Netz nicht verlassen, ein Etwas gebot ihm, nicht von dannen zu gehen. Lange Zeit arbeitete er vergebens mit der größten Anstrengung; seine Herzensangst ließ ihn nicht gewahr werden, daß die Glocken auf dem See fehlten und sich daher leicht in seinem Netze befinden konnten.

Endlich nach drei Stunden gelang es ihm, das Netz von der Stelle zu bringen und es nun sogar mit Leichtigkeit an's Land zu ziehen. Da sah er den Grund und die Ursache seiner großen und so lange vergeblich geschienenen Anstrengung; denn in seinem Garne hingen zwei Glocken, so groß und so glänzend,

wie er sie noch niemals gesehen hatte. Gern vergaß er nun seine Mühe; was Hunderte und Tausende vor ihm vergebens versucht hatten, war ihm ja jetzt gelungen.

Die Kunde von der Erlösung der Glocken im Teufelssee durchflog bald alle umliegenden Ortschaften, und eine derselben kam nach der andern herbei, das Geschehene zu bewundern und die Glocken zu sehen. Auch nach Rostock flog die frohe Nachricht und viele ehrbare Männer dieser Stadt zogen hinaus nach dem $2^1/_2$ Meilen entfernten Teufelssee. Als diese die Glocken sahen, wie sie so groß waren und so schön, beschlossen sie, dieselben für ihre Vaterstadt zu erwerben. Der Handel ward auch sogleich zur Stelle geschlossen, denn der Fischer, der sich die Glocken zueignete, war mit Wenigem zufrieden gestellt und die naheliegenden Ortschaften gaben, außer dem für sich selbst werbenden Städtchen Petschow, bald ihre Zustimmung.

Sechs stolze Rosse, vor einen eigens zu diesem Zwecke erbauten Wagen gespannt, zogen die Glocken Rostock zu, und eine jubelnde Menge Volks begleitete dieselben auf ihrem Wege zur neuen Heimath. Ohne Störung ging der Zug eine Meile vorwärts. Dort aber, es war wieder an einem See, der jetzigen sogenannten „wilden Wiese“ zwischen Petschow und Thulendorf, vermogten die Pferde nicht weiter zu ziehen.

„Die Pferde sind ermüdet,“ hieß es, „nur neue Pferde herbeigeschafft!“ Diese kamen, aber auch diese vermogten nicht, den Wagen zu bewegen. Es wurde ein zweites Sechsgespann davor gelegt, allein der Wagen stand wie festgewurzelt. Eben so wenig nutzte ein drittes und viertes Gespann von 6 Pferden. Die 24 Pferde rissen die Deichsel aus dem Wagen und die Glocken blieben, wo sie waren. Da sahe denn ein Jeder, daß die Glocken nicht nach Rostock sollten, sondern daß sie für einen andern Ort bestimmt seien. Aber wohin sollten sie nun?

Zwei Thürme standen in der Nähe und waren bereit, die Glocken aufzunehmen: zur Linken der des damaligen Städtchens, jetzigen Hofes Petschow, und zur Rechten der des Hofes Thulendorf. Petschows Thurm hatte zwar schon ein Glocke, allein noch standen zwei Glockenstühle leer da. Obgleich das Städtchen durch Handel und Wandel ziemlich wohlhabend geworden, auch der Ertrag des petschower Sees, welchen die jetzige wilde Wiese damals noch bildete, ein ungewöhnlich großer war, auch ein Drittel der petschower Ländereien der Kirche daselbst gehörte, so hatte man sich trotzdem noch immer nicht bemittelt genug gefühlt, die beiden fehlenden Glocken gießen zu lassen. Darum hatte Petschow auch so eifrig um die Glocken aus dem Teufelssee geworben.

Jetzt, wo man sah, daß die Glocken in der Nähe bleiben sollten, fing Petschow auf's neue an, darum zu werben. Da man jedoch den Widerstand der Glocken bald dahin deutete, daß dieselben nicht wieder nach einer Stadt wollten und Petschow ebenfalls eine solche war, so entschied man sich allgemein dafür, sie nach Thulendorf zu bringen.

Thulendorf war damals ein liebliches Höfchen, welches ein Edelfräulein von Thulen eben erst erbaut hatte, sammt seinem kleinen Kirchlein und seinem sehr hohen Thurm. In dem hohen Thurme hing aber noch keine Glocke, um die gläubigen Hofbewohner zur Kirche zu rufen; denn ein Dorf war damals viel leichter erbaut, denn so eine Glocke angeschafft. Dieser Thurm stand also gleichsam wie für diese Glocken gebaut da, und Keiner bezweifelte auch das glückliche Gelingen, sie dorthin zu bringen.

Sechs Pferde zogen denn nun auch bald die Glocken mit Leichtigkeit nach Thulendorf, und mehr als hundert dienende Hände halfen sie hinaufbringen in die bereitstehenden Glocken-

stühle. Ob aber gleich der Thurm aus Feldsteinen erbauet war und sehr starke Wände hatte, so vermogte er doch seiner unverhältnißmäßigen Höhe wegen die beiden Glocken nicht zu tragen. — Diese Höhe war nämlich so bedeutend, daß er den Schiffern auf der Ostsee zum Wahrzeichen diente, trotzdem er zwei Meilen und weiter von der See entfernt und auf keiner erheblichen Anhöhe gelegen war. — Die Thurmwände bekamen nämlich von dem mächtigen Druck der Glocken einen Riß, welcher befürchten ließ, daß der Thurm zusammenstürzen werde, wenn die Glocken nicht bald wieder entfernt würden. Deshalb wurden denn die Glocken schleunigst wieder vom Thurme genommen, um sie nun endlich nach Petschow zu bringen; „denn," sprach man, „lieber laßt uns den Transport nach Petschow versuchen, als daß wir sie hier von den Trümmern des Thurms zerschlagen lassen." Und sie wären zerschlagen worden von den großen Steinmassen, da der in dem Mauerwerk entstandene Riß von Jahr zu Jahr größer geworden ist, bis endlich ein Sturm die obere Hälfte des Thurms herabgelegt hat.

Der Zug nach Petschow ging schnell und ohne Unfall von Statten; als man aber in die Stadt kam, suchte ein verruchter Bösewicht ihn dadurch aufzuhalten, daß er den ermüdeten und sich gerade vor seiner Thür ausruhenden Pferden vergiftetes Brod reichte. Dieser hoffte nämlich, während des hierdurch sicher entstehenden Wirrwarrs, noch andere Mittel zur Verhinderung der jetzt fast vollendeten, für alle Andern so freudigen Thatsache anzuwenden und sie somit zu vereiteln. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Höchste, welcher den Zug bis hieher geleitet hatte, wollte das Werk nicht noch am Ziele zu Schanden werden lassen; denn siehe, den Pferden fehlte nach dem genossenen Gifte nicht nur gar nichts, sondern sie wurden vielmehr muthiger, als sie gewesen

waren, so daß man schneller bei dem Kirchthurme anlangte, als man erwartet hatte.

Aber welch gräßlicher Anblick bot sich hier der jubelnden Menge dar: der, welchen sie noch eben den Pferden Brod reichend gesehen hatten — was freilich Alle gewundert hatte, da er als erster Lästerer und Verächter alles Heiligen bekannt war — lag vor ihren Augen da, als verstümmelter Leichnam und einer seiner Hände beraubt. Grund und Ursache eines solchen schrecklichen Todes wußte anfangs freilich Niemand anzugeben, da keiner Augenzeuge seines Thuns im Thurme gewesen war; als man jedoch nach oben kam, sah man, was geschehen war. Der Herr hatte selber über einen Missethäter zu Gericht gesessen, welcher versucht hatte, die Glockenstühle so zu durchschneiden, daß sie herunterstürzen mußten, sobald sie die Glocken aufgenommen hätten. Ein zu weit durchsägter Balken war jedoch herunter geschlagen, als er noch bei seiner Arbeit gewesen, und hatte seine Hand vom Arme getrennt, wie er ihn selber darauf mit sich zur Erde gerissen und so furchtbar zerquetscht und verstümmelt hatte.

Als der Leichnam dieses Bösewichts an der Mauer des Gottesackers begraben, die abgeschlagene Hand aber zur ewigen Erinnerung an dieses Gottesgericht in der Kirche auf dem Altar niedergelegt war, wo sie wahrscheinlich noch heute liegt, brachte man auch den angerichteten Schaden auf dem Thurme wieder in Ordnung. Solches war schnell geschehen, da den Bösewicht schon zu Anfang seines Frevels das Verderben ereilt hatte. Nachdem Alles auf das sorglichste geprüft und untersucht war, und Niemand eine den Glocken Gefahr drohende Stelle gefunden hatte, wurden diese endlich ohne weitere Störung auf die für sie bestimmten Plätze gebracht.

Da sind sie denn auch geblieben bis auf den heutigen Tag,

und Jedermann, welcher sie zu sehen wünscht, kann sie in den beiden großen Glocken Petschows täglich sehen.

Als Stadt besteht Petschow schon lange nicht mehr; es hat mit dem Dorfe in dem nicht sehr fernen Kriegholze, von welchem jetzt nur noch 15 verfallene Brunnen und etliches altes Gemäuer übrig ist, gleiches Schicksal gehabt. Mandelshäg, so hieß das Dorf seiner 15 Gehöfte halber, und die Stadt Petschow sind in einem wilden Kriege zu Grunde gegangen. Von letzterem ist nur noch das heutige gleichnamige Dorf übrig.

Wenn Petschow auch eben nicht groß gewesen, so soll's doch berühmt gewesen sein; noch im letzten französischen Kriege haben die Franzosen nach der Stadt Petschow gefragt und sollen kaum zu überzeugen gewesen sein, daß diese nur noch in dem Dorfe Petschow vorhanden sei.

Der Cramonsberg bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wenn man der Chaussee von Rostock nach Tessin nachgeht, so kommt man nicht weit von der Zingel, der äußeren Umgrenzung Rostocks und seiner Vorstädte, bei einem kleinen Tannenkamp, den Cramonstannen, vorbei. Diese Tannen erstreckten sich früher bis zu dem Cramonsberge, einem allein liegenden, ziemlich hohen und steilen Sand- und Lehmhügel,

links von der genannten Chaussee. An diesen Ort knüpft sich folgende Sage:

Vor Zeiten studirte einmal zu Rostock der Sohn eines armen Predigers Theologie. Derselbe hatte, neben guten Anlagen, Lust und Liebe zur Sache und lag deshalb mit großem Fleiße seinen Studien ob. Da er vom elterlichen Hause aus nur wenig unterstützt werden konnte, so suchte er, so gut es gehen wollte, sich mit Stundengeben kümmerlich durchzuhelfen. So hatte er schon längere Zeit in Rostock zugebracht und sah mit froher Hoffnung dem Zeitpunkte entgegen, wo er seine Prüfung bestehen sollte, um dann ein Amt antreten zu können. Da starb aber plötzlich und unerwartet sein Vater und hinterließ ihm in bitterer Noth eine kränkliche Mutter und mehrere unversorgte Geschwister.

Waren auch die Zuschüsse aus dem elterlichen Hause nie bedeutend gewesen, so empfand doch der arme Student das Ausbleiben derselben gar sehr. Ja nun sollte er sogar noch von dem Geringen, was er durch Unterrichten erwarb, seine Lieben daheim in ihrer Noth unterstützen. Dazu nahte der Termin der Prüfung heran; mit ihm wuchs die Arbeit und die Sorge, und doch war seine durch übergroße Anstrengungen ohnehin schon geschwächte Gesundheit durch den Tod des theuren Vaters vollständig zerrüttet.

Man kann sich wol denken, wie es dabei dem armen Menschen um's Herz war. Wol hatte er, der Mahnung des frommen und schon heimgegangenen Vaters folgend, im inbrünstigen Gebete den Herrn um Rath, Trost und Hülfe angefleht; aber wie bange er auch seufzen mogte: „Ach Herr, wie so lange!" vergebens spähete sein Herz nach Hülfe. Er war hingegangen zu entfernteren reichen Verwandten, hatte aber nichts als leere Vertröstungen empfangen; und als er an der Thür eines hart-

herzigen Reichen anklopfte, da ward ihm Hohn und Spott zu Theil.

Das war fast zu viel für ein armes, durch Gram und Sorgen gebeugtes und zerschlagenes Herz. Es war über ihn eine Stunde, wie die des Hiob und Jeremias gekommen, da sie den Tag ihrer Geburt verfluchten; und gefoltert vom Seelenschmerze eilte der arme Jüngling durch die Straßen. Wohin? ach das wußte er selbst nicht; — und wer will mit ihm rechten, wenn ihn Gedanken durchzuckten, vor denen er bei ruhigem Gemüthe und klarem Bewußtsein zurückgebebt wäre. —

Er eilte hinaus in's Freie, denn drinnen war's ihm zu eng und klein für seinen großen Schmerz.

Es war schon Abend, als er die Stadt verließ und planlos zum Mühlenthor hinaus seine Schritte lenkte. Die Leute, welche ihm begegneten, wichen ihm scheu aus, und sahen nicht ohne geheimes Grauen dem bleichen Jüngling mit dem unstäten, flüchtigen Blicke nach.

Drinnen in der Brust des Armen aber kämpfte und tobte es gewaltig. Erst als er draußen im Freien war, und ihn die milde Abendluft umfing, wurde es allgemach ruhiger in ihm.

So war er unvermerkt nach dem Cramonsberge gekommen, als mit einem Male ein gar wundersamer Reiter vor ihm hielt. Erschreckt fuhr der Jüngling zusammen, sowol über das plötzliche Erscheinen des Reiters, als auch über sein sonderbares Aussehen. Reich, sehr reich mußte der Mann sein, denn sein ganzer Anzug, sowie das Riemenzeug des Pferdes, funkelte von Diamanten und andern kostbaren Steinen. Der Kleidung nach zu urtheilen war er ein Ritter, und auf dem Barette, das sein Haupt nach damaliger Sitte deckte, schwankte eine lange rothe Hahnenfeder. Nicht ohne geheime Angst ging der arme Student, denn ausweichen konnte er nicht

mehr, auf den vornehmen Fremden zu, der ihm jetzt auch und zwar mit großer Freundlichkeit entgegen kam.

„Ei, ei," redete ihn dieser endlich an, „Euch muß wahrlich etwas Schlimmes begegnet sein, oder habt Ihr irgend eine Last auf dem Gewissen, daß Ihr den Kopf hängen lasset und aussehet, als sei es mit Euch Matthäi am Letzten. Ihr rennt ja umher, wie weiland Kain, als hättet Ihr nirgends Ruhe noch Rast!"

„„Wenn Ihr meint, daß mich irgend eine große Sündenschuld besonders drückt, so irrt Ihr gar sehr,"" entgegnete der Angeredete, „„aber wenn Sorge und Noth anwachsen, da muß wol ein armes Menschenherz zuletzt unter der Last erliegen.""

„Nichts weiter, als das! Betet doch," rief höhnisch der Fremde, „das wird helfen!"

„„Wenn ich's nicht schon gethan hätte! Aber es ist, als hätte der Herr für mich seine Ohren verschlossen.""

„So bittet Eure Freunde! Vielleicht werden die sich Eurer erbarmen."

„„Ach, die Freunde kennen mich nicht, nun da ich in Noth bin; und die mich noch kennen, haben nur schöne Worte und Ausflüchte für mich.""

„Nun so versucht's doch bei andern Leuten."

„„Ja, die haben mir mit Spott und Hohn gedient. Ohne Erbarmen hat man mich dort von sich gestoßen.""

„Und das habt Ihr Alles ruhig über Euch ergehen lassen? Oh, mir hätte sie's nicht bieten dürfen, die Brut! So nehmt doch, was Euch Geiz und Hartherzigkeit schnöde versagen."

„„Stehlen soll ich!"" rief entrüstet der Jüngling und wich betroffen von dem unheimlichen Fremden zurück.

„Nun, und was ist das Großes," entgegnete dieser; und fuhr mit zuversichtlichem Tone fort, „Ihr nehmt, was man

Euch ungerechter Weise vorenthält und was Euch von Gott und Rechtswegen zukommt. Ueberdies könnt Ihr's ja später dem Eigenthümer wieder zurückgeben, wenn es Eure Umstände erlauben."

„„Da sei Gott vor,"" erwiederte fest und bestimmt der Versuchte, „„sollte ich den ehrlichen Namen meines Vaters mit Schimpf und Schande bedecken? — Lieber will ich arbeiten, so lange ich noch eine Hand rühren kann, und dann, wenn's sein soll, im Elend umkommen.""

„Bravo, bravo!" rief der Fremde mit erheuchelter Freude, und klopfte dem Jüngling auf die Schulter, „das gefällt mir von Euch. Ich wollte Euch nur auf die Probe stellen, und wohl Euch, daß Ihr sie bestanden habt. Eure Noth geht mir nahe und es freut mich, daß ich Euch dienen kann. Dort nehmt einstweilen meine Börse. Was sie enthält, gehört Euch, es wird wol für vier Wochen reichen. Dann, wenn der Mond wieder seinen Lauf um die Erde beginnt, erwartet mich hier an dieser Stelle, und Ihr sollt so viel Geld von mir haben, als Ihr nur eben gebraucht. Dafür verlange ich weiter nichts von Euch, als daß Ihr Euren Namen mit Eurem Blute in dies Buch eintragt." Damit zog er ein Buch aus dem Busen hervor, das gar wunderlich anzusehen war, reichte es sammt der Börse dem Studenten, machte dann Kehrt und ohne Antwort abzuwarten, sprengte er im gestreckten Galopp davon.

Der arme Student wußte gar nicht, wie ihm geschah; und ehe er sich noch recht besinnen konnte, war schon der Reitersmann in der Dunkelheit seinen Blicken entschwunden, und nur noch wie aus weiter Ferne her ließ sich der Hufschlag des Pferdes vernehmen. Hätte er nicht Buch und Börse in den Händen gehalten, so hätte er das Ganze für einen Traum halten mögen; so aber durfte er nicht zweifeln. Noch einmal ließ er

alle Worte des Fremden und namentlich die zuletzt gesprochenen an seiner Seele vorübergehen und dann eilte er, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermogten, nach der Stadt zurück, wo er erst bei völliger Dunkelheit wieder anlangte. Tausend Fragen und Gedanken über das Erlebte durchkreuzten seinen Kopf und drängten die Schwermuth bei Seite, und ließen ihn wenigstens für den Augenblick seine traurige und bedrängte Lage vergessen.

Daheim angekommen, war das Erste, daß er das räthselhafte Buch hervorholte und besah. Hatte er sich aber auf dem Heimwege schon eines geheimen Schauers nicht erwehren können, so ward ihm vollends erst unheimlich zu Muthe, als er bei Licht das Buch aufmachte, und nun darin eine Menge ihm zum Theil wohlbekannter Namen, sämmtlich mit Blut verzeichnet, fand.

„„Was ist das?““ fragte er sich entsetzt. „„Oh Gott,““ rief er dann aus, „„behüte mich und meine arme Seele vor Verderben!““

Hatten ihm vorher Noth und Sorge den Schlaf geraubt, so verscheuchte ihm nun eine innerliche, fast qualvolle Unruhe diesen milden Tröster, der alles Erdenleid wenigstens auf kurze Zeit vergessen macht. Als der Morgen grauete, war noch kein Schlaf in seine Augen gekommen.

Wol war die Noth des Jünglings groß, aber doch getrauete er sich nichts von dem blinkenden Golde zu nehmen, von dem die Börse des Fremden strotzte. Wol mußte er sich selbst sagen, das Gold ist ja ein freies Geschenk, mit dem du machen kannst, was du willst. Einige wenige Stücke reichen vollkommen hin, um deine augenblickliche Noth zu kehren, und das übrige kannst du ja nöthigenfalls dem Manne wieder zurückgeben. Aber wollte er zugreifen, so war es ihm, als hielte eine unsichtbare Gewalt seine Hand zurück.

So verlebte der arme Mensch wirklich qualvolle Stunden und Tage. Die Noth wuchs mit jedem Tage, und mehr als einmal stieg in ihm der Gedanke auf: Was kann es schaden, daß du deinen Namen, wenn auch mit Blut, in dies Buch schreibst und dafür das Geld des Mannes nimmst und so deine Noth kehrst. Du hast dich damit ja Niemand verschrieben und kannst hernach eben so fromm und gottesfürchtig leben und wandeln als vorher. Das kann deiner Seelen Seeligkeit unmöglich Abbruch thun. Wollte er aber an's Werk gehen, so überfiel ihn eine namenlose Angst, die ihn nicht eher verließ, als bis er Feder und Buch wieder von sich warf.

Lange hielt er's so nicht aus. Hatten ihn vorher schon übermäßige Anstrengung, Qual und Leiden geschwächt, so drohete diese fortwährende Unruhe und Aufregung ihn vollends aufzureiben. Da gab es ihm der Herr in's Herz, daß er einen Mann aufsuchte, der ihm nicht nur Trost und Muth zusprach, sondern ihm auch mit Rath und That zur Seite stand, und so seine Seele vom zeitlichen und ewigen Verderben errettete, auch seiner bedrängten Lage ein Ende machte.

Es lebte nämlich zu der Zeit in Rostock ein Prediger an der St. Nikolaikirche, ein sehr frommer und gelehrter Mann, der in dem Rufe eines treuen Seelenhirten stand. Zu diesem begab sich der Student und theilte sich ihm rückhaltslos mit.

Der würdige Mann hörte ihm schweigend zu. Als er geendet, rief er: „Oh, mein Sohn, Satanas hat Deiner begehrt. Doch danke dem Herrn, daß Er Dir noch zeitig genug die Augen öffnete und bitte Ihn, daß Er Dir beistehe in dieser großen Gefahr und Dich an Leib und Seel errette. Mein Rath aber ist der: nimm von Deinem Blute, aber statt Deines Namens zeichne drei Kreuze in das Buch. Ist es dann Satanas, der Dir das Buch gegeben, wie ich nicht zweifle, so wird er vor

diesem Zeichen nicht bestehen können, und vielleicht ist dann noch diese oder jene arme, darin verzeichnete Seele zu retten."

Der Student that, wie ihm gerathen war; und von Stund war es, als ob wieder Ruhe und Frieden in sein geängstetes Herz zurückkehrte.

Als aber der festgesetzte Termin herankam, begab er sich, der Weisung des Geistlichen folgend, wieder nach dem Cramonsberg, jedoch nicht ohne Zittern und Zagen und in banger Erwartung dessen, das da kommen sollte.

Als er in die Nähe des Hügels kam, hielt der Reiter schon droben und harrte seiner mit Ungeduld. Fast noch herrlicher und prächtiger, als das erste Mal, saß er heute zu Pferde. Rund um ihn her standen mehrere Säcklein, denen man es wol ansehen konnte, daß sie ungezählte Mengen vom verführerischen Mammon enthielten. Aber auch der verrätherische Pferdefuß blieb den ängstlich forschenden Blicken des Jünglings nicht verborgen.

„Das nenne ich Wort halten," rief ihm mit heiserer Stimme und höllischem Grinsen Urian entgegen; denn daß wirklich er und kein Anderer der fremde Reiter war, wird der geneigte Leser schon längst gemerkt haben. „Das ist brav von Dir, mein Bürschchen," fuhr er dann mit schlecht verhaltener hämischer Freude fort, „gieb her die Verschreibung und hier nimm das Geld und lebe alle Tage herrlich und in Freuden. Je toller, je besser. Ist der Vorrath zu Ende, dann soll schon weiter Rath werden!"

Mit diesen Worten riß er dem Bebenden das Buch aus der Hand. Aber kaum hatte er es aufgeschlagen und die drei Kreuze darin bemerkt, als er es mit einem gräßlichen Fluche weit von sich schleuderte und mit entsetzlichem Getöse von der Erde auf und dann in die Tannen hinabfuhr und so den Augen

des Jünglings entschwand. Dieser zitterte wie Espenlaub und es währte geraume Zeit, bis er sich von dem gewaltigen Schrekken erholte. Er vermogte nur ein: „„Herr Gott, ich danke Dir!““ zu stammeln; dann eilte er schnell von dem unheimlichen Orte weg und in die Stadt zurück, zu dem Pastor und theilte ihm, so weit es die große innere Aufregung zuließ, das Vorgefallene mit.

Durch den Prediger wurde die Geschichte bald in der ganzen Stadt ruchbar und zwar zum Besten des armen Studenten. Denn es thaten sich jetzt allenthalben milde Herzen und Hände auf, ihn und die Seinigen zu unterstützen.

So konnte er denn fortan ungestört seine Studien fortsetzen, was er auch mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue that; bis der Herr ihn zum Arbeiter in Seinen Weinberg berief.

Da hat er denn als frommer und getreuer Knecht wacker für seines Herrn Sache gearbeitet und gestritten, bis er eingehen durfte zu seines Herrn Freude.

Die aus der Kirche zu Wesenberg vom Teufel geholten Kartenspieler.

An einer Innenwand der St. Marien-Kirche zu Wesenberg zeigte man früher einen großen Blutfleck, über dessen Entstehung man Folgendes erzählte:

Als einmal vor vielen, vielen Jahren während des Gottesdienstes zwei der Kirchengänger in einer Ecke, dicht an die

Wand gedrückt, mit einander Karten spielten, zerborst plötzlich die Kirchenmauer, und vor der also entstandenen Spalte erschien der Teufel. Sofort erfaßte er mit seinen Krallen die beiden Entweiher des Gotteshauses, zog sie mit großer Gewalt durch die Mauer, daß das Blut weit umher spritzte, und fuhr mit ihnen zur Hölle.

Die Oeffnung in der Kirchenmauer schloß sich hiernach sogleich wieder, und nur ein großer Blutfleck bezeichnete noch die Stelle, wo der Teufel mit seiner Beute davon gegangen war.

Noch lange nach dieser Begebenheit war der beregte Blutflecken sichtbar, bis ihn jetzt endlich, nach dem Verlauf von Jahrhunderten, die Zeit wieder ganz verwischt hat.

Der spukende Grenzgänger zwischen Rödlin und Thurow bei Strelitz.

In alten Zeiten waren einmal zwischen dem Besitzer von Rödlin — welches damals noch adelig war, jetzt aber fürstlich ist — und den Bewohnern des fürstlichen Dorfes Thurow Streitigkeiten wegen der Feldscheiden entstanden, und da man kein anderes Auskunftsmittel wußte, so beschloß man, zum alten Grenzbegehen seine Zuflucht zu nehmen.

Ein Bauer aus Thurow mit grauem Haupte, dem man, als dem ältesten Mann beider Ortschaften, auch wol die beste Kenntniß und Wissenschaft der richtigen Grenze zutrauen konnte und der vor der Welt als gottesfürchtig und ehrlich galt, war zu diesem Ehrenamte ausersehen worden. Derselbe begann denn auch zur bestimmten Zeit unter den üblichen Feierlichkei-

ten, wie's damals noch so Sitte war, und im Beisein beider streitenden Theile den wichtigen Gang. Anfangs hielt er zwar die alte Scheide inne, aber bald wendete er sich von ihr ab, immer weiter und weiter hinauf auf röbliner Gebiet, daß alle Rechtdenkenden, empört über eine solche Frechheit und Schändlichkeit, laut murrten; während die habsüchtigen Thurower im innersten Herzen aufjubelten.

Sah nun auch wol der Herr von Röblin, wie sehr er betrogen wurde, welch' schreiendes Unrecht man ihm that, so mußte er sich doch fügen; denn der alte Bauer schwur, als er zu Ende war, daß er nur auf thurowschen Grund und Boden gewandelt habe. Gegen einen solchen Eid war aber nach den alten Grenzgesetzen nichts zu machen, und die von dem Bauern bezeichnete Scheide war und blieb von jetzt an gesetzlich die allein nur gültige.

Da rief denn der Edelmann nach angehörtem Meineide des Alten — wodurch er eine ganze Fläche seines Ackers nebst einem bedeutenden Ort Tannen unrechtmäßig verlor — in gerechtem Unwillen die Worte aus: „Wenn der Fürst Seelen zu vergeben hat, so kann ich auch Acker vergeben!“ und ritt davon.

Nicht aber der damalige Herzog von Mecklenburg, sondern ein Beamter desselben, hatte, aus persönlicher Feindschaft gegen den Herrn von Röblin und ohne Wissen und Willen seines fürstlichen Gebieters, den alten Bauer bestochen und ihn durch große Geldgeschenke zu dieser Schändlichkeit zu verleiten gewußt. Zuerst zwar wollte der Alte nicht hierauf eingehen, indem sich sein Innerstes vor dem zu leistenden Meineid sträubte; der Beamte aber wußte sein Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm den Rath gab: Erde von Thurow in seine Schuhe zu thun und darin die Scheide zu begehen, da er dann ja nachher ganz ruhig schwören könne, nur auf thurowschem

Grund und Boden gewandelt zu haben. Dies hatte denn nun auch der alte bethörte und durch das Geld geblendete Bauer richtig gethan und also Gott und Seeligkeit verschworen.

Aber bald schon erwachte des Meineidigen Gewissen; es ließ ihn keine Ruhe Tag und Nacht und hetzte ihn so lange umher, bis er leblos zusammenbrach.

Doch auch nach seinem Tode fand er keinen Frieden, sein Geist war dazu verdammt, zu gewissen Zeiten die alte, richtige Grenze zwischen Thurow und Röblin zu wandeln. Oft sahen ihn dann die Leute dort in später Abendstunde unablässig auf- und niederschreiten und hörten ihn dabei mit heiserer Stimme rufen: „Hier kamt her, hier geht de Grenz!" *)

Vor einigen Jahren soll eine barmherzige, fromme Seele den armen Grenzgänger erlöset und ihm endlich die langersehnte Ruhe verschafft haben.

Seit dieser Zeit ist's nun wieder richtig auf der alten ehemaligen Feldscheide zwischen Thurow und Röblin, und keine schauerliche Geisterstimme erschreckt mehr die Menschen.

Vom habsüchtigen Schäferknecht aus Vierhof bei Boitzenburg und dem schatzbewachenden grauen Männlein.

(Von N. N. zu B.)

Einst kam ein Schäferknecht in später Abendstunde an einem klaren hellen Septemberabend, es war gerade beim Voll-

*) „Hier kommt her, hier geht die Grenze!"

monde, aus Boitzenburg gegangen, um sich nach Hause zu begeben. Er wohnte im benachbarten Dorfe Vierhof und hatte den Abend bei Bier und Schnaps in einem Kruge der Stadt zugebracht, weshalb der Kopf ihm etwas schwer geworden war.

Wie er nun in der Nähe des Ortes Rothehaus kommt und in den dort befindlichen finsteren Hohlweg einbiegen will, so bemerkt er, daß ihm die Pfeife ausgegangen ist. Er sucht nach Stein und Stahl und vermißt den Schwamm, den er wahrscheinlich bei seiner Duseligkeit schon ausgerissen hat. „Ei!“ denkt er, „wenn du so ohne Pfeife Taback nach Hause gehen mußt, das wäre ja recht fatal; „denn ohne Pfeife konnte er nicht gut leben.

Während er nun so tappend umhersucht, bemerkt er rechts am Hohlwege, in jener alten finsteren Schlucht, die noch damals aufwärts zum Schloßberge*) führte, unter wilden, dornigen Gesträuchen ein Flämmchen ihm traulich entgegenschimmern.

Rasch macht er sich Bahn durch diese wilde Schlucht bis an die Quelle, welche damals noch unter dem Rasen so silberhell hervorrieselte, wo jetzt ein üppiger, blühender Garten mit einem Springbrunnen angelegt ist.

Hier nun, tief unter einem wilden Rosenbusche versteckt, findet er ein graues Männlein an einem hellen Feuer sich gemüthlich wärmend.

„Guten Abend, Bruder,“ so redet er den Unbekannten an, „könnt Ihr mir nicht ein wenig Feuer auf meine Pfeife geben?“

Freundlich nickend erwiedert das graue Männlein: „„Nehmt Euch, so viel Ihr bedürft!““

*) Siehe Seite 198 ersten Bandes.

Der Schäfer dankt und nimmt von dem Feuer; doch so viele Kohlen er auch auf seine Pfeife legt, immer ist nach wenigen Zügen seine Pfeife wieder erloschen. Zuletzt erhebt er sich verdrießlich und spricht: „Euer Feuer taugt nichts, Alter! ich will nur machen, daß ich nach Hause komme.“

„„So nehmt doch wenigstens die Kohlen mit Euch; vielleicht können sie Euch nützen,““ erwiederte das graue Männlein.

Wie der Schäfer sich darauf seitwärts wandte, sah er einen ganzen Haufen dieser weggeworfenen Kohlen im Grase liegen, die glimmten und funkelten ihm so herrlich entgegen, wie schönes Gestein.

Vielleicht, denkt er, können meine Kinder im Hause noch damit spielen, und da die Kohlen nun bereits todt und kalt geworden waren, so füllte er seine beiden Rocktaschen damit.

Mit einem freundlichen „Guten Abend!“ eilt er hinweg, um nun endlich seine Heimath zu erreichen. Allein je weiter er geht, desto schwerer wird seine Last; keuchend erreicht er das Ende des Hohlweges und eilet fort, bis ihm der Schweiß unaufhaltsam von der Stirn fließt. Endlich erreicht er die vierhofsche Feldmark und sinkt ermattet in die Kniee; ein großer Schatz, das fühlt er schon, ist ihm geworden.

Neugierig holt er aus seinen Rocktaschen hervor, was ihm das graue Männchen gegeben und siehe da! es ist Alles reines Gold.

Hastig gräbt er sich ein Loch unter der nächsten Tanne am Wege, nachdem er sich vorher überzeugt, daß er nicht belauscht wird, schüttet seinen letzten Taback in die Pfeife und füllt den Tabacksbeutel und noch ein Tuch mit Goldklumpen, die er dann sorgfältig unter der Tanne verscharrt.

Nun erst geht ihm ein Licht auf; das Gold hat der gute Berggeist ihm gegeben, welcher bei dem Schatze wacht, den der

alte böse Raubritter einst, sammt der goldenen Wiege, dort in die Tiefe versenkt hat.

Die Schäfer fürchten sich nicht vor den Berggeistern; denn sie verstehen es, die guten für sich zu gewinnen und die bösen zu bannen.

Deshalb macht er sich eilig noch einmal wieder auf; er will noch einmal um Feuer bitten, um noch mehr Gold vom guten Berggeiste zu erlangen. „Ja! ja! man muß das Eisen schmieden, wenn es glüht!" Oh, wie hüpft ihm sein Herz vor Freuden; er will auch dann nicht mehr Schäferknecht bleiben, sondern sich einen großen schönen Hof kaufen, noch größer, wie der Vierhof. Er will sich Kutscher und Bedienten halten und Pferde und Wagen, schöner, wie sie alle Gutsherren in der Runde besitzen.

Eilig durchschreitet er den Hohlweg, eilt die Schlucht hinauf und findet das graue Männlein noch beim Feuer sitzen.

„Ach! liebes Herrchen," spricht er, „ich habe mir soeben eine zweite Pfeife gestopft, wollt Ihr mir nicht noch einmal Feuer geben? Ich bitt' Euch darum!"

Darauf erwiederte das Männlein: „Begehret nicht mehr, es mögte Euch Verderben bringen!"

Doch unser Schäfer läßt sich nicht mehr abweisen, sondern dringt so lange mit Bitten in ihn, bis das Männlein ihm gestattet, so viel zu nehmen, als ihm gefällt. Und er füllt alle Taschen, auch seinen Hut und zuletzt selbst die Stiefel mit Kohlen bis zum Rande voll, bis nur noch ein ganz winziges Feuer übrig bleibt.

„„Halt!"" ruft darauf das kleine Männlein, „„nun rühre nichts mehr an, sonst bist Du verloren!""

Keuchend eilt der Schäfer von dannen; doch je länger er geht, desto leichter wird seine Last, und wie er endlich die be-

wußten Tannen erreicht, fühlt er sie fast gar nicht mehr. Neugierig hebt er den Hut vom Kopf; er glaubt diesmal, anstatt Gold, Banknoten zu besitzen; allein wie groß ist sein Entsetzen, er findet nichts darin, wie trockenen Schaafdünger. Auch alle seine Taschen und selbst die Stiefel sind damit gefüllt. Da kratzt er sich fluchend hinter den Ohren, und denkt: „Du bist zwar diesmal angeführt; allein was unter dieser Tanne dort verborgen ist, kann dir Keiner nehmen."

Doch wer beschreibt sein Entsetzen, wie er die Erde lockert und seinen Tabacksbeutel hervorzieht, so findet er auch diesen mit Schafdünger gefüllt, so wie auch das Tuch, und Alles, Alles ist verloren.

Betrübt und zerknirscht schleicht er mit dem ersten Morgengrauen nach Hause, sein widriges Schicksal aus innerster Seele verwünschend. Der Hofhahn empfängt ihn mit schadenfrohem Triumphgeschrei, und wie die Frau den nächtlichen Schwärmer empfangen, das mag sich Jeder selbst ausmalen.

Noch gar manches Mal, wenn unser Schäfer bei stiller Nacht die Schafe gehütet, hat er seinem klugen Spitz die Wache allein anvertraut, ist hinabgestiegen in seine unheimliche Schlucht und hat gar laut und vernehmlich um Feuer gefleht; allein kein graues Männlein ist jemals ihm wieder erschienen.

So verdirbt sich die Habsucht oft selbst; also ergeht es dem Nimmersatt, der nicht genug bekommen kann!

Der Krützensee und die Teufelskuhle bei Schwaan.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

In der Zeit, als die heidnischen Wenden noch unser Land bewohnten, verehrten sie die Siwa, die Göttin der Fruchtbarkeit, hauptsächlich an dem Orte, wo jetzt die Stadt Schwaan liegt, welche von dieser Gottheit ihren Namen führt und noch in alten Urkunden Siwan heißt. Auf der einen Seite fließt die Warnow in ihrem breiten Wiesenbett vorüber, an der andern Seite liegt der Krützensee.

Alljährlich um die Zeit der Sommersonnenwende umfährt in stiller Nacht ein Wagen diesen See dreimal in immer weiteren Kreisen und lenkt dann in die Mitte des Sees, in dessen Tiefe er verschwindet. Die Spuren der Räder sieht man am nächsten Morgen deutlich am Ufer des Sees*). Jede Nacht aber entsteigt diesem Krützensee ein Hammel oder Schafbock und nimmt seinen Weg nach der Warnow an der Teufelskuhle, einer sumpfigen, grundlosen Stelle, unweit des Weges von Schwaan nach Rostock vorbei; in der Warnow aber verschwindet er.

In alter Zeit ist in diese Teufelskuhle ein Fuhrwerk mit vier schwarzen Pferden nebst dem Fuhrmann, welcher des

*) Diese Sage erinnert an das, was Tacitus über die Verehrung der Göttin Hertha — Mutter Erde — bei den früheren Germanen des nördlichen Deutschlands erzählt, daß diese Göttin nämlich zu gewissen Zeiten in einem verdeckten, von Kühen gezogenen Wagen, den nur der Priester berühren durfte, die Länder besuchte, in denen dann Friede und Freude herrschte; daß aber nach ihrer Rückkehr der Wagen nebst Zubehör in einem verborgenen See von Sclaven gewaschen wurde, welche letzteren dann der See verschlang.

Nachts sich von der Landstraße verirrt hatte, hineingerathen und darin umgekommen. Seitdem macht dieses Fuhrwerk allnächtlich dieselbe Fahrt.

Einst kam ein schwaaner Schuhmacher aus Rostock des Weges, hatte sich aber etwas verspätet, und da es dunkel geworden war, hörte er einen Wagen hinter sich kommen. Er stand still, und als das Fuhrwerk ihn eingeholt hatte, bat er den Kutscher, ihn mitzunehmen. Dieser erlaubte es ihm, hinten aufzusteigen, machte es ihm aber zur Bedingung, sogleich hinabzuspringen, wenn er flöten würde.

Die Fahrt ging mit den vier munteren schwarzen Pferden rasch von Statten. Plötzlich gab der Kutscher das verabredete Zeichen; der Schuster sprang vom Wagen und stand dicht vor der Teufelskuhle, in welche das Fuhrwerk hineinstürzte und verschwand. (N. Z.)

Der spukende Bürgermeister auf dem Mittelwerder bei Dömitz.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Vor vielen Jahren lebte in Dömitz ein Bürgermeister, der hatte ein Gesetz gegeben, daß jeder Bürger, dessen Haus ein Raub der Flammen würde, ohne Gnade erhängt werden solle.

Eines Sonntags, während der Bürgermeister in der Kirche ist, bereitet seine Köchin die gelieferten Ochsenzungen. Plötzlich ergreift das Feuer eine der Zungen, welche laut zischend in den Schornstein fährt und das Dach in Brand steckt.

Der Bürgermeister hört den Feuerruf, erfährt, daß derselbe

seinem Hause gelte und begiebt sich, eingedenk seines eigenen Gesetzes, schleunigst auf die Flucht, verfolgt von dem wüthenden Pöbel.

Obgleich der Bürgermeister der Wuth desselben glücklich entgeht, so trifft ihn unterweges doch ein Unfall, so daß er unglücklich um's Leben kommt.

Seit der Zeit trieb der Geist des Verstorbenen sein Unwesen im Rathhause und in einer Bürgerwohnung, bis zwei Bürger es wagten, ihn zu bannen. Sie lockten ihn mit Hülfe eines Pfannkuchens — auf welche Weise? wird nicht erzählt — in einen Sack und brachten ihn auf eine Elbinsel, den Mittelwerder.

Unterwegs stellte der Geist sich gewaltig ungeberdig und die beiden Schiffer hatten ihre liebe Noth mit ihm. Während der Eine ruderte, mußte der Andere mit einem tüchtigen Knittel auf den Geist im Sacke losschlagen, wobei jeder dritte Schlag so zurückprallte, daß er auf den Geber zurückfiel.

Jahrelang trieb der Geist sein Unwesen auf dem Mittelwerder. Seitdem aber, veranlaßt durch die Eindeichung der Elbe, der Mittelwerder alljährlich überschwemmt wird, ist er spurlos verschwunden.

Wahrscheinlich ist der arme Geist ertrunken.

Der spukende Johanniterordens-Priester von Klein-Nemerow bei Stargard.

Eine Meile von Stargard liegt höchst romantisch an dem Ufer des Tollensesees, hinter hohen alten Bäumen fast versteckt,

der jetzige Pachthof Klein-Nemerow, sonst Hauptsitz der Komthure, Ordensprioren, Priester und Ritter der ehemaligen Johanniterkomthurei Nemerow.

Es war im Jahre 1298, als der Johanniterkomthur Ulrich Schwabe oder Swawe ganz Nemerow — das jetzige Dorf Groß-Nemerow und der nunmehrige Hof Klein-Nemerow — erwarb und dasselbe, zur Errichtung einer eigenen Johanniterkomthurei, seinem Orden übertrug. Die neugebildete Komthurei gelangte bald zu Macht, Ansehen und Reichthum, indem sie im Laufe der Zeit auch noch das nahe Rowa und Staven bei Friedland erwarb, wie auch die Orte Dabelow, Gnewitz, Godendorf und Wokuhl im vormaligen Heideamte, zwischen Strelitz und Fürstenberg, gelegen. Mit Einführung der Reformation in Mecklenburg ging auch das Reich dieses geistlichen Ordens nach und nach seinem Untergange entgegen; bis denn endlich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, durch den westphälischen Frieden im Jahre 1648, auch die Komthurei Nemerow säkularisirt und also in ein weltliches Besitzthum verwandelt, den mecklenburgischen Landesherren zum Eigenthum überwiesen wurde.

Von den alten Herrlichkeiten des ehemaligen Hauptortes der Komthurei Nemerow ist jetzt nur noch wenig übrig. Das Schloß des Komthurs soll an der Stelle des jetzigen Pächterhauses gestanden haben; von ersterem ist also nichts mehr vorhanden. Nicht viel besser steht es mit dem früheren Konventshause, dessen wenige Ruinen nicht weit davon, dicht am Tollensesee liegen. Nur von der früheren alten Ordenskirche ist noch die Ringmauer ziemlich gut erhalten, die jetzt aber, mit einem neuen Dache versehen, als Scheune benutzt wird. —

Als das jetzige Klein-Nemerow noch im Besitz der Johan-

niterritter war, soll sich dort eine schreckliche Begebenheit zugetragen haben, worüber die Sage also berichtet:

Einer der nemerower Ordensgeistlichen lebte in verbotenem Verhältnisse mit einem blutjungen Mädchen; durch allerlei Kniffe und Ränke hatte der schlaue Priester das unerfahrene Geschöpf in seine Schlingen zu ziehen gewußt. Leider gingen der armen Verblendeten die Augen erst auf, als es zu spät war. Sie wurde Mutter eines holden Knäbleins. —

Der schändliche Geistliche schwur sich sofort von Allem ab; ja seine Niederträchtigkeit und Frechheit ging so weit, am nächsten Sonntag von der Kanzel herab den Fehltritt des jungen Mädchens öffentlich zu tadeln und zu rügen.

Das also verhöhnte, arme Geschöpf, außer sich über eine solche teuflische Niederträchtigkeit, verfiel hiernach in Wahnsinn, und ein hitziges Fieber, das sich hinzugesellte, machte bald ihrem Seelenleiden ein Ende. Kurz vorher aber, ehe sie ihren Geist aufgab, kehrte noch einmal ihr Bewußtsein zurück, und in diesem Augenblicke schwur sie allen Umstehenden zu, daß der von ihr angegebene Ordenspriester, trotz seines Leugnens und Abschwörens, sie dennoch verführt habe, daß er nur allein und kein Anderer der Vater ihres armen Kindes sei; dann rief sie noch mit schwacher Stimme Gottes Fluch über den Schändlichen hernieder und verschied. —

Ihr Kind folgte ihr bald darauf in die Ewigkeit nach. —

Der Priester aber hatte von Stund an keine Ruhe mehr; sein Gewissen war plötzlich erwacht und folterte und quälte ihn auf das Furchtbarste. In einer der nächsten Nächte schon stürzte er sich in größter Verzweiflung in den nahen Tollensesee und machte also seinem Leben ein Ende. —

Aber auch nach seinem Tode fand der meineidige Priester die erhoffte Ruhe nicht; denn häufig sah man ihn nach

dieser Zeit in stillen Mondnächten am Ufer des Sees umherirren.

Auch noch jetzt soll sich zuweilen der Priester in seinem Ordensgewande in mondhellen Nächten am Ufer des Tollensesees zeigen, wenn sich aber ein Lebender naht, schnell in den See stürzen und dort verschwinden.

Die Entstehung von Brunshaupten und seiner Kirche bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Als die Warnow von Schwaan aus noch mit einem Arm nach Nordwesten zeigte, dessen Hand nahe bei den diedrichshäger Bergen in der Ostsee plätscherte, da war zur linken Seite, zwischen den genannten Bergen und der See, noch nicht das schöne Thal, wo jetzt zwei romantische Dörfer von schönen Feldern und Gärten umgeben liegen. Die Waldungen der Berge und die See waren noch ungetrennte und treue Nachbaren, und hatte die See den Warnowarm daher auch beim ersten Erblicken schon zu sich heran gezogen.

Fuhr man eine kleine Strecke auf dem schiffbaren Flusse aufwärts, so fand man bald rechts ein schönes Versteck in den Kühlungen der diedrichshäger Berge, das man schon in alten Zeiten zu benutzen gewußt hat.

Ein Seeräuber, Namens Bruhns, der sein Unwesen auf der Ostsee trieb und den Seehandel beunruhigte, hatte dort seine Behausung.

Als im Jahre 1284 auch Rostock in dem hanseatischen Bund*) aufgenommen worden war, da wurde auch von hier aus Jagd auf die Seeräuber gemacht und Bruhns dabei gefangen genommen.

In dieser seiner Noth gelobte der Seeräuber Bruhns, daß wenn er aus der Gefangenschaft entkomme, wolle er sein bisheriges Geschäft aufgeben und unfern des Ortes, wo er bisher seinen Schlupfwinkel gehabt, eine Kirche bauen lassen.

Er kam frei und fand auch seine Waffen und Schätze wieder. Sein Gelöbniß war kein bloßer Nothschrei gewesen, denn er ging alsbald aus einen passenden Ort zu suchen, wo er es ins Werk setzen konnte. Ein kleines Flüßchen, das von den diedrichshäger Bergen herunter kam, und dicht am Strande in den Warnowarm mündete, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Denselben am rechten Ufer verfolgend, fand er bald den geeigneten Platz zum Bau der Kirche.

Wenn das Kirchlein auch nur klein gerieth, so wurde es doch recht stark gemauert und entsprach den damaligen Bedürfsen. Der kleine Thurm wurde aber ganz aus Holz erbauet.

Es scheint unserm Bauherrn in dieser Gegend ferner gut gefallen zu haben; denn an der andern Seite, der Kirche gegenüber, schlug er seine Hütte auf, fing ein ordentlich Leben an und nährte sich vom Ackerbau manches Jahr redlich.

So entstand das Dorf und der Name desselben: Bruhnshof, Brunshöfen, woraus endlich Brunshaupten geworden ist.

Nach Hunderten von Jahren hat diese von Bruhns erbaute Kirche am östlichen Ende einen Anbau erhalten, ebenfalls durch ein Gelöbniß.

*) Hansa oder hanseatischer Bund, ein im Mittelalter von den nordischen Handelsstädten zum Schutz und zur Sicherung ihres Handels geschlossenes Bündniß. Der Herausg.

Ein Schiffer, der sehr kostbare Waaren geladen hatte, gerieth mit seinem Schiffe zwischen Arendsee und Brunshaupten auf den Strand. Er ging in die Kirche nach Brunshaupten, um bei Gott dem Herrn Hülfe zu suchen und gelobte, daß, wenn sein Schiff wieder flott würde, er der Kirche soviel Geld schenken wolle, daß noch ein Gewölbe angebaut werden könne.

Das gefiel dem Herrn; das Schiff ging bald wieder unter Segel, und der Kirche wurde das zugesagte Geld.

Die Alten haben das Geschenk wohl angewendet, und scheinen sie besonders beim Baue recht behutsam zu Werke gegangen zu sein. Ja, um nicht einmal das Huhn, welches auf dem östlichen Ende und der äußersten Spitze des Kirchendaches stand, aufzuscheuchen, ließen sie das Dach unverlängert, sondern machten dafür die hintere Wand rund und spitzten auch das Dach oben rund zu. Auch ließen sie recht große, schöne Fenster mit hübschen Glasmalereien in die Wände setzen und zeichneten so dies Ende des neuen Hochaltars vor dem Uebrigen aus.

Wenn auch durch den Bau dieses vierten Bogens das Symbol verloren ging, so gewann die Kirche doch bedeutend an Räumlichkeit und erhielt eine geschmackvollere Form.

Die Mordgrube bei Dassow.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zwischen dem Flecken Dassow und dem lübeckischen Fischerdorfe Schlutup befindet sich an der alten lübecker Landstraße eine wüste Stelle, auf der weder Baum noch Strauch, weder Getreide noch sonst eine Pflanze gedeihen will. Die Leute

dortiger Gegend nennen diesen öden Fleck „die Mordgrube“ und wissen folgende Sage davon zu erzählen:

Vor mehreren Jahrhunderten, noch vor der Zeit der Reformation, stand an dieser Stelle ein einsam gelegenes Wirthshaus. In der Nähe desselben befand sich ein großer Tannenwald, davon es wol den Namen „Tannenschenke“ erhalten hatte. In dieser Tannenschenke ging es immer recht lustig her. Müssiggänger und anderes Gesindel schlugen hier die Zeit todt mit Kartenspiel und sonstigen Vergnügungen. Namentlich aber war sie an Sonn- und Festtagen der Versammlungsort wüster Gesellen, die aus nah und fern kamen und bis zum andern Morgen soffen, tanzten, die unzüchtigsten Lieder erklingen ließen und mehr dem Christen nicht geziemende Dinge trieben. Ehrbare Leute dortiger Gegend traf man nicht in diesem verrufenen Neste an, und Wanderer, die schon von demselben gehört hatten, reisten bis zum nächsten Gasthause, so gern sie auch zuweilen ihre müden Glieder ausgeruhet und ihren Körper durch einen Bissen Brod und einen Krug Bier gestärkt hätten.

Es war an einem Himmelfahrtstage. Die lustigen Brüder fanden sich schon bei Zeiten ein. Als andere Leute zur Kirche gingen, wurde hier der Flasche tüchtig zugesprochen und der Festtag auf alle mögliche Weise entweihet. Bald nach Mittag stellte auch der Capellmeister sich ein, und ein wilder Tanz begann. Eben hatte er seine Fiedel gestimmt und wollte einen neuen Tanz aufspielen, als man in der Ferne einen Geistlichen in Amtstracht erblickte. Er trug die Monstranz, das Behältniß in welchem der Leib des Herrn aufbewahrt wird, und war auf dem Wege zu einem Sterbenden, dem er das heilige Abendmahl darreichen wollte.

Der Geiger, der noch etwas Christenthum besaß, forderte alsobald die wilden Tänzer auf, sich ein wenig ruhig zu ver-

halten und dem sich nahenden Sacramente die schuldige Ehre zu erweisen. Aber, wie vorauszusehen war, er predigte tauben Ohren, wurde noch obendrein ausgelacht und, so sehr er sich auch weigerte, gezwungen, den gewünschten Tanz zu spielen.

Inzwischen hatte der Priester sich dem Hause genähert und schritt an demselben vorüber. Der Musikus warf sofort die Fiedel bei Seite und fiel, wie das in katholischen Zeiten so Sitte war, auf seine Knie nieder; aber sonst auch Niemand. Man schalt ihn einen Thoren und Frömmler, stieß schreckliche Gotteslästerungen aus und ließ selbst den ehrwürdigen Geistlichen nicht ungehindert seines Weges ziehen.

Aber nun war auch das Maaß ihrer Sünden voll, und Gott, der sich nicht läßt spotten, mit der Strafe nahe.

Im fernen Westen zeigte sich dunkles Gewölk, das bald höher und höher kam und sich unter Blitz und Donner entlud. Als man eben einen recht unzüchtigen Tanz aufführen wollte, durchzuckte ein blutrother Blitz die Luft, dem ein fürchterlicher Donnerschlag folgte, so daß die Fenster klirrten.

Der Geiger, wol ahnend, daß der strafende Gott in diesem Wetter sei, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Schenke zu verlassen. Noch war er keine hundert Schritte fort, als ein zweiter, noch fürchterlicherer Donnerschlag erfolgte, die Erde sich aufthat und das Haus sammt den Tänzern verschlang.

Nur einige wenige Trümmer bezeichneten noch die Stelle, wo die Tannenschenke gestanden hatte.

In späterer Zeit ist man bemüht gewesen, das Haus sammt den Gebeinen der wüsten Gesellen ans Tageslicht zu bringen. Was man aber am Tage aufgegraben hatte, war am andern Morgen wieder verschüttet, was Manche für ein Werk des Teufels ansehen wollten.

Da die Arbeit ohne allen Erfolg war, so unterließ man

sie endlich und ging auch fortan nicht gern in der Nacht an diesem Orte vorüber, weil's da oft um diese Zeit nicht recht geheuer sein sollte.

Der Rabandelberg zu Lüdershof bei Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zu den Zeiten des Faustrechts, vor mehreren hundert Jahren, als es in unserm lieben Deutschland an den meisten Orten gar kraus und bunt herging, der Stärkste immer Recht hatte und seine Prozesse nicht mit der Feder, sondern kurz und bündig mit dem Schwerte ausmachte, gab es auch in Mecklenburg der Schnapphähne nicht wenige, die sich von Gott und Rechtswegen dazu berufen meinten, ihren Nebenmenschen, wenn auch ohne deren Zustimmung, die Geld- und Quersäcke gar merklich zu erleichtern und die Kunst des Theilens gar meisterlich so übten, daß das „Mein" mit der Beute durch, das „Dein" aber gewöhnlich leer ausging. Wir wollen Gott danken, daß diese Zeit der Vergangenheit angehört.

Zu dieser Zeit aber hauste nicht weit von der zu Groß-Helle gehörenden Meierei Lüdershof einer jener sauberen Genossenschaft, mit Namen Rabandel. Rechts von dem Wege, der nach Waren hinabführt, lag seine Burg, versteckt im dichten Walde, der sich hier eine Meile lang erstreckte, und umgeben von einem tiefen Graben, aber doch so nahe der vorüberführenden Landstraße, daß man diese in höchstens drei Minuten erreichen konnte. Ein Kette ging verdeckt quer über den Weg und stand mit einer Klingel in der Burg in Verbindung. So mußten sich also die Opfer selber bei ihrem Räuber zur Plün-

derung anmelden. Hatte nämlich die Klingel das Zeichen gegeben, so brachen die Räuber aus ihrem Verstecke hervor; und wehe dem Reisenden, der sich zur Wehr setzte! Man konnte froh sein, wenn man nur das nackte Leben rettete und die Freiheit behielt; denn die, bei denen Rabandel Reichthümer vermuthete, mußten so lange im schaurigen Burgverließ schmachten, bis sie von den Ihrigen mit schweren Summen ausgelöst wurden.

Indeß begnügte sich Rabandel nicht mit dem Straßenraube. Oft ging er oder seine Leute auch vereinzelt aus, um sich in die Häuser zu schleichen und zur Nachtzeit ihr oder vielmehr das fremde Schäfchen in Sicherheit zu bringen; oft aber scheuete er sich auch nicht, am hellen, lichten Tage mit Gewalt in die Wohnungen der Menschen zu brechen und ihnen zu nehmen, was ihm beliebte.

So hörte einstmals Rabandel von einem ausgezeichnet schönen, schwarzen Pferde, welches ein Bauer in dem benachbarten Dorfe Tarnow im Besitz hatte. Dies hören und den Entschluß fassen, es sich anzueignen, war bei Rabandel eins. Sogleich schickte er zwei seiner Leute ab, dem Bauern das Pferd zu mausen und sich gelegentlich nach Diesem und Jenem umzusehen. Sie trollten beide ab. Unterwegs aber bekam der Eine von ihnen plötzlich Bauchgrimmen. Und, sei es nun, daß er eine Ahnung dessen, was hernach kam, hatte, oder nahm der Schmerz wirklich überhand, genug er erklärte, nicht weiter zu können und kehrte winselnd um. Das hielt indeß den Andern nicht zurück, sondern der nahm sich vor, nun den Streich allein auf eigne Faust auszuführen.

Es dämmerte schon, als der Strolch nach Tarnow kam und sich, wie er meinte, unbemerkt in das Bauernhaus schlich. Einer der Knechte hatte ihn jedoch gesehen und als einen von Rabandels Leuten erkannt. Dieser schlug sogleich Lärm. Aber

ob man auch das ganze Haus um und um kehrte, so konnte man doch nirgends die geringste Spur von dem Eindringling entdecken. Wo war er denn? Unter der Pferdekrippe hatte er sich so geschickt zu verbergen gewußt, daß ihn Keiner gewahrte, ob man gleich wol zehnmal bei ihm vorbeilief und suchte.

Als der Aufruhr im Hause sich gelegt hatte und Alles wol schon zur Ruhe gegangen war, kam der Gaudieb aus seinem Verstecke hervor, löste das auserſehene Pferd ab, band ihm Tücher um die Hufe und leitete es zur großen Thür des Hauses hinaus; denn damals waren, wie noch jetzt in den alten Bauerhäusern, die Stallungen mit dem Wohnhause unter einem Dache. Die Thür stand nur angelehnt. Das befremdete zwar zuerst den Spitzbuben, als er aber ungefährdet aus dem Hause und vom Hofe kam, band er draußen sein Pferd an einen Baum und kehrte dann in das Haus zurück, um noch Dies und Das mitgehen zu heißen. Das Glück schien ihm günstig; denn im Hause rührte und rüppelte sich Niemand. War denn der Bauer wirklich so sorglos, wie es schien, und sollte Niemand den Räuber bemerken? Allerdings hütete der Bauer getreulich sein Eigenthum. Doch wir wollen erst weiter hören.

Die tiefe Ruhe, welche im Hause herrschte, machte den Gauner sicher. Er packte deshalb so gemächlich wie möglich Das zusammen, was er sich zum Raube ersehen. Sicherheit macht übermüthig, darum, als er durch die geöffnete Thür wieder in's Freie zurückkehren und sich davon machen wollte, zog er ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb, denn es war recht heller Mondschein, an die Hausthür und sprach: „Wer Rabandel sien Lühr säuken will, dei säuk sei ünne dei Pierkrüff.“*)

*) „Wer Rabandel's Leute suchen will, der suche sie unter der Pferdekrippe.“

„„Un““, erscholl die kräftige Stimme des Bauern hinter der Hausthür hervor, „„wer'n Buhrn säuken will, dei säuk em achte bei Husdöhr!““*) und damit gab er dem Bruder Langfinger, ehe der sich's versah, dermaßen ein Denkzettelchen mit dem „Wuchtbaum“ zwischen die Ohren in's Genick, daß dem für immer Sehen und Hören verging und erfortan nicht mehr unter der Pferdekrippe, sondern nur in der Erde zu finden war.

Wie Rabandel die Nachricht von dem kläglichen Ende seines Abgesandten aufgenommen und ob er Genugthuung verlangt, darüber schweigt die Geschichte. Vielleicht zählte er sich selbst zu den Helden und achtete und ehrte deshalb nach Heldenart die Heldenthat des Bauern.

Den Verlust eines Mannes schlug übrigens Rabandel nicht gar hoch an; auf Einen mehr oder weniger kam es just nicht an, und entstand wirklich einmal eine fühlbare Lücke, so war sie in den meisten Fällen leicht auszufüllen. Machte er nämlich Gefangene, und fand er unter diesen besonders starke, rüstige Männer, so ließ er ihnen meist nur die Wahl, über die Klinge zu springen, oder zu seiner Fahne zu schwören. Die Mehrzahl zog gewöhnlich aus Rücksicht auf ein freies, ungezwungenes Räuberleben, oder in Erwartung bald Gelegenheit zur Flucht zu finden, das Letztere vor.

So trieb Rabandel das Geschäft des Raubes und Mordes, des Sengens und Brennens ungehindert und wie es schien auch ungestraft. Seine für damalige Zeit ansehnliche Macht erlaubte ihm, seiner machtlosen Obrigkeit und seinen schwachen Gegnern zu trotzen. Auch wagte es so leicht Niemand ihn zu

*) „„Und wer den Bauer suchen will, der suche ihn hinter der Hausthür!““

verrathen; vielmehr waren ihm die Bewohner eines nahe gelegenen, aber nun schon längst untergegangenen Bauerdorfes, die alle seine Schleichwege kannten, aus Furcht so sklavisch zugethan, daß sie ihn nicht verriethen, sondern ihn noch eher auf alle Weise unterstützen, um nur nicht von ihm vernichtet zu werden, wie er denn auch unter ihnen als unumschränkter Gebieter auftrat.

Außer dem Rabandelgesinde machten aber damals auch noch die puchowschen Räuber die penzliner Gegend unsicher. Diese Letzteren hausten auf dem Räuberberge beim jetzigen Hofe Puchow und trieben allda ähnlich ihr Unwesen, wie etwas weiter nördlich Rabandel. Nun weiß aber Jeder, daß ein Raubvogel den andern nicht in seinem Reviere duldet. Sie kommen sich bald einander ins Gehege und, ehe man sich's versieht, haben sie sich beim Kragen, und der Stärkere beißt den Schwächern aus, oder führt ihn gar als gute Beute heim.

Es darf uns darum auch nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß Rabandel und die Puchower sich standen wie Hund und Katze. Wenn die Einen etwas nahmen, so hatten die Andern es schon längst nehmen wollen, und konnten und mogten das vermeintliche Unrecht nicht verschmerzen. Nach vielen kleinen Neckereien und Scharmützeln kam es endlich auch zwischen beiden Parteien zu einer offenen Feldschlacht. Jeder hatte sich so gut gerüstet, als es gehen wollte; und in einer Niederung zwischen Puchow und Lüdershof, die jetzt noch den Namen Strietgrund — Streitgrund — im Munde der Groß-Heller und Lüdershöfer führt, trafen beide streitende Theile hart auf einander. Der Kampf war heiß und wogte lange unentschieden hin und her. Kämpften auch die Leute Rabandel's wie Löwen, so gaben ihnen doch die Puchower im Mindesten nichts nach. Endlich aber schien sich der Sieg auf die Seite der Letztern zu

neigen. Rabandel zog sich zurück. Aber das war nur eine Kriegslist. Er hatte einen Hinterhalt gelegt, und als er endlich in einer benachbarten Niederung Stand hielt, brach derselbe mit wüthendem Geschrei hervor und griff den Feind im Rücken an. Das gab dem Dinge eine andere Wendung, und eine vollständige Niederlage der Puchower war der Erfolg der mörderischen Schlacht. Der Ort, wo dies geschah, wird noch heute der Blutgrund genannt.

Die Puchower waren vernichtet und Rabandel in seinem Sinne Herr der Gegend. Seine Macht, sein Ansehen und der Schrecken vor ihm nahmen natürlich durch die Vernichtung seiner Nebenbuhler nur zu, und häufiger denn je unternahm er Streifzüge in die Umgebung und brandschatzte die Leute, Arm und Reich, Vornehm und Gering. Hierzu bewog ihn auch der Umstand, daß die durch Lüdershof führende Straße nach Waren durch seine häufigen Anfälle so in Verruf gekommen war, daß man sie so viel wie möglich mied und lieber einen Umweg machte, als sich in Gefahr begab. Da hier also Mangel eingetreten war, so suchte das Raubgesindel anderwärts Arbeit und Beute.

Rabandel's Macht erreichte nun ihren Gipfelpunkt. Einmal zählte in dieser Zeit seine Bande sogar 210 Mann. Hiermit ließ sich schon unter den damaligen Verhältnissen etwas ausrichten. Vermogte er doch selbst der Streitmacht der umliegenden Städte, so lange sie vereinzelt gegen ihn auftraten, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Da kannte denn sein Uebermuth keine Grenzen, und er griff auch die benachbarten Ritter ohne Scheu an, wenn sie es wagten, seinen Zorn zu reizen.

Damals war es auch, als einer der beiden Grafen, welche zu gleicher Zeit das nahegelegene Schwandt bewohnten, Hän-

del mit dem kecken Räuber bekam und es sehen mußte, wie dieser seine einzige Tochter fortschleppte. Und es halfen da weder Drohungen noch gute Worte, Rabandel hielt sie fast ein Jahr als Geißel in seinem Raubneste in Gefangenschaft und gab sie erst gegen schweres Lösegeld wieder heraus. Außer dem Grafen hatten aber auch die Juden, von denen in dieser Zeit zwölf Familien in Schwandt gewohnt haben sollen, viel von Rabandel zu leiden, und sie vermogten kaum so viel zu erringen, um seine unersättliche Habgier nur einigermaßen zu befriedigen.

Uebrigens waren die Leute noch froh, wenn nur Rabandel bei solchen Streifzügen selbst den Anführer machte; denn war er abwesend, und hatte sein Unterhauptmann Nerro den Befehl, so hatte man das Allerschlimmste zu befürchten. Nerro war, wie man zu sagen pflegt, nur mit Menschenhaut überzogen. Mit teuflischer Freude weidete er sich an den Qualen seiner Opfer; die Frauen schändete er, und Männer und Weiber verstümmelte er aufs Empörendste, wie es ihm auch keiner seiner Leute zu arg und toll machen konnte.

Obwol Rabandel selbst ein sehr roher, gefühlloser Mensch war, so mißbilligte er doch gar sehr die Scheußlichkeiten Nerro's, und hätte ihn gern abgesetzt und davon gejagt, hätte er es nur vor seinen Leuten wagen dürfen; denn diese waren dem Nerro mit Leib und Seele ergeben und litten es nicht, daß ihm das Geringste zu nahe geschah.

So hausten Rabandel und Nerro gar übel in dem Lande umher, und was der Eine im Anfluge von Menschengefühl etwa unterließ, das übte der Andere mit doppelter Grausamkeit wieder aus. Aber, fragt man sich, wenn die Obrigkeit zu schwach war, solchem Greuel zu steuern, that denn der Herr nicht ein Einsehen? Allerdings. Erst hatte der stärkere Bösewicht den schwächeren dort im Blutgrunde vernichten müssen, und

nun rückte auch der Tag der Vergeltung für alle Greuelthaten Rabandel's heran.

Rabandel hatte sich nämlich in der letztern Zeit nicht damit begnügt, die reisenden Bürger aus den umliegenden Städten anzufallen und zu berauben, sondern er griff die Orte selbst auch wiederholt an, beunruhigte sie durch fortwährende Neckereien, trieb ihnen das beste Vieh weg und suchte ihnen so auf alle erdenkliche Weise zu schaden. Da endlich, der ewigen Plackereien müde, schlossen die Städte Stavenhagen, Penzlin, Waren und Neu-Brandenburg ein Bündniß mit einander gegen Rabandel und schickten ein vereinigtes Heer wider ihn ab. Aber sei es nun, daß dasselbe nicht zahlreich genug war, oder herrschte Uneinigkeit in der Leitung, oder war Rabandel den Städtern in der Kriegskunst überlegen, genug er siegte und brachte überdies seinen Feinden eine tüchtige Schlappe bei.

Die Städter mußten sich zurückziehen. Sie verhielten sich auch einstweilen ruhig, aber nur, um sich zu einem neuen Angriffe vorzubereiten und sich inzwischen noch durch ein Bündniß zu verstärken. Sie verbanden sich nämlich mit dem Markgrafen von Brandenburg, an den sich auch die schwandter Grafen mit der Bitte um Hülfe gewendet hatten.

Aber auch Rabandel, der hiervon Wind bekam, war nicht unthätig, er rüstete sich mit aller Macht, und als die Verbündeten heranrückten, fanden sie die Burg kampfbereit. Auf einen Sturm ließen sie sich aber nicht ein. Sie unternahmen nur einen Scheinangriff und es gelang ihnen auch wirklich dadurch den Räuber aus seinem Verstecke heraus zu locken. Gleich als Besiegte zogen sich die Verbündeten nach kurzem Kampfe zurück. Rabandel folgte ihnen. Das Bewußtsein seiner Stärke machte ihn sicher und so ging er in dieselbe Falle, die er einst den Puchowern gelegt hatte. In der Hitze der Verfolgung ent-

fernte er sich nämlich immer weiter von seiner Burg, die Fliehenden in der Richtung nach Neu-Brandenburg vor sich her treibend. Als diese ihn endlich hatten, wie sie ihn haben wollten, hielten sie bei „Herzführ", einem Gehölze bei Klein-Helle, Stand. Und nun kehrte sich das Blatt.

Von allen Seiten brachen die feindlichen Krieger aus ihrem Verstecke im Walde hervor und hieben auf Rabandel und seine Leute ein. Diese wehrten sich zwar tapfer wie angeschossene Eber, aber die Uebermacht war zu groß. Immer kleiner wurde die Schaar der Räuber, und zuletzt sah sich Rabandel mit nur wenigen Getreuen noch allein im Kampfe. Alle übrigen lagen todt oder verwundet am Boden; denn es nahm und gab Niemand Pardon.

Als Rabandel sahe, daß Alles verloren sei, hieb er sich Bahn durch die ihn umzingelnden Feinde und sprengte dann im gestreckten Galopp nach seiner Burg zurück. Dort war noch das Theuerste, was er auf Erden besaß, sein Sohn. An Rettung dachte er wol nicht mehr, aber er wollte um keinen Preis seinen Feinden in die Hände fallen und ebenso wenig sollten sie an seinem Sohne Rache üben können. Auf der Burg angekommen, nahm er darum den Knaben, der noch ein kleines Kind war, und den er so lange einer Wärterin anvertraut hatte, eilte zu einem nahegelegenen Soll, und machte in demselben ihrer Beider Leben ein Ende. Die nachsetzenden Feinde kamen gerade nur noch zur rechten Zeit, um Zeuge dieses Auftrittes zu sein.

Die Burg wurde nun ohne Mühe genommen und eingeäschert. Was man an werthvollen Sachen fand, theilten die Verbündeten unter sich. Doch soll Rabandel die kostbarsten Schätze vergraben oder in einem Wasserloche, dem blanken Soll, welches an der andern Seite des Weges liegt, vor dem Angriffe der Verbündeten schon versenkt haben.

So war denn endlich die Umgegend von einer wahren Landplage befreiet. Vorher war man in seinen eigenen vier Pfählen kaum seines Lebens sicher, jetzt aber konnte man ungefährdet wieder seine Straße ziehen.

Rabandel's Burg blieb ein öder, wüster Schutthaufen, der fortan nur Füchsen und Dachsen zur Wohnung diente. Noch vor etwa dreißig Jahren waren die Ruinen unweit Lüdershof zu sehen. Als man damals das umliegende Gehölz ausrottete, um das Land urbar zu machen, standen auf den Trümmern der Burg schon Buchen, von welchen die meisten je einen halben Faden Holz enthielten.

Damals stieß man auch bei Aufräumung des Schuttes 2c.*) auf das Fundament eines Gebäudes, wahrscheinlich eines Pferdestalles, welches unzweideutig auf die sehr feste Bauart der zerstörten Burg schließen ließ. Außerdem entdeckte man noch Ueberreste des tiefen Grabens, welcher die Burg früher ringsum umgab; und unter verschiedenen eisernen Geräthschaften, als Haken, Hespen, Hängen und dergleichen, welche man ausgrub, fand sich auch ein alter Ritterhelm.

Der goldenen Wiege, welche der Sage nach in dem Rabandelberge, wie man die wüste Burgstelle jetzt noch nennt, stehen soll, kam man aber dabei nicht auf die Spur.

---

*) Nach der Versicherung des Wirthschafters zu Lüdershof, der diese Arbeiten geleitet, hat man damals von dem sogenannten Rabandelberge 16 bis 20 Fuß hoch die Erde und den Schutt abgeräumt und über die allernächste Umgebung ausgebreitet, hat aber damit bei Weitem noch keine ebene Fläche erzielt.

Das ausgegrabene Eisengeräth ist nach Groß-Helle gekommen, und mag dort vielleicht noch Dies und Jenes davon vorhanden sein.

Nur ein niedriger Hügel mit einer rundumlaufenden flachen Vertiefung bezeichnet noch schwach die Stelle, wo einst die gefürchtete Raubburg Rabandel's stand.

Auch die nachstehende, den mündlichen Mittheilungen möglichst getreu nacherzählte Sage lebt in allen ihren Einzelheiten nur noch in der Erinnerung weniger älteren Leute zu Groß-Helle und Lüdershof. Sie theilt darin das Schicksal ihrer meisten Schwestern: die junge Welt ist zu klug für solche Geschichten und belächelt sie, das macht die Alten kopfscheu. Sie schweigen — und viel von dem, was man sich ehedem Gutes und Schönes erzählte, wird allgemach vergessen.

Der auf den Schweinewerder bei Waren gebannte Geist des ehemaligen Bürgermeisters Hörnig.

Wol an 200 Jahre sind's schon her, da führte in Waren ein bitterböser Bürgermeister das Regiment. Hörnig, so war sein Name, verleugnete und lästerte Gott und war, weil er kein Gewissen im Leibe hatte und nicht an einen höheren Richter glaubte, auch parteiisch, ungerecht und grausam gegen Jedermann. Kurz und gut, Hörnig schaltete und waltete mit übertriebener Härte und Strenge, ohne Rücksicht auf Recht und Gesetz, sondern wie's ihm gerade einfiel und in den Kopf kam, ganz nach seinem Belieben in der seiner Obhut anvertrauten Stadt und beging täglich die schreiendsten und schändlichsten Ungerechtigkeiten.

Doch nicht lange sollten die Einwohner Warens unter seiner Tyrannenwirthschaft seufzen; denn schon war Alles oben

bekannt geworden, und schon hatte der gerechte Landesherr eine Commission abgeordnet, die an Ort und Stelle strenges Gericht über den pflichtvergessenen Bürgermeister halten sollte. Ehe dies jedoch geschehen konnte, ehe die vom Herzoge ernannte Commission in Waren eingetroffen war, hieß es plötzlich eines schönen Morgens: „Bürgermeister Hörnig ist diese Nacht verschieden!"

Alles athmete hoch auf bei dieser frohen Nachricht, und Jedermann war glücklich, für immer von einem solchen Gewaltherrscher befreit zu sein.

Still und lautlos begrub man die irdische Hülle des bösen Bürgermeisters, und bald hatte Waren an seiner Statt ein anderes Oberhaupt, einen guten, braven und gerechten Mann.

War nun freilich auch wol die gute Stadt für immer von der strengen und ungerechten Herrschaft Hörnig's befreit, so war sie ihn trotzdem doch noch nicht losgeworden, da er auch noch nach seinem Tode fortfuhr, die Menschen zu quälen und ihnen auf alle Weise zuzusetzen. Nicht lange nachdem man ihn begraben, durchliefen nämlich schon allerlei unheimliche Gerüchte den Ort; Bürgermeister Hörnig, hieß es, könne im Grabe keine Ruhe finden, sein Geist irre allenthalben in der Stadt umher und erschrecke, ängstige und plage die Leute. Am Tollsten aber sollte er es des Nachts in seinem ehemaligen Wohnhause treiben, wo er dann so arg umher lärmte und tobte, daß die darin wohnenden Menschen es nicht ertragen konnten, vor Angst und Entsetzen bald das Haus verlassen und ihm also das Feld räumen mußten. Dies Alles bestätigte sich denn auch immer mehr und mehr, und von allen Seiten liefen dieserhalb bei dem Magistrate und der Geistlichkeit Klagen und Bittgesuche um Hülfe und Beistand ein.

Sowol der Magistrat als auch die Geistlichkeit nahmen

sich der Sache auf's Beste und Angelegentlichste an, um so mehr, da auch selbst schon Einige aus ihrer Mitte von Hörnig's Geiste angefochten und beunruhigt worden waren.

Doch obwol man sich auch auf alle mögliche Art, zuerst durch Güte, dann durch Gewalt, abmühte, dem Spukenden entgegen zu arbeiten und ihn zur Ruhe zu bringen; obwol man auch Geisterbanner und Beschwörer von fern und nah kommen ließ, so wollte doch nichts fruchten und anschlagen.

Schon hatte man, als alle Mittel und Wege erschöpft waren und nichts zum erwünschten Ziele führen wollte, alle Hoffnung aufgegeben, die Stadt von diesem Quälgeiste zu befreien, da hörte man zufällig von einem ganz ausgezeichneten Geisterbanner, der im Lande Sachsen wohne. Dieser sollte, so sagte man, ganz besonders mächtig und ganz unfehlbar sein, nichts sollte seinen Beschwörungen widerstehen können; denn stets habe er auch die allerärgsten Geister eingefangen und zur Ruhe gebracht.

An diesen Wundermann wendete man sich jetzt sogleich; man scheuete kein Geld, da die Plage zu groß und allgemein war, und ließ ihn die weite und sehr kostspielige Reise nach Waren machen. Eisenbahnen und Chausseen gab's nämlich damals noch nicht, die Posten und Wege waren zu der Zeit auch noch sehr schlecht und unvollkommen, und daher war denn auch das Reisen, namentlich das weite Reisen, mit viel mehr Kosten und Umständen verknüpft, als es jetzt der Fall ist.

Der berühmte Mann aus Sachsen kam also auch wirklich nach längerer Zeit glücklich in Waren an und ging nun sofort dabei, seine große Kunst auch hier zu beweisen.

In der ersten Nacht schon, als der Geist wieder auf das Tollste und Unmanierlichste in seinem früheren Wohnhause lärmte und polterte, schlich unser Sachse ganz leise mit einem

Sacke in das Haus. Und richtig, seine Kunst war probat; was all den andern vielen Geisterbannern vor ihm nicht hatte glücken wollen, gelang ihm schon nach Verlauf einer kurzen Zeit.

Mit dem Geiste des bösen Bürgermeisters im Sacke trat der kluge Sachse alsbald wieder aus dem gefürchteten Hause und fragte lächelnd, wohin er seinen Gefangenen jetzt bringen solle, um ihn dort für ewig festzubannen.

Man wählte hierzu den sogenannten Schweinewerder, der, etwa eine kleine halbe Meile von Waren entfernt, nicht weit von Eldenburg an einem Arm der Elde, die Recke genannt, liegt. Hierher brachte unser Sachse nun den Geist und zog ihm einen Bannkreis, den er niemals überschreiten kann, um darin nach Belieben umher zu lärmen und zu spuken, was denn auch immer gehörig geschehen ist.

Doch damit der unruhige Geist sich nicht allzusehr langweile, wies ihn der Banner auch noch an — wie Aehnliches bei solchen Gelegenheiten so häufig zu geschehen pflegt — in Zukunft Feuersteine zu klopfen, was er denn auch ebenfalles immer fleißig gethan hat.

Auch noch jetzt wirthschaftet und spukt der also gebannte Geist des bösen Bürgermeisters Hörnig auf genanntem Schweinewerder bei Waren umher und klopft noch immer fleißig Feuersteine, was man häufig hören soll; die Leute sagen dann: „Hührt, Hörnig kloppt all werra Führstein!" *) Diese Feuersteine, die fast die Form der früher gebräuchlichen Flintensteine

*) „Hört, Hörnig klopft schon wieder Feuersteine!"

haben, findet man häufig jenseits der Elde bei Eldenburg und auf dem klinker Felde, wohin sie Höring immer schleudern soll.

Keiner darf sich dem Bannkreis des Geistes unangefochten nahen, deshalb meidet auch Jedermann denselben so viel als möglich; kommt aber einmal zufällig Vieh in sein Bereich, so beunruhigt und quält er es und macht es scheu.

Die verhängnissvolle Ueberfahrt über den ratzeburger See bei Ratzeburg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

Mein Großvater, welcher im hohen Alter verstorben, erzählte mir folgende Begebenheit, die vor vielen Jahren dem damaligen Fährmann auf dem Dom*) zu Ratzeburg passirt sei:

Einmal steht Einer gegen Mitternacht auf der Bäck**) und ruft: „Hahl über!" das Signal zur Ueberfahrt.

*) Dom nennen die Leute gewöhnlich schlechtweg den kleinen Theil der Stadt Ratzeburg, der zum gleichnamigen Fürstenthum und also zu Mecklenburg gehört. Bekanntlich ist die Stadt Ratzeburg Hauptstadt des jetzt unter dänischer Oberhoheit stehenden deutschen Herzogthums Lauenburg — siehe Seite 182 ersten Bandes, Anmerkung 1 — und gehört von ihr nur der auf der nördlichen, kleineren Höhe gelegene Domhof und Palmberg mit der alten, schönen Domkirche, den Schul- und früheren Kollegiengebäuden, dem Hospital und der Reservewache und 36 sonstigen Wohngebäuden an Mecklenburg. (Der Herausg.)

**) Ein eine halbe Meile von Ratzeburg in reizender Gegend belegener und zu Mecklenburg gehörender Ort, der im Sommer vielfältig von Fremden besucht wird.

Nach mehrmaligem Rufen schifft der Fährmann hinüber und trifft da einen Mann an, der ihn für ein gutes Stück Geld hinüber zu schaffen bittet. Er steigt darauf ein.

Wie sie nun in die Mitte des See's kommen, füllt sich das Boot mit Roßäpfeln und droht zu sinken. In seiner Angst ergreift der Fährmann die im Boote befindliche Schaufel und wirft damit den Unrath über Bord, was ihm auch gelingt; und so kommen sie glücklich an's Ufer.

Als der Fährmanu am andern Morgen zu seinem Boote kommt, sieht er die darin befindlichen Ueberreste der letzten Nacht in Gold verwandelt, und wird er sich nicht wenig geärgert haben, unwissend eine solche Menge davon in die Tiefe des Sees vergraben zu haben.

Die Nixe in der Elde bei Slate, unweit Parchim.

(Von J. Mussäus, weiland Pastor zu Hansdorf.)

Bei Slate fließt ein Wasser, und das Wasser ist tief.

Einst in der Kühlung des Abends wanderte des Dorfes Prediger am Flusse nieder, durch die hohen Eichen. Schon waren die langen Schatten verschwunden und die Dämmerung war eingetreten, als aus dem Bette der Elde eine dumpfe Stimme sich vernehmen ließ: „De Stunn is doa, äwa de Knaw noch nich!" **)

*) Aus den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Fünfter Jahrgang. 1840.

**) „Die Stunde ist da, aber der Knabe noch nicht!"

Bedenklich wendete er seine Schritte zum nahen Dorfe. Er hatte bereits den Gartenzaun erreicht, als ein hübscher Knabe daher gelaufen kam.

„Wohin, mein Sohn, wohin so eilig?"

„„Zum Bache,"" erwiderte dreist der Knabe, „„Schnecken will ich sammeln und bunte Muscheln!""

„Nicht doch!" versetzte der bedachtsame Geistliche, „hier einen Schilling, mein Kind, geh' hin und hole mir, — ja hole meine Bibel".

Der Knabe lief hin.

Als nun der Prediger beim Kruge vorüber ging, kam jener schon zurück mit dem Buche und eilte straks zum Wasser.

„Nicht doch!" sprach der Geistliche, „bist durstig, bist schnell gelaufen, sollst erst trinken. — Lieber Wirth, ein Glas Bier dem Knaben!"

Er trank und fiel todt nieder.

Die Stunde war da und der Knabe auch.

Schön-Hannchen von Wamekow bei Sternberg.

(Von M. G. zu Güstrow.)

Vor mehr denn 100 Jahren lebte in dem Dorfe Wamekow bei Sternberg ein alter Bauersmann, Namens Rhode. Seine Frau war schon lange todt und seine einzige Tochter besorgte ihm die Wirthschaft.

Hannchen war das schönste Mädchen des Dorfes und wurde deshalb nur allgemein Schön-Hannchen genannt. Bei Tanzfesten war sie natürlich die gesuchteste Tänzerin, und alle

jungen Bursche bewarben sich um ihre Gunst; sie aber blieb gleichgültig gegen Alle, denn ihr Herz war längst nicht mehr frei. Mit treuer Liebe war sie dem Sohne ihres Nachbaren zugethan, den sie schon seit ihrer frühesten Kindheit gekannt hatte.

Gottlieb war ein fleißiger Tischlergeselle und vor zwei Jahren in die Fremde gegangen, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen und dann nach seiner Rückkehr Schön-Hannchen als sein glückliches Weib in seine Wohnung einzuführen.

Hannchen arbeitete indessen fleißig am Spinnrocken und Webstuhl, kaufte auch manch schönes Geräth in den künftigen Haushalt. Aber längst schon hatte sie Alles fertig und ihr Gottlieb war noch immer nicht da. Da stieg sie täglich auf einen Berg, welchen man noch jetzt nicht weit vom Hofe Wamekow sieht, und sah in die Ferne hinaus, ob er nicht käme. Und als sie täglich vergebens hinaufging, da weinte sie viel bittere Thränen. So unaufhaltsam flossen sie, daß sie sie nicht mehr trocknen konnte, sondern auf die Erde strömen ließ. Und die Erde sog die Thränen nicht ein, sondern sammelte sie am Fuße des Berges zu einem großen Teich.

So waren wiederum einige Jahre vergangen, als eines Tages ein fremder Wandersmann in das Dorf kam. Kaum hatte dieser von dem großen Herzeleid Schön-Hannchens gehört, als er zu ihr ging und sagte: „Betrübe Dich nicht mehr, ich habe Deinen Gottlieb auf meinen Reisen gesehen, er ist verheirathet, hat Dich längst vergessen und ist nicht werth, daß Du an ihn denkst.

Anscheinend ruhig hörte Hannchen diesen Bericht an und ging am Nachmittag ihren gewöhnlichen Weg nach dem Berge. Doch es wurde Abend und sie kam nicht wieder. Man wurde

unruhig und suchte sie überall; doch vergebens, selbst auf dem Berge war sie nicht. Als man aber nach dem Teiche kam, fand man dort ihre Leiche.

So hatte Schön-Hannchen in ihren eigenen Thränen ihren Tod gefunden. Der Teich heißt bis auf den heutigen Tag „Hannchens-Soll" und der Busch, unter dem ihre Leiche gefunden, der „Spöke-Busch*), denn es wird behauptet, daß in mondhellen Nächten Schön-Hannchens Geist dort umher wandelt.

Als der Vater das unglückliche Ende seines Kindes erfuhr, wußte er sich nicht zu fassen in seinem großen Kummer. Das Haus wurde ihm zu eng und zu einsam, er stieg auf den Berg, wo Hannchen so oft gesessen; er ging wieder hinab, immer weiter in's Feld hinein; er sah nicht auf den Weg, er ging, wohin seine Füße ihn trugen. Endlich kam er an einen Teich, der, abgeschieden vom Geräusch des Dorfes, ruhig und friedlich da lag. Da war es ihm, als gäbe es für ihn kein größeres Glück mehr, als den Tod in diesen kühlen Wellen zu suchen.

Am andern Morgen fand man seine Leiche und nannte den Teich den „Rhoden-Soll".

Da nach vielen Jahren kehrte der ungetreue Gottlieb zurück, voll Reue und guter Vorsätze. Als er aber das traurige Ende Hannchens hörte, ergriffen ihn die schrecklichsten Gewissensbisse. Rastlos irrte er umher und fand nicht eher Ruhe, als bis auch er seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Er stürzte sich in ein nahe am Dorfe gelegenes Gewässer, welches noch jetzt „de Schwinägel" heißt, weil die Leute, als

*) Spuk-Busch.

sie von seinem Tode hörten, sagten: „Doar güng de Schwinägel rin!"*)

Vom wilden Jäger Jenn oder Jenner und dem Bauern aus Sabel bei Stargard.

Der Pachthof Sabel bei Stargard, eigentlich ein Oekonomiegut der Kirche zu Stargard, jetzt aber unter Oberadministration des hohen Consistoriums zu Neustrelitz stehend, soll in alten Zeiten ein adeliges Dorf, mit 16 Vollbauern und 6 Kossaten, gewesen sein und als solches zuletzt zwei Edelfräulein gehört haben, die während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges nach Stargard flüchteten und bei der dortigen Geistlichkeit gastliche Aufnahme fanden. Da die beiden Fräulein ohne Erben waren, sollen sie aus Dankbarkeit hierfür der stargardschen Kirche und Geistlichkeit ihr Besitzthum vermacht haben.

Zur Zeit nun, als es in Sabel noch adelige Bauern gab, passirte es einem derselben, daß sein Vieh nicht gedeihen wollte, sondern immer plötzlich krank wurde und dann auch bald darnach starb. Mogte der Bauer auch noch so vorsichtig und achtsam sein, mogte er auch noch so viel aufpassen und auf seiner Huth sein, es half ihm Alles nicht; sobald er sich ein neues Pferd, eine neue Kuh, Schwein oder Schaf wieder angeschafft und in seinen Stall gebracht hatte, ließ das Thier den

*) „Da ging der Schweiniegel — schlechte Mensch — hinein!"

Kopf hängen, wollte nicht fressen und lag gewöhnlich schon am nächsten Morgen todt auf dem Rücken da.

Daß das Vieh des Bauern behext war, behext sein mußte, stand baumfest, darüber waren sich alle alten und verständigen Leute im Dorfe einig. Wer aber die böse Hexe sei und wo sie wohne, war nicht zu ermitteln, blieb Allen ein Räthsel. Ebenso war auch nichts ausfindig zu machen, der alten Hexe entgegen zu arbeiten; denn alle die 999 Gegenmittel, die sich sonst immer als probat erwiesen hatten, wollten hier nichts helfen; wie denn auch ebenfalls alle die Künste der berühmtesten Hexenbanner und Besprecher aus der ganzen Umgegend, zur größten Verwunderung und Schrecken aller Dorfleute nicht anschlagen wollten.

Da begab es sich, daß unser so arg heimgesuchte Bauer einmal nach dem nur eine Viertelmeile von ihm entfernten Stargard gegangen war, wo er, aus Unmuth und Verdruß über sein trübes Geschick, mehr, als ihm gut und dienlich, in einem Kaufmannsladen getrunken hatte. Es war schon spät Abends, als der Alte aus dem Thore der Stadt hinaustaumelte, um endlich wieder heimzukehren. Als er also eine kleine Strecke zurückgelegt hatte und sich just einem Kreuzwege näherte, stürzte ihm plötzlich ein altes, scheußliches Weib, mit rothen Augen und fliegenden Haaren, keuchend und zitternd entgegen und bat ihn flehentlich, ihr über den Kreuzweg zu helfen.

Gutmüthig, wie alle echt mecklenburgischen Naturen es sind, und ohne weiter in seiner Duseligkeit über das merkwürdige Begehren des alten Weibes nachzudenken, oder sie zu fragen woher und wohin, packte der Bauer die Hexe — denn dafür hatte er sie doch gleich erkannt — hinten bei ihren lang herunterhängenden „Bissen"*) und warf sie mit einem Schwunge über

*) Nackenflechten.

den Kreuzweg, worauf das Weib in wildester Hast kopfüber fortstürzte und seinen Augen bald entschwunden war.

Als der Bauer noch so dastand und gedankenlos in die Dunkelheit hineinstarrte, schlug plötzlich Hundegebell und das Wiehern eines Rosses an sein Ohr. Der Jenner oder Jenn, der wilde Jäger war's, der gleich darauf über Felder und Wälder, durch die Lüfte mit seiner wilden Jagd dahergesaust kam und auf seinem schnaubenden schwarzen Hengste gerade vor dem Bauern anhielt. Freundlich fragte er diesen, ob soeben ein altes Weib vorbei gekommen, und ob er demselben vielleicht über den Kreuzweg geholfen?

Da der ehrliche Alte das bejahte, bat ihn der Jenn, nun auch seinen Hunden und dann ihm selbst über den Kreuzweg zu helfen. Dies wollte der Bauer anfänglich nicht, denn er fürchtete sich vor den grimmig heulenden Hunden und meinte, sie würden ihn gewiß beißen. Auf des Jenners Zureden ließ er sich doch endlich bewegen, einen der Hunde zuerst ganz leise zu berühren. Als der Hund ihm darauf aber nicht nur nicht das Geringste that, sondern sich im Gegentheil sogar ganz fromm und zutraulich gegen ihn bewies, da faßte er sich schnell ein Herz, ergriff einen Hund nach dem andern und schleuderte sie sämmtlich über den Kreuzweg. Nun aber den Reiter selbst, sammt seinem mächtigen Hengst, über den Weg zu bringen, war unserm Bauer außer allem Spaß; unmöglich erschien es ihm, eine solche Last zu heben, weshalb er sich dessen denn auch standhaft weigerte. Der Jenn aber ließ nicht nach mit Zureden und Bitten und versicherte dem Bauern wiederholt, daß er mit seinem Pferde gar nicht so schwer sei, wie es allerdings wol scheinen möge; er solle es nur einmal versuchen, es solle sein Schade dann auch nicht sein.

Als aber das gütliche Zureden und Bitten des wilden Jägers nichts fruchten wollte, fing er zuletzt an, dem Bauern zu

drohen und befahl ihm endlich mit barscher Stimme, ihn, wenn ihm sein Leben lieb sei, jetzt sogleich über den Kreuzweg zu helfen. Da nahm denn der Bauer in größter Herzensangst alle seine Kräfte zusammen, packte den schwarzen Hengst an allen Vieren, der, o Wunder, leicht wie eine Feder war, schwang ihn über seinen Kopf hoch in die Luft und warf ihn dann mitsammt seinem Reiter weit über den Kreuzweg. Dieser drehte sich hier noch einmal um, rief dem Bauern zu, seiner einen Augenblick zu warten, er werde gleich zurückkehren, und jagte dann mit seinen laut klaffenden Hunden in Sturmessausen dahin.

Unser Bauer mogte kaum eine Viertelstunde gewartet haben, als der Jenner auch schon wieder zurückgesprengt kam. Vor sich, quer über dem Pferde liegend, hatte jetzt der Wilde das alte Weib, welches der Bauer zuerst über den Kreuzweg geworfen; sie war jetzt todt und von den Hunden so arg zugerichtet und zerrissen, daß das schwarze Blut aus den vielen hundert Wunden der gräßlich entstellten Leiche herunterströmte.

„Sieh hier“, rief der Jenn dem vor Schreck erstarrten und jetzt schon ganz nüchtern gewordenen Bauern zu, „eine bitterböse Hexe, deren Stunde endlich geschlagen hatte! Sieh in ihr das böse Weib, die Dir so lange Dein Vieh behext, daß es immer sterben mußte; die Dir so vielen Schaden zugefügt hat. Jetzt wirst Du Ruhe vor ihr haben, Glück und Segen wird wieder bei Dir einkehren; Dein Vieh wird nicht mehr sterben, es wird von dieser Stunde an wieder wachsen und gedeihen und sich mehren, daß Du Deine Freude daran haben sollst!“ Dann riß er der todten Hexe die beiden langen Flechten aus dem Nacken und reichte sie dem Bauer, damit er sie mitnehme nach Haus und sie zum Andenken aufbewahre für sich und seine Kinder.

„Bleib immer brav und rechtschaffen, laß aber nach diesem

jagen, was da jaget, sonst wird es Dir schlecht ergehen!“ rief der Jenner zuletzt dem noch immer vor Schreck, Staunen und Freude sprachlos Dastehenden zu und jagte dann mit seiner blutigen Beute in entgegengesetzter Richtung wieder davon.

Der Bauer befolgte gewissenhaft den guten Rath des wilden Jägers. Kein Stück Vieh starb ihm wieder nach dieser Zeit, sondern es wuchs und gedieh und vermehrte sich auf's Schönste und Beste; Glück und Segen war wieder bei ihm eingekehrt, und so ist es auch bis an sein seliges Ende geblieben.

Noch viele Geschichten werden vom wilden Jäger Jenn oder Jenner*) im Lande Stargard erzählt, wo sein Hauptjagdrevier sein soll.

Mein alter prächtiger Gewährsmann, ein hochbetagter, biederer stargardischer Holländer, der mir vorstehende Sage, mit der ehrlichsten Miene und fest von ihrer Wahrheit überzeugt, erzählte, da er sie schon von seinem Großvater und andern alten Leuten seines Dorfes gehört, fügte noch zum Schlusse hinzu, daß auch früher einmal ein Verwandter von ihm, der Schäfer zu Klein-Nemerow — bei Stargard — gewesen sei, die wilde Jagd gesehen habe. Es wäre Nacht gewesen, sein Verwandter hätte in der Schäferhütte auf freiem Felde bei den Schafen gelegen, da sei plötzlich der Jenn mit seiner wilden

*) Wer oder was dieser Jenn oder Jenner eigentlich ist, darüber sind die Ansichten der stargardschen Landleute verschieden; während ihn Einige für den leibhaftigen Teufel halten, bestreiten dies Andere wieder entschieden, die ihn als selbstständiges, überirdisches Wesen, bald guten, bald bösen Charakters, hinstellen wollen. Wahrscheinlich stammt die Sage vom Jenn noch aus vorchristlicher Zeit und ist somit Ueberbleibsel einer Mythe von irgend einer alten nordischen Gottheit.

Jagd unter großem Getöse vorübergezogen. Weil derselbe aber zu tief in der Luft gejagt, so habe er den Hürden berührt, den er dann in Folge dessen ganz entzwei gerissen und damit gleichzeitig alle Schafe weit auseinander gesprengt hätte, so daß der Schäfer erst am andern Tage, nach vielem Suchen all sein Vieh wieder zusammen gefunden 2c.

Der Riese in den helpter Bergen bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

In den helpter Bergen wohnte vor altersgrauer Zeit ein Riese von ungewöhnlicher Kraft. Schon lange war ihm der Thurm auf der Burg Stargard ein Aergerniß gewesen, und als er einmal wieder von seiner Höhe Rundschau in's Land hielt, ergrimmte er so sehr über denselben, daß er wüthend einen großen Stein von vielen Centnern im Gewicht anpackte, um denselben auf den ungefähr zwei Meilen entfernten Thurm zu schleudern.

Aber sei es nun, daß der Riese seine Kraft überschätzt, oder die Entfernung nicht genau erwogen hatte, genug der Stein erreichte sein Ziel nicht und fiel auf die Feldmark von Alt-Käbelich hin.

Hier hat er lange, lange Zeit gelegen, bis ihn vor mehreren Jahren der Gutspächter, Oberamtmann H., hat sprengen lassen.

Das Zeichen einer großen Hand war deutlich in dem Stein abgedrückt.

Der Schäferstein von Dammereez bei Boitzenburg.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Unweit des ritterschaftlichen Gutes Dammereez, 1/4 Meile von dem Eisenbahnhaltepunkte Brahlstorf, steht auf dem herrschaftlichen Acker ein Stein, der einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hat. Der Kopf mit der Nase und die verstümmelten Arme sind, wenn man will, noch so ziemlich zu erkennen.

Der Stein soll der Körper eines ehemaligen Schäferknechtes sein.

Diesem pflegte sein Herr gewöhnlich Brod und Käse mit auf das Feld zu geben. Mit der Zeit wurde dem Knechte das ewige Einerlei der Speise überdrüssig und ihn ekelte, wie weiland die Kinder Israel, „vor der losen Speise“. Das Brod pflegte er den lieben Herrgott zu nennen, eben weil es ihm weniger zuwider war; hingegen den Käse nannte er den grünen Teufel.

Eines Tages stand der Schäferknecht auf einer Anhöhe und bewachte seine Schafe, die ruhig zu seinen Füßen weideten, und denen im Winter das Heu und im Sommer das Gras trefflich mundete, und die mit dem Einerlei ihrer Kost von Herzen zufrieden waren. Und als er die Thiere so ruhig weiden sah, und wie es ihnen, auch ohne Abwechselung der Speisen, so herrlich mundete, während doch ihm der grüne Käse nimmer mehr schmecken wollte, da packte ihn ein namenloser Grimm. Er zog den Käse aus seiner Tasche, schleuderte ihn heftig auf die Erde, trat ihn mit Füßen, ließ ihn wie eine Kegelkugel den

Berg hinunter rollen, warf das liebe Brod hinterher und schrie: „Grön Düwel rönn, leiw Herrgott is achte Die!" *)

Und der liebe Herrgott war hinter ihm, aber nicht hinter dem Käse, sondern hinter dem Schäfer. Denn kaum hatte der Frevler seine gotteslästerliche That ausgeführt, so überlief es ihn eiskalt, sein Herzblut stockte, seine Muskeln wurden hart — er wurde zu Stein. —

Die Feier des Urbanstages in der Gemeinde Brunshaupten und Arendsee bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Es war wieder Frühling geworden. Die Buttfischer der Ostsee in den Dörfern Arendsee und Brunshaupten gingen regelmäßiger und fröhlicher hinaus in die See, um ihre Netze auszuwerfen. Der Sturm, der die Wellen zu brausenden Wogen hinauf treibt, zerriß oder raubte ihnen nicht mehr ihre Netze, denn der dicke Nebel verbarg ihnen jetzt nicht mehr den Ort, wo sie dieselben ausgesteckt, oder das Land, wenn sie sich zu weit auf die See gewagt hatten. Wenn jetzt auch zu Zeiten Sturm oder ein Gewitter im Anzuge war, so waren die Vorboten davon schon zu bekannt, daß es also den kundigen Strandbewohnern an sicherer Nachricht hierüber nicht fehlte.

Am Nachmittage des 22. Mai's 1516 standen die meisten Fischer am Strande, und einige wollten schon ihre Jölle **)

*) „Grüner Teufel renn, der liebe Herrgott ist hinter Dir!"

**) Gondel, Boot.

in die See rollen, um zum neuen Fange hinaus zu fahren, als ein alter Kamerad seinem Maten*) den warnenden Vorschlag machte, die Netze lieber nicht wieder auszusetzen, denn es komme gewiß diese Nacht ein strenges Gewitter, das nicht geringer Sturm begleiten werde. Der jugendliche Mat war bereits gewohnt zu folgen, und alle übrigen Anwesenden thaten ein Gleiches, da auch sie einsahen, daß der alte erfahrene Kamerad recht habe.

Auch in den Dörfern hatten die Alten ebenfalls schon das Herannahen eines Unwetters aus den bekannten Zeichen prophezeihet. Es herrschte dort eine bange Stille, und man hatte alle Ursache dazu; denn zog einmal ein Gewitter über der Abdachung oder dem Thale zwischen der See und den diedrichshäger Bergen**) und somit über ihren Wohnörtern zusammen, so war es sehr hartnäckig und wich oft Tage lang nicht von der Stelle.

Alle Fischer holten also eiligst ihre am Morgen in die See gesteckten Netze mit dem ihnen von Neptun***) bescheerten Segen heraus, und zogen dann, ihre bellenden Hunde vor den damit beladenen Karren gespannt, ihren Hütten zu.

Es kam die Nacht, und manches Auge schauete noch nach Westen, ob das sich entwickelnde Gewitter vielleicht nach Süden, um die diedrichshäger Berge ziehe, oder ob es von der See erfaßt in dieselbe hinein gezogen werde. Beides aber schien

*) Specieller Kamerad, College, Gehülfe.

**) Die diedrichshäger Berge mit dem 500 Fuß hohen Kühlungsberge bei Diedrichshagen, 1/2 Meile nordwestlich von Kröpelin, bilden den dritten Höhepunkt Mecklenburgs. Die Höhe steigt hier jedoch so allmählich und flacht sich ebenso nach der Ostsee zu wieder ab, daß der Weg nach Brunshaupten über den Gipfel des Kühlungsberges führt.

***) Gott des Meeres. Der Herausg.

sich dies Mal nicht erfüllen zu wollen. Die dunkeln Wolken thürmten sich mehr und mehr auf, und bald zitterte die Erde von den dumpfen, lange im Thale wiederhallenden Donnerschlägen. Der Regen ergoß sich in Strömen, der Sturm heulte, und die Wellen der See ließen ein eigenthümliches Brüllen hören, welches ein sicheres Zeichen von anhaltendem Unwetter war.

Die Nacht verging, und noch immer kreuzten die gräßlichsten Blitze über den Häuptern unserer Thalbewohner.

So wüthete das Ungewitter noch am Morgen des 25. Mai's! Drei schreckliche Nächte und zwei bange Tage waren vollbracht. Die Menschen waren vor Angst fast verschmachtet, und das Vieh brüllte vor Hunger in den Ställen.

Da verließen an demselben Tage sämmtliche Einwohner ihre Häuser, versammelten sich vor der Thür ihres Seelsorgers und ersuchten ihn, mit ihnen in die Kirche zu kommen, und den drohenden Herrn um Gnade zu bitten.

Es geschah dies auch unverzüglich, und ehe eine Stunde verging, glänzte die Sonne am klaren Himmel. Die Betenden waren noch im Gotteshause. Wie sie heraustraten und an den fernen Wolken den Gnadenbogen des allliebenden Vaters sahen, war ihr Mund voll fröhlichen Rühmens. Mit leichtem Herzen wanderten sie ihren Häusern zu und gelobten einstimmig, diesen Tag fernerhin als einen Buß- und Bettag festlich zu begehen.

Sie hielten auch im folgenden Jahr ihr Gelöbniß, und der Herr blieb aus mit seinem Dräuen.

Aber im dritten Jahre schon war Alles vergessen und der Buß- und Bettag auch. Jeder ging am Morgen dieses Tages seinen irdischen Geschäften nach, und Niemand ahnete etwas Böses, denn der Tag schien freundlich zu werden.

Da plötzlich eilte von Westen ein Wetter daher, das unerwartet die Arbeitenden auf der See und den Feldern überfiel. Alle erreichten jedoch glücklich ihre Wohnung, nur ein Mann aus Arendsee, der mit Ochsen pflügte, mußte, vom Blitze getroffen, sein Leben lassen.

Der allgemeine Schrecken und die Angst war groß, zumal als das Gerücht von dem Erschlagenen sich verbreitete. Wenn schon der erste Donner Allen die Arbeitswerkzeuge aus den Händen geschlagen hatte, so trieb diese letzte Nachricht Jeden schon unwillkürlich in das Gotteshaus.

Der Herr erhörte auch dies Mal wieder ihr heißes Flehen; denn bald stand die Sonne wieder mild lächelnd am wolkenlosen Himmel.

Als die Gemeinde also zum zweiten Male wieder gestraft worden war, hat sie urkundlich folgendermaßen festgesetzt:

„Anno Christi 1516 auf Urbani Tag hat ein großes Ungewitter über der brunshaupter Gemeinde gestanden; wieder aufgehöret, nachdem sich die Gemeinde sehr bußfertiglich bezeiget gehabt. Worauf dieselbe dem großen Gotte gelobet hat, daß sie und ihre Nachkommen jährlich mit aller ihrer Arbeit an diesem Tage ruhen wollten und denselben als einen Buß- und Bettag feierlich begehen. Und wird dem Pastori für seine Predigt und dem Küster für seine Mühe, von dem Hofe sowol, als von dem Kirchspiele, als nämlich von beiden dieser, Broden und Eier 2c., von den Kätern etwas Opfergeld an diesem Tage gegeben, wovon der Pastor zwei, der Küster aber den dritten Theil empfängt."

Zu keinem Feste trafen von dieser Zeit an die Bewohner je so große Vorbereitungen, als zum Urbanustage.

Alles Geräth des Hauses, der Feldwirthschaft und der Fischerei mußte vorher geordnet und an seinen Platz gebracht

werden. Das Haus wurde gereinigt und geschmückt, die Festkleider herbei geholt, und soweit es thunlich war, mußten auch schon die Speisen vorher bereitet werden, damit am Sabbath des Herrn kein unnöthiges Werk geschehen brauche. Der Knecht wagte nicht am Morgen noch den Dung aus dem Pferdestall zu ziehen, und die Magd übernahm es nicht einmal, das Milchsieb hinaus auf den Zaun in die Sonne zu hängen. Und selbst die Glocken des mitten in dem $^{3}/_{4}$ Stunden langen Dorfe Brunshaupten liegenden Kirchthurmes riefen von je her deutlicher denn sonst: „Komm! Komm!"

Unter allen Kirchgängern waren es aber immer die Fischer, die mit doppelter Andacht dem Hause des Herrn zuschritten. Sie waren es, die sich heute sämmtlich dem heiligen Altare naheten, und unter reuigem Bekenntniß ihrer Sünden, Gnade und Segen erfleheten, und dabei ganz besonders ihres gefahrvollen Geschäftes gedachten.

Der Gottesdienst trug auch ganz den Charakter eines Bußtages und versetzte den fremden Theilnehmer mit in jene schauerliche Schreckenszeit zurück, zu deren Erinnerung er begangen wurde.

So wie es schon vor Jahrhunderten gehalten wurde, so ist es auch heute noch, und wer das nicht glauben will, der stelle sich zum 25. Mai selbst einmal in Brunshaupten ein, komme dann aber ja die Straße von Kröpelin oder Buckow.

Es macht einen wundersamen Eindruck auf den Fremden, der am Urbanstage von dem Hochlande herab in's schöne Thal kommt. Dort sah man Alles in seinem Alltagskittel bei irdischen Geschäften, hier findet man Alles in Festkleidern, in Ruhe und Andacht.

Nach hunderten von Jahren ist es erst einem Fremdling wieder eingefallen, den Urbanstag zu lästern.

Ein Erbpächter nämlich, an dem äußersten Ende von Brunshaupten wohnend und dem Gottesworte ziemlich abhold, meinte, daß ihn der dumme Urbanus nicht kümmere. Er schickte deshalb auch an diesem Tage seinen Knecht mit dem Angespann auf den Acker zur Arbeit. Der aber kam bald wieder ohne Pferde nach Hause, denn sie lagen auf dem Felde und waren vom Blitze des rächenden Gottes erschlagen.

Die Gründer des Hofes Hohen-Lukow bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zwei Meilen südwestlich von Rostock liegt das Rittergut Hohen-Lukow mit seinem großartig und schön gebaueten Hofe und seinem stattlichen Herrenhause, welches gewöhnlich Schloß genannt wird.

Vor alten Zeiten war Hohen-Lukow der Sage nach ein großes Bauerdorf, und einen herrschaftlichen Hof gab es damals in diesem Orte noch nicht. Zwar waren die Bauern einem Edelmanne unterthan, der daselbst wohnte; aber dieser gab sich mit den friedlichen Beschäftigungen des Landmannes nicht ab, sondern lag dem rauhen Kriegshandwerk ob, wie damals die meisten Edelleute oder Ritter thaten. Was der Ritter für sich, seine Knappen und Pferde an Nahrungsmitteln rc. gebrauchte, das mußten die Bauern liefern, unter welche er seinen Acker ausgetheilt hatte; denn deren Pacht bestand neben wenigem Gelde

zumeist in Naturalien und Frohndiensten. Waren nun außer dem Schlosse oder der Burg des Edelmannes auch noch andere herrschaftliche Gebäude, namentlich Stallungen für die Streitrosse, vorhanden, so bildeten diese doch nach heutigen Begriffen noch keinen Hof.

Als nun Lukow also noch ein Bauerdorf war, so berichtet die Sage, da wüthete einstmals in Deutschland ein lange dauernder Krieg, der auch diese Gegend nicht verschonte. Einst kam denn auch ein Haufe feindlicher Krieger durch Hohen-Lukow, der des Weges unkundig war.

Die Bewohner des Dorfes hatten sich beim Herannahen der Feinde geflüchtet und sich im Bruche versteckt. Nur ein kleiner Bauerjunge hütete nicht weit vom Wege ganz unbesorgt seine Schweine. Diesen nun griffen sich die Krieger auf, um ihn als Wegweiser zu benutzen; weil er aber ihr Wohlgefallen erregte, so machten sie weiter keine Umstände und nahmen ihn gänzlich mit sich.

Der Knabe lief im Grunde auch gern mit. Vater und Mutter waren todt, Schwestern und Brüder hatte er nicht, und von dem Bauer, bei dem er ums tägliche Brod diente, bekam er mehr Schläge als Brod, und Püffe zum Zubrod. So wurde dem Jungen der Abschied von Hohen-Lukow nicht sonderlich schwer, und von dort weinte ihm auch so leicht Niemand eine Thräne nach.

Die neue Lebensweise behagte übrigens dem Exschweinehirten gar nicht übel, und es zog ihn nicht im Mindesten nach seiner Heimath zurück; auch fühlte er ebenso wenig ein Verlangen, zum Hüten des unfolgsamen Schweineviehes zurückzukehren. Als er größer wurde und sein Arm stark genug, ein Schwert zu führen, griff er selbst zum wilden, unstäten Kriegshandwerk. Dort schien ihn das Glück zu suchen; denn er

brachte es bald bis zum Kriegsobersten, Ritter und Edelmann. Und hatte zu dieser seiner Erhebung seine persönliche Tapferkeit gewiß viel beigetragen, so begünstigten ihn doch auch manche äußere Umstände.

Eine Reihe von Jahren hatte er so schon gedient, als er sich nach Ruhe sehnte und dabei auch wieder seiner Heimath gedachte. Er hatte sich nämlich ein ziemlich bedeutendes Vermögen während seiner Kriegerlaufbahn erworben und gedachte sich dafür daheim anzukaufen. Wie aber das Bibelwort sagt: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke," so war es auch ihm ergangen; mindestens munkelte man so etwas, da sein Vermögen zunahm, das der ihm anvertraueten Kriegscasse aber in demselben Maße abnahm. Und es war gerade Zeit, den Raub in Sicherheit zu bringen, als er Mecklenburg wieder aufsuchte.

Die Leute in Hohen-Lukow machten große Augen, als sie den fremden Obersten bei sich einkehren sahen und vernahmen, es wäre des Bauern N. Schweinejunge, den vordem die Soldaten gestohlen hatten; denn den meisten Lukowern war die Geschichte noch gut im Gedächtniß. Als es aber gar erst hieß, der ehemalige Hütejunge, jetzige Herr Oberst von B........, wolle dem im Kriege verarmten Edelmanne Hohen-Lukow abkaufen und statt des alten verfallenen Schlosses ein neues, prächtigeres aufbauen lassen, da war vollends des Verwunderns kein Ende, und doch hatte das Alles so seine volle Richtigkeit.

Während des Krieges waren aber auch einige von den Bauerfamilien ausgestorben. Da deren Hufen wüste lagen, so zog sie der neue Herr ein, und legte damit den Grund zu dem jetzigen Hof Hohen-Lukow.

Also entstanden der Hof und das jetzige Herrenhaus zu Hohen-Lukow; und Letzteres zeigt noch heute an seiner Fronte

das Wappen seines Erbauers. Auch soll in dem im Hause befindlichen Rittersaal das Bild desselben in Lebensgröße hängen, wenigstens halten die Leute ein daselbst hängendes Rittercenterfei dafür.

Als der Oberst starb, hinterließ er als Erben nur einen Sohn; der war aber das gerade Gegentheil seines Vaters und dachte nur darauf, das wieder unter die Leute zu bringen, was dieser ängstlich zusammengescharrt hatte.

Von dem Gute hieß es nun: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ und es währte nicht lange, so war Reinaus damit gespielt, und der Sohn konnte mit dem Bettelstab in der Hand davon gehen. Er soll später im Elend umgekommen und mit ihm das eben erst aufgeblühete Edelgeschlecht auch schon wieder untergegangen sein.

Den Vater ließ es im Grabe keine Ruhe. Der trieb fortan als Poltergeist im Rittersaale sein Unwesen und noch heute, so behaupten die Leute, soll es dort nicht richtig sein und soll darum auch Jedem, der einmal in den anstoßenden Gemächern übernachtet hat, die Lust gleich vergehen, dort auch nur eine Nacht noch wieder zuzubringen.

Die Dorfstelle bei Grabow.

Unfern der Stadt Grabow befindet sich eine sumpfige Gegend, welche man allgemein die Dorfstelle nennt. Hier stand einstmals ein großes, blühendes Dorf. Da aber die Bewohner desselben zu schlecht und gottlos waren, so ließ der liebe Gott es spurlos von der Erde verschwinden.

Es war nämlich an einem Sonntag Vormittag. Als allenthalben gute und fromme Christen in die Kirchen gingen, um Gott den Höchsten zu verehren, schlenderten statt dessen die Bewohner dieses Dorfes nach ihren Schenken, um dort diese dem Dienste des Herrn gewidmete Zeit bei Bier und Branntewein, mit unzüchtigen Reden und Gotteslästerungen zu tödten. Nur zwei brave und gottesfürchtige Edeldamen, die ebenfalls in diesem Sodom wohnten, waren nach Grabow — wohin das Dorf eingepfarrt war — in die Kirche geeilt.

Ebenso wie diese Edeldamen allein nur die beiden wahren Christen ihres ganzen Dorfes waren, so waren sie auch an diesem Sonntage wieder nur die Einzigen aus demselben, die sich in's Gotteshaus begeben hatten.

Während nun also die beiden frommen Frauen in der grabower Kirche weilten und Gott ihren Schöpfer priesen, die übrigen Mitbewohner ihres Dorfes aber daheim saßen und den Tag des Herrn aufs Gröblichste entweihten, geschah' plötzlich ein gewaltiges Donnern und Krachen; die Erde öffnete sich und verschlang das ganze Dorf mit allen seinen gottlosen Einwohnern.

Nichts war von dem Dorfe übrig geblieben; kein Bewohner desselben, als nur die beiden einzigen Guten, die Edeldamen, waren dem allgemeinen Verderben entgangen.

An der Stelle des ehemaligen Dorfes enstand aber ein großer Sumpf, der zur Erinnerung hieran noch heute, wie schon gemeldet, den Namen die Dorfstelle oder „de Dörpstähr" führt.

Ein Gottesurtheil zu Wittenburg.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Wie gar leicht es am Abend anders werden kann, als es am frühen Morgen war, und nicht nur mit uns schwachen Menschenkindern, sondern selbst mit einer Stadt, erfuhren auch die Bewohner Wittenburg's im Jahre des Heils 1351.

Es war an einem unfreundlichen Tage. Der Sturm heulte und tobte und entwurzelte Bäume, die ihm Jahre lang getrotzt hatten, und schlug den Regen gegen die Fenster, daß Einem ganz unheimlich zu Muthe wurde. Thätige Frauen waren eben in der Küche beschäftigt und bereiteten das Mittagbrod; fleißige Männer saßen bei ihrer Arbeit, oder gingen ihren Geschäften nach; Fromme falteten zuweilen ihre Hände und baten Gott, er möge doch Jeden vor Schaden und Gefahr bewahren.

Da ertönte plötzlich vom Thurme die Sturmglocke. Es brannte in dem Hause eines reichen und angesehenen Bürgers.

Was nur Hände hatte, eilte der Stelle zu und versuchte nach Kräften, dem verheerende Elemente Einhalt zu thun. Trotzdem aber verbreitete sich dasselbe, vom Sturme angeschürt, immer weiter und weiter, und bald war ein großer Theil der Stadt in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt.

Da war des Jammers viel. Viele Familien hatten nicht nur ihr Obdach, sondern auch alles andere Hab und Gut verloren; nur der Gedanke, daß der Herr es ihnen genommen, Der es ihnen auch gegeben, vermogte ihren Schmerz zu lindern.

Endlich war man des Feuers Herr geworden. Der wackere, christliche Ortsvorsteher, dessen Umsicht und Leitung man es

nächst Gott verdankte, daß noch ein Theil der Stadt verschont geblieben war, war eben beschäftigt, den Verunglückten ein einstweiliges Obdach anzuweisen, als sich ihm ein tobender Haufe Menschen nahte. In ihrer Mitte hatten sie einen Arbeiter, den sie unter Stößen und entsetzlichen Flüchen fortschleppten und der Brandstiftung anklagten. Der Ortsvorsteher stellte sogleich ein Verhör mit demselben an.

In alter Zeit und auch noch damals war nämlich der jedesmalige Vorsteher eines Ortes oder einer Gemeinde auch zu gleicher Zeit Richter, und die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Recht finden. Auf weitläufige Untersuchungen ließ man sich nicht ein. Konnte weder durch Zeugen noch durch Eidesschwur die Wahrheit ermittelt werden, so nahm man seine Zuflucht zu den Unschuldsproben, die man Gottesurtheile nannte. Man war der Meinung, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen beistehen und ihn in der mit ihm vorzunehmenden Probe durch ein Wunder retten. Ein solches Gottesurtheil bestand gewöhnlich in der Wasserprobe, über die bereits im zweiten Bande Seite 101 gesprochen, oder in der Feuerprobe, wo der Angeklagte über neun glühende Pflugscharen hinwegschreiten, oder ein glühendes Eisen in der Hand halten, oder einen glühenden eisernen Handschuh anziehen, oder, mit einem wächsernen Hemde angethan, durchs Feuer gehen mußte. Zeigte sein Körper keine Spur von Brand, so galt er für unschuldig.

In dem mit dem Arbeiter angestellten Verhöre konnte ihm Nichts überwiesen werden, und er nur seine Unschuld betheuern. Da die Wahrheit nicht anders zu ermitteln war, so wurde er zur Feuerprobe verurtheilt und sofort ein Eisen glühend gemacht.

Mit heiterer Miene, und als wollte er den Richtern und Umstehenden gleichsam sagen: Gott, Dem ich vertraue, wird

mich nicht verlassen, ergriff der Angeklagte dasselbe und hielt es aufrecht, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen. Seltsam war es, daß seine Hand nicht das mindeste Brandmahl zeigte, aber noch seltsamer, daß das Eisen in seiner Hand plötzlich verschwand und keine Spur davon wieder entdeckt werden konnte.

Das Volk jubelte; die Richter aber dankten Gott, daß er sie vor so schwerer Verantwortung bewahrt habe.

Ein Jahr darauf, als der niedergebrannte Stadttheil bereits mit neuen Häusern bebaut war, legte man auch Hand daran, die Straßen neu zu pflastern. Ein dabei beschäftigter Arbeiter, der eben einige Steine aufnahm, stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus. Die übrigen Arbeiter, auf sein Geschrei herbeigekommen, untersuchten die Stelle und siehe! sie fanden das vor einem Jahre so plötzlich verschwundene Eisen im Sande liegen, das noch glühend heiß war, und an dem der Arbeiter sich die Hände furchtbar verbrannte.

Dieser bekannte sogleich, daß er der Brandstifter sei und wurde nun zur Strafe für sein Verbrechen vom Leben zum Tode gebracht.

Das Eisen wurde noch lange Zeit auf dem Rathhause zu Wittenburg aufbewahrt und gezeigt.

Das sogenannte Kegelspiel am Dome zu Ratzeburg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

Die Stadt Ratzeburg liegt bekanntlich auf einer Insel im ratzeburger See. Sie war früher durch zwei Brücken mit dem

Festlande verbunden, die aber jetzt abgebrochen und statt derer Dämme gemacht sind, und soll ehemals, als die Geschütze noch von schlechter Beschaffenheit und der See von ziemlicher Breite war, eine nicht unbedeutende Festung gewesen sein. Von den Festungswerken sind jetzt nur noch die Pfähle rund um die Stadt vorhanden; die Wälle vor dem lüneburger Thore sind schon lange abgetragen und in schöne Gärten umgewandelt worden, dagegen die vor dem langebrücker Thore erst in neuerer Zeit.

An dem nördlichen Ende der Stadt steht die Domkirche, darin viele Kanonenkugeln eingemauert sind, die bei der Belagerung von 1693 durch die Dänen hineingeschossen sein sollen.

Die Hanöverschen hatten damals den Vertrag mit den Dänen gemacht: Wenn ein berühmter Schütze, der sich bei Letzteren vor der Stadt befand, ein Kegelspiel in die Mauer der Domkirche hineinschießen könne, so solle die Stadt übergeben werden, könne er es aber nicht, so solle das Heer abziehen.

Der dänische Kanonier stand auf der in der Vorstadt aufgeworfenen Schanze und schoß wirklich ein ganzes Kegelspiel hinein. Als er aber zuletzt den Kegelkönig hineinschießen wollte, und Alle in der größten Besorgniß waren, lud ein hanöverscher Kanonier seine Kanone und schoß dem Dänen den Kopf vom Rumpfe.

Darum sieht man noch heutigen Tages das Kegelspiel an der Domkirche eingemauert — aber der König fehlt.

In letzterer Zeit ist jedoch eine von diesen 8 Kugeln herausgefallen.

Der vom Teufel heimgesuchte Knecht aus der Umgegend von Rostock*).

(Von J. Mussäus, weiland Pastor zu Hansdorf.)

Lustig ging es her zu Kessin bei Rostock; es war Pfingstbier, und es ward getanzt bis in die späte Nacht.

Aus entfernten Dörfern waren Knechte gekommen. Um Mitternacht wollte einer von ihnen über's Feld nach Hause, man nöthigte ihn vergebens zu bleiben. „Wirst doch gewiß noch wieder kommen," sprachen die berauschten Tänzer, „es wird Dir leid; wir Alle sind ja so beinig; das Bier ist süß und die Dirnen so freundlich!"

Er aber ging von dannen.

Schwarzdunkel war die Nacht; nicht Weg noch Steg konnte er sehen. Und als er nun eine Strecke gegangen war, da ward's lichthelle um ihn, als ob ringsum die Dörfer brennten; da krachte über ihm ein fürchterlicher Donnerschlag.

Er aber ging getrost von dannen. Nun ward's ruhig um ihn, wie's in milden Sommernächten zu sein pflegt.

Was rauscht dort wie Fußtritte daher? denkt er und sieht neben sich einen langen Mann wandern. Sie grüßen sich nicht. Als er nun an einen Steg kam, trat der lange Mann näher und sprach: „Wie willst Du da hinüber kommen?"

„„Das geht Dich nichts an!"" erwiderte der Knecht und schritt dreist hinüber.

Sie kamen an den Gartenzaun des Bauerhauses. „Wie willst Du da hinüber kommen?" fragte der Fremde.

---

*) Siehe Seite 87 dieses Bandes, Anmerkung 1.

„„Das geht Dich nichts an!““ versetzte der Knecht und stieg unverzagt über die zugespitzten Pfähle des Zauns.

Sie kamen an's Haus, es war verschlossen. „Wie willst Du da hinein kommen?“ fragte jener wieder.

„„Das geht Dich nichts an!““ antwortete der Knecht und klopfte an's Fenster.

Die Hausmutter öffnete, und beide traten in die Stube und setzten sich hinter den Tisch. Es ward Licht angezündet.

„„Mutter,““ sprach der Knecht, „„diesem Fremden ist nicht wohl; wir wollen den Prediger rufen, daß er ihn tröste aus Gottes Wort!““

Das schauerte dem Fremden durch die hohlen Gebeine; er ward kleiner und immer kleiner und lief endlich gleich einer Maus zur Thür hinaus.

Deß freuete sich der Knecht mit der Hausfrau und dankete Gott.

Der glambecker See unfern Buchholz bei Röbel.

Nicht weit von dem großen und wohlhabenden Bauerdorfe Buchholz bei Röbel liegt, von Tannen umgeben, ein kleines Gewässer, der glambecker See genannt. Von diesem See geht die Sage, daß früher an seiner Stelle eine kleine Stadt Namens Glambeck gestanden hat, die aber in alten Zeiten untergegangen ist.

Die Bewohner dieser Stadt Glambeck waren nämlich gar böse und schlechte Leute, die nur den irdischen Genüssen

lebten und nicht an Gott dachten, sondern wider seine heiligen Gebote handelten und sie freventlich mit Füßen traten. Deshalb that sich die Erde auf und verschlang die ganze Stadt, sammt Allem was in ihr lebte und webte; an ihrer Stelle entstand aber der erwähnte kleine See.

Bei dem Untergange der Stadt waren auch ein Paar Glocken mit verschlungen worden, die in früheren Zeit, als die Glambecker noch auf Gottes Wegen wandelten, dem Höchsten geweihet worden waren. Alle Johannis Mittage, Punkt zwölf, kamen nun diese Glocken an die Oberfläche des Sees und schwammen, herrlich läutend, dort umher; mit dem Schlage Eins sanken sie aber sofort wieder in die Tiefe hinab.

Oft schon hatten Leute die Glocken dann gesehen, und Vieles war schon versucht worden, sich derselben zu bemächtigen, aber stets ohne Erfolg. Nun begab es sich, daß einmal zufällig an einem Johannistage ein fremder Mann in dem glambecker See baden wollte. Es war gerade Mittags zwischen 12 und 1, und die Glocken schwammen auf der Oberfläche des Sees umher. Diese für ein Paar Steine haltend, deckt der Badende sein Handtuch darauf. Plötzlich schlägt es Eins. Sofort stehen die Glocken wie angebannt in der Mitte des Sees fest, sie können nicht in die Tiefe zurückkehren; der Mann aber kann sein Handtuch nicht wieder erreichen und muß sich endlich ohne dasselbe entfernen.

Also mit dem Handtuch bedeckt, standen die beiden Glocken wol an ein halbes Jahr ruhig und still in der Mitte des glambecker Sees. Obwol sich die Leute auch nun wieder alle mögliche Mühe gaben, dieselben zu erlangen, so war und blieb doch auch jetzt wieder Alles umsonst.

Da erhob sich plötzlich eines Tages ein gewaltiger Wirbelwind; der sonst so ruhige kleine See tobte und zischte, hohe

Wellen thürmten sich in ihm auf und stürzten sich wüthend über die beiden Glocken, daß der weiße Schaum hoch in die Luft spritzte.

Bald war das die Glocken bedeckende Handtuch herunter gespült und an's Ufer geschwemmt; der Bann war damit gelöst und die Glocken wieder in die Tiefe versunken.

Als dies geschehen, trat wieder Ruhe ein, und bald lag der kleine See wieder so still und klar da, als sei nichts geschehen. Die Glocken aber waren verschwunden und sind auch nie wieder, selbst nicht wie sonst an den Johannistagen, zum Vorschein gekommen.

Die goldene Wiege im Kibitzberge bei Dömitz.

(Von L. Kreutzer zu Parchim).

Eine gute halbe Stunde oberhalb Dömitz liegt an der Elbe der Kibitzberg. Er birgt, wie die Sage erzählt, in seinem Schooße die goldene Wiege eines Heidenfürstenkindes.

Einst weideten Bauerknaben in seiner Gegend die Pferde ihrer Herren. Die Nacht war dunkel und die Mitternachtsstunde nahe. Da flimmte und flammte es auf dem Kibitzberge, und eine dunkle Gluth auf seinem Scheitel erhellte die nächste Umgegend.

Die Knaben eilten neugierig nach dem Feuer, und einer derselben holte eine Kohle hervor, um sich die Pfeife anzuzünden. Wahrscheinlich war vom Abendthau der Taback feucht geworden, denn derselbe wollte nicht brennen und der Junge

mußte die Pfeife unverrichteter Sache in die Tasche stecken. Am andern Morgen aber lag in der Pfeife statt der Kohle ein Goldstück.

Aufs Eifrigste wurde nun der Kibitzberg von Alt und Jung nach den kostbaren Kohlen durchstöbert; aber es fanden sich höchstens Kieselsteine, und nach denen war Keiner lüstern.

Einmal machten in einer Johannisnacht sich drei Bauern auf den Weg, um den Schatz zu heben, welcher auch um die Mitternachtsstunde glücklich zum Vorschein kam. Vor Beginn der Arbeit legten die Bauern sich gegenseitig das unverbrüchlichste Stillschweigen auf, da bekanntlich das geringste Wort die Zauberei unwirksam und den Schatz verschwinden macht.

Alles schien glücklich von Statten zu gehen.

Da brauste ein Wagen heran, bespannt mit vier kohlschwarzen, schnaubenden Rossen. Neben den Schatzgräbern hielt das Fuhrwerk und zwei riesige Gestalten stiegen aus. Im Nu hatten sie einen Galgen errichtet. Mit der Gewandtheit eines Affen kletterte einer von diesen Kerlen auf den Querbalken des Galgens und ließ eine schwere eiserne Kette hinabrollen, welche der untenstehende Kamerad ergriff.

„Wer soll der Erste sein?“ brüllte dieser nach oben.

„„Nimm nur den Rothharigen!““ war die Antwort.

„Ach, Herr, Kinne! mie nich; ick heff Fru und Kinne tau Hus!“ *) schrie entsetzt der rothharige Schatzgräber.

Ein Krach, ein Schlag — Todtenstille! Alles und auch der Schatz war verschwunden.

---

*) „Ach, Herr, Kinder! mich nicht, ich habe Frau und Kinder zu Hause!“

Die drei vom Teufel gestörten Spieler zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Bei dem Gastwirth K. in Stargard war eine rechte Spielhölle. Nicht bloß, daß Bürger und Landleute sich dort zum Kartenspiel einfanden und an einem Abend oft das in mehreren Tagen sauer Erworbene verspielten, auch einzelne Geistliche waren von der allgemeinen Spielwuth angesteckt und konnten Lust und Begierde nicht beherrschen, dem Spielteufel zu fröhnen.

So saßen auch einmal drei Pastoren beim Wirth K. und spielten Hazard; große Haufen Geldes lagen auf dem Tische und obwol es schon tief in der Nacht war und die Pferde schon lange angespannt vor der Thür hielten, so konnten sie doch nimmer ein Ende finden.

Dem Kutscher des Einen wird vor der Thür die Zeit lang, und er schleicht sich leise in die Stube und nimmt nicht weit von der Thür Platz. Nicht lange nach ihm tritt ein anderer Mann in einem grünen Rock in die Stube und läßt sich, von den Spielern unbemerkt, nicht weit von ihm auf einen Stuhl nieder.

Da entfällt einem der Pastoren eine Karte, und als er sie aufheben will, gewahrt er den Fremden und bemerkt gleichzeitig, daß er einen Pferdefuß hat. Er schreit laut auf, die Andern werden ebenfalls des Fremden mit dem Pferdefuße ansichtig und alle fliehen entsetzt aus dem Zimmer. Der Fremde folgt ihnen auf dem Fuße.

Schnell geht da der Kutscher an den Spieltisch, rafft das Geld zusammen und eilt nach seinem Wagen. Als er hinaus kommt, sitzt der Fremde bei seinem Herrn in der Kutsche. Er

schwingt sich auf seinen Sitz und die Pferde laufen von selber in gestrecktem Lauf von dannen.

In der Kutsche hört der Kutscher ein lautes, heftiges Gespräch; die Pferde sind gar nicht zu halten, sie laufen wie toll durch Dick und Dünn, und erst als sie den Grund und Boden ihrer Pfarre erreicht haben, da springt der Fremde aus dem Wagen, und zu seinem großen Schreck bemerkt der Kutscher, daß seine braunen Pferde wie in Schweiß gebadet und mit Schaum bedeckt sind, so daß sie einem Paar Schimmel gleichen.

Der Prediger steigt still und zitternd aus dem Wagen, und der Kutscher hat auch nicht den Muth, seinen Herrn des Näheren zu fragen.

Nach längerer Zeit fängt der Pastor einmal mit dem Kutscher hierüber zu sprechen an und fragt ihn, ob er nichts von dem Gelde wisse, das sie auf dem Spieltische zurückgelassen hätten. Da plagt diesen das Gewissen und er gesteht, daß er sich es angeeignet habe. Der Pastor verlangt keine Herausgabe, sondern sagt ihm, er solle es nur behalten, es würde ihm Keiner abverlangen; aber ob er wol wisse, wer der Fremde gewesen sei?

Als dieser es verneinte, sagte er, der Teufel, der leibhaftige Gottseibeiuns sei es gewesen und er habe doch wol gehört, was für ein heftiges Gespräch sie mit einander geführt hätten. Doch nur damit habe er ihn geschlagen, daß er auf seine Frage aus dem Liede: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. „Wo bleibt denn Leib' und Seel?“ geantwortet habe: „Nimm sie zu Deinen Gnaden, sei gut vor allem Schaden, Du Aug' und Wächter Israel!“ Als dies der Teufel gehört, sei er aus dem Wagen gesprungen.

Die weisse Dame im ehemaligen Herrenhause zu Alt-Rehse bei Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

„Alle Stunden des Tages sind nicht gleich," pflegte oft die bejahrte Wittwe des ehemaligen Nachtwächters B. zu Alt-Rehse zu dem Dienstherrn ihres Sohnes, Meister L. in Penzlin, zu sagen, wenn sie ihren Sohn besuchte nnd dann mit dem freundlichen Meister oder dessen eben so freundlichen Ehefrau auf dies und das zu sprechen kam. Entgegnete man ihr darauf, daß es in der Mitternachtsstunde eben so geheuer sei, als am hellen, lichten Mittage, so erzählte sie zur Bekräftigung ihrer Aussage folgende Geschichte, welche sich zu Alt-Rehse zugetragen haben soll, und der Sohn bestätigte wiederholt das, was ihm von dieser Begebenheit noch aus seiner Jugendzeit her lebhaft in der Erinnerung geblieben war.

„Als mein verstorbener Mann, Gott hab' ihn selig," so erzählte die treuherzige Alte, „noch lebte und Nachtwächter zu Alt-Rehse war, da war es in dem Herrenhause daselbst nicht richtig. So war es schon seit Menschengedenken gewesen. Es kam nämlich jede Nacht in der Mitternachtstunde, zwischen Zwölf und Eins aus dem Keller eine weiße Dame, vom Kopf bis zu den Füßen ganz weiß gekleidet; in der einen Hand hielt sie einen Leuchter, in der andern aber ein Bund Schlüssel. So ging sie still durch das ganze Haus, sagte keinem Menschen etwas, und hatte sie die Runde gemacht, so verschwand sie wieder im Keller. Die Thüren, auch die verschlossenen, thaten sich ohne das geringste Geräusch von selbst vor ihr auf und schlossen sich auch eben so wieder.

In der ersten Zeit, als mein Mann zu dem Posten als Nachtwächter kam, da graute ihm vor jeder Nacht, wo er wachen sollte, und nahete die gefürchtete Stunde, so überlief es ihn eiskalt. Nach und nach wurde er es aber doch gewohnt und die Erscheinung verlor für ihn alles Schreckliche und Unheimliche, weil er von ihr auch im Geringsten nicht belästigt wurde. Höchstens stand sie wol einen Augenblick still, als ob sie über irgend etwas nachsänne, dann ging sie aber still weiter.

Einmal erschrak mein Mann indeß doch heftig über diese Geschichte. Er war ein wenig eingenickt und wachte gerade in dem Augenblicke auf, als die Gestalt neben ihm stand. Da fuhren ihm denn im Schrecken die Worte heraus: „Wo karrt Di bei Deuwel all werre her!" *) Das bekam ihm aber gar übel. Von Stund an wurde sein Kopf so dick als ein Faß, und er konnte in vier Wochen nicht wieder wachen.

Als es mein Mann dem Inspector sagte, woher er den dicken Kopf bekommen, wollte dieser es gar nicht glauben. Er war nämlich erst kurze Zeit in Alt-Rehse. Um sich aber von der Sache zu überzeugen, blieb er die folgende Nacht mit all den Knechten in der Leutestube auf. Als die Glocke Zwölf geschlagen hatte, kam sie richtig wieder an, ging still mitten durch alle die Leute hindurch und verschwand zuletzt wieder im Keller.

Nun glaubte es der Herr Inspector auch, und als er es hier und dort erzählte, da gab man ihm den Rath: er solle der Gestalt nachspüren, vielleicht wäre Jemand im Keller verscharrt und könne dort keine Ruhe finden. Das that er denn auch. Als in der nächsten Nacht die weiße Dame in den Keller zurückkehrte, gingen mehrere Beherzte ihr nach und merkten sich die Stelle, wo sie spurlos verschwand."

---

*) „Wo karrt Dich der Teufel schon wieder her!"

Am andern Morgen ließ der Herr Inspector im Keller nachgraben, und da fand man denn ein ganzes menschliches Gerippe. Es soll nämlich vor Jahren eine Wirtschafterin zu Alt-Rehse die Kellertreppe hinuntergestürzt und so ermordet worden sein. Um die Sache nicht laut werden zu lassen, hat man sie im Keller verscharrt und dann das Gerücht ausgesprengt, sie sei heimlich davon gegangen. Das arme, unschuldige Blut war's also, das hier keine Ruhe finden konnte. Das Gebein wurde nach dem Kirchhofe gebracht und dort eingegraben, und seitdem hat sich nichts wieder sehen lassen. Dort ist auch die Seele wol endlich zur Ruhe gekommen."

So erzählten die alte Frau und ihr Sohn übereinstimmend, und auch der Letztere erinnerte sich noch ganz genau, wie sein Vater am Morgen mit dem dicken Kopfe hineingekommen war und weidlich auf den Spuk geschimpft hatte.

Die alte Frau ruht nun auch schon längst auf dem altrehser Kirchhofe. Ihre Kinder sind nach Amerika ausgewandert, und es ist möglich, daß diese Geschichte in Alt-Rehse selbst ganz in Vergessenheit gerathen ist. Ich habe sie aus dem Munde des Eingangs erwähnten Meisters L. und seiner Frau.

Der mit dem Teufel im Bunde stehende Amtmann B. zu Klein-Nemerow bei Stargard.

Bald nachdem die frühere Johanniterkomthurei Nemerow*) in ein weltliches Besitzthum verwandelt worden war,

*) Siehe Seite 64 u. f. dieses Bandes.

wohnte auf Klein-Nermerow ein steinreicher Pächter, Amtmann R..... mit Namen, der, wie die Leute noch heute erzählen, mit dem Bösen im Bunde stand und hierdurch sein ungeheures Vermögen erworben hatte.

Je älter der Amtmann aber wurde, desto mehr reuete ihn sein mit dem Teufel geschlossenes Bündniß; denn obgleich dieser ihn auch mit Glück und Reichthümern aller Art überschüttete, so wurde er dessen doch nicht froh; immer häufiger mußte er an das Ende seines kurzen irdischen Glückes und die dann darauf folgende ewige Höllenqual denken. Daher kam es auch, daß er eines Tages einem alten Hoftagelöhner, der gerade bei einem Zaun um die Koppel arbeitete, wo der reiche und herrliche Viehstand des Amtmanns bis an die Kniee im üppigsten Klee watend weidete, als ihn dieser mit entzückten Blicken auf sein großes Glück aufmerksam machte, schmerzlich lächelnd erwiderte: „Ach Alter, was hilft mir all mein Glück und Ueberfluß; gerne gäbe ich soviel Geld dahin, als meine beiden besten Pferde vom Hofe herunter ziehen können, wenn ich dafür mein Leben wieder kaufen könnte!" — und mit thränenden Augen wendete er sich ab und ging dahin. Der alte Tagelöhner aber dachte bei sich: Ja, ja, hat Recht, der Herr Amtmann; — beneid' ihn nicht. — Bin zwar nur arm, recht arm, — tausch' aber dennoch nicht mit ihm! —

Als der Kontrakt, den der Amtmann R. mit dem Teufel gemacht, bald abgelaufen war, erschien dieser eines Tages auf dem klein-nemerowschen Hofe, um Ersteren daran zu mahnen, daß er nächstens ganz sein sei und dann mit ihm kommen müsse. Der Amtmann aber hatte natürlich keine Lust, schon so bald von seinen Schätzen zu scheiden und in Gesellschaft seines sauberen Gastes in die Hölle zu reisen. Er bat und flehete deßhalb um Aufschub und Verlängerung seiner Frist, wofür er dem

Bösen dann auch allerlei Dienste und Gefälligkeiten zu leisten versprach. Anfangs wollte sich zwar Meister Urian nicht recht hierzu verstehen, als aber der Amtmann versprach, ihm vielleicht noch eine Menschenseele zu überliefern, da wurde er immer nachgiebiger und gefälliger. Und so einigten sich denn beide, nach vielen Hin- und Herreden, endlich dahin: daß wenn der Amtmann dem Teufel noch heute einen Menschen als seine dereinstige Beute verschaffe, dieser dafür dann auch, wie die Leute sich ausdrücken, „leiblich" mit Ersterem verfahren wolle, das heißt, ihn so lange in Ruhe zu lassen, bis er, wie andere ehrliche Christenmenschen, eines natürlichen Todes auf dem Bette gestorben sei, und dann erst mit seiner Leiche davon zu gehen.

Der Amtmann ließ nun zu diesem Zweck sofort einen seiner Arbeitsleute rufen, von dem er wußte, daß er sehr habgierig sei und von dem er daher auch für eine bedeutende Summe Geldes Erfüllung seines Wunsches hoffte. Der also Gerufene, Denkert mit Namen, trat auch bald hiernach in das Arbeitszimmer seines Brodherrn ein, wo dieser nebst seinem noblen Kumpan hinter dem Tische saß. Vor ihnen auf dem Tische lag ein dickes Buch, mit allerlei sonderbaren Zeichen und Figuren bedeckt, zur Seite desselben aber stand ein großer Hut, bis oben mit blinkenden Goldstücken gefüllt.

Alsbald wendete sich der Amtmann zu dem staunenden Denkert und sagte ihm, wenn er mit seinem Blute seinen Namen in dies Buch, das dem bei ihm sitzenden fremden Herrn gehöre, einschreiben und über diese ganze Angelegenheit zu Jedermann schweigen wolle, dann solle er auch den ganzen Hut voll Geld haben.

Geblendet von den vielen Goldstücken und nichts sonderlich Arges ahnend, war unser Tagelöhner sogleich bereit hierzu. Schnell griff er in die Tasche, um sein Brodmesser hervor

zu holen, sich damit ein kleines Loch zu ritzen und dann mit dem Blut seinen Namen in das wunderbare Buch zu tragen. Da ihm das Messer beim Hervorholen zufällig auf den Boden fiel, bückte er sich, um es wieder aufzuheben. Aber welch Entsetzen erfaßte ihn hierbei, als er unter dem langen Mantel des Fremden einen Pferde- und einen Hühnerfuß hervorblicken sah. Nun ging ihm mit einem Male ein Licht auf, das war der leibhaftige Gottseibeiuns, dem er also seine Seele verschreiben sollte; und wüthend über eine solche schändliche Hinterlist, spannte der empörte Denkert jetzt ganz andere Saiten auf. Er stampfte mit den Füßen, er schimpfte, fluchte und tobte, daß man ihn so hätte hinter's Licht führen wollen, das solle aber den saubern Herrschaften nicht gelingen 2c.

Eine Weile ließ man den Denkert ruhig wüthen, als er aber noch immer nicht schweigen wollte, da erhob sich der Teufel selbst, packte den Tobenden bei der Gurgel und befahl ihm, sogleich ruhig zu sein und den losen Mund zu halten, sonst würde es ihm übel ergehen.

Unser Arbeitsmann, der so etwas nicht vermuthet haben mogte, war hiernach denn auch wie umgewandelt und still und geduldig wie ein Lamm geworden; er zitterte und bebte wie Espenlaub und bat mit kläglicher Stimme, die gnädigen Herren möchten ihn doch jetzt gehen lassen, er wolle nun auch gerne artig sein und über Alles das tiefste Stillschweigen beobachten.

Drohend erwiederte der Amtmann hierauf, daß er gehen könne, wenn er ihnen einen Andern für sich schicken wolle; thue er das und sage er von dem hier Gesehenen und Passirten zu keinem Menschen eine Silbe, dann solle ihm sein Leben geschenkt sein, wonicht — und dabei deutete er auf den Teufel — so werde ihm sofort das Genick umgedreht.

Der angsterfüllte Denkert gelobte alles Mögliche an und

eilte dann unter tiefen Bücklingen aus dem unheimlichen Zimmer. Spornstreichs lief er jetzt zu dem Reitknecht Rollwitz und beredete ihn, sogleich einmal nach dem Zimmer ihres Herrn zu gehen, man werde ihm dort einen glänzenden Antrag machen und viel Geld geben, wenn er dafür eine Kleinigkeit thue. Er komme eben auch daher und, setzte er lügend hinzu, sei jetzt ein reicher Mann geworden; als guter Freund von ihm wolle er auch ihm nun hierdurch den leichten Weg gezeigt haben, um ebenfalls schnell reich und glücklich zu werden.

Der bethörte Rollwitz ging richtig in die Falle; denn er hatte hiernach nichts Eiligeres zu thun, als in das Zimmer seines Herrn zu gehen. Diesem gelang es nun auch leicht, den armen Reitknecht dahin zu bringen, daß er mit eigenem Blute seinen Namen in das Buch des Fremden schrieb. Kaum war dies aber geschehen, so erhob sich auch schon der Teufel von seinem Sitze, reichte dem arglosen Rollwitz den Hut voller blanker Goldstücke und sprach hohnlachend: „Jetzt bist Du mein, danke dies Deinem Herrn Amtmann!“ und damit schwang er sich auf, es geschah ein Donnerschlag, Funken sprühten umher und der Teufel war verschwunden.

Verzweiflungsvoll stürzte jetzt der so schändlich betrogene und hintergangene Reitknecht aus dem Hause. Er eilte nach dem Dorfe, wo seine alte brave Mutter wohnte und schüttete ihr das erhaltene Geld mit den Worten in den Schooß: „Hier, Mutter, habt Ihr das Teufelsgeld!“ Darauf rannte er zurück nach dem Hofe, in den Pferdestall und schrie laut, daß es einen Stein erbarmen konnte. Den Leuten aber, die ihn fragten, was ihm fehle, sagte er: „Oh, Ihr wißt's nur nicht, wie's ist, wenn man sich mit dem Teufel abgegeben hat!“

So quälte und härmte sich der unglückselige Rollwitz eine Zeit lang unaufhörlich ab. Er aß und trank nicht, er hatte

keine Ruhe bei Tag und Nacht und siechte sichtlich dahin; aus dem sonst so frischen, muntern Jüngling war in ein paar Tagen ein jugendlicher, hinfälliger Greis geworden. —

Da nahete der Sonntag; unser arme Reitknecht hatte sich so viel zusammengerafft, um sich den seit ein paar Tagen nicht mehr abgeschnittenen Bart endlich wieder einmal abzunehmen, um dadurch sein ohnehin abschreckendes Aussehen wenigstens in etwas zu verringern. Hiermit beschäftigt stand er vor dem kleinen Spiegel in dem Pferdestall. Soeben hatte er die eine Seite des Bartes abgeschnitten, als plötzlich das Geläut der Kirchenglocken aus dem nahen Groß-Nemerow an sein Ohr schlug. Allerlei traurige Gedanken stürmten hiermit wieder auf ihn ein; er dachte daran, wie jetzt Alles in die Kirche eile und dort zu Gott bete, wie er dies auch sonst gethan, — aber ach, nun konnte und durfte er dies nicht mehr, — er gehörte ja dem Teufel, hatte kein Theil mehr an Gott. — — Grauen und Entsetzen bemächtigten sich seiner jetzt wieder mit doppelter Gewalt, er warf Alles von sich und lief in wildester Verzweiflung, wie er ging und stand, mit halbgeschornem Barte hinaus in's Freie. Planlos, bald vor-, bald rückwärts, lief er hier auf dem Felde umher, bis er zufällig an einen Born kam, der zwischen Groß- und Klein-Nemerow, etwa 20 Schritte von der Tollense entfernt, auf einer Wiese liegt. Sich sofort hier hineinstürzen und seinem qualvollen Dasein ein Ende machen, war das Werk eines Augenblicks. —

Diesen Born nannte man von dieser Zeit an den Rollwitzborn, welchen Namen er auch noch heut' und diesen Tag führt.

Ein paar Jahre nach dieser schrecklichen Begebenheit hatte auch des alten Amtmanns R..... letzte Stunde geschlagen. Unter großer Angst und Seelenpein gab er nach langem

Todeskampfe endlich seinen Geist auf. Sobald er todt war, erschien auch sogleich der Teufel, der schon einige Zeit vor der Thür auf der Lauer gestanden hatte, erfaßte sein Eigenthum und fuhr damit durch das Fenster, hinab in sein Höllenreich. Ein langer Blutstreifen an der Stubenwand bezeichnete die Art und Weise, wie der Böse mit dem noch halb warmen Leichnam des Amtmanns verfahren, wie er ihn gegen die Wand gequetscht, ehe er damit verschwunden war.

Trotz alles Abkratzens und Uebertünchens blieb diese Blutspur doch noch viele Jahre sichtbar, weshalb der Nachfolger des Amtmanns R. sie durch das Vorsetzen einer großen Himmelbettstelle zu verbergen pflegte. Erst mit dem Umbau des Herrenhauses ist auch dies schaurige Erinnerungszeichen für immer vernichtet worden.

Nach dem Tode des Amtmanns sah man öfter in dunklen Nächten diesen und den Rollwitz auf der Strecke von Klein-Nemerow bis zum Rollwitzborn, wie sie dann dort miteinander rangen und sich umher stießen und schlugen; und auch jetzt soll's dort noch immer nicht recht geheuer sein.

Der Arbeitsmann Denkert, der später nach dem nicht weit von Nemerow entfernten Usadel gezogen war, soll noch jährlich, so lange er lebte, von den Nachkommen des Amtmanns R. mehrere Goldstücke dafür bekommen haben, daß er über den ganzen Vorfall geschwiegen hat. Trotzdem aber hat die Welt doch Alles, was in Klein-Nemerow Schreckliches passirt ist, erfahren und es von Geschlecht zu Geschlecht wieder erzählt bis auf den heutigen Tag.

Wovon die diedrichshäger Berge bei Kröpelin entstanden sein sollen.

(Von Fr. Schulz.)

Man trifft wol keinen Ort in unserem Mecklenburg, wo die Leute nichts von den alten Hünen zu erzählen wüßten, und wo sie nicht ihre Gräber kennten, die zum Theil noch große Schätze in sich bergen sollen. Auch geht bei vielen ihrer Gräber noch manches wunderbare Ereigniß vor, so zum Beispiel bewegen und drehen sich zu gewissen Zeiten die Grabsteine, oder es kommen auch große graue neblichte Menschengestalten aus denselben hervor zu steigen.

Die Hünen waren Riesen von etwa 60 Fuß Höhe. Sie bewohnten zuerst unser Mecklenburg und sind endlich ausgestorben.

Von ihrer Größe und Stärke haben diese Leute uns noch ganz deutliche Spuren überliefert; denn alle Berge haben sie gemacht, tiefe enge Schluchten, die fast allenthalben den Namen „Hölle" führen, die Gründe, die Landseen und großen Teiche haben sie mit leichter Mühe gegraben.

Einzeln und selten trifft man im Lande kleine kegelförmige, kaum 15 bis 20 Fuß hohe Hügel, von denen man sich erzählt, das dort einem Hünen beim Erdetragen das Schürzenband gerissen sei, die Erde ihm dadurch aus der Schürze gefallen, und sie dann den Haufen haben liegen lassen.

Einmal haben diese großen Leute ein sonderbares Unternehmen begonnen, das ihnen zum großen Glück bald wieder verleidet ist. Sie wollten nämlich die Ostsee verschütten.

Den ganzen Bergrücken der jetzigen diedrichshäger Berge hatten sie schon dazu zusammengetragen. Da an einem Mor-

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

gen, als das Werk frisch wieder in Angriff genommen wurde, und alle mit Schürzen voll Erde herzugeschleppt kamen, wurden sie nach langer Berathung einig, das Vorhaben aufzugeben, da doch zu viele Erde dazu gehöre, und sie dann ja auch, um Erde zu gewinnen, auf andern Stellen neue Seen machen müßten. Sie ließen daher alle zuletzt gebrachten Schürzen voll Erde in Haufen liegen.

Nach den vielen kegelförmigen Hügeln an der Nordseite der diedrichshäger Berge, die Kühlung genannt, kann man heute noch ungefähr abschätzen, wie viele ihrer gewesen sein müssen; jeder Hügel nämlich ist eine Schürze voll.

Wunderbare Erlebnisse eines Knechts aus Alt-Krenzlin bei Ludwigslust in einer Fastnachtsnacht.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Es mag zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als die jungen Leute in Alt-Krenzlin wieder, wie schon oft, ihr Fastnachtsbier hielten und lustiger und wilder denn je auf demselben lebten.

Wer sich nicht voll soff, war kein Mann und verdiente nicht, mit den übrigen Knechten umzugehen; wer es aber allen Andern zuvor thun konnte, war gern gesehen und Alle buhlten um seine Freundschaft. Ein solcher war Johann, der Großknecht des Hauswirths B. Er verstand sich nicht nur besser aufs Saufen denn Alle, die sonst noch da waren, sondern sein Maulwerk verstand auch besser mit Schimpf- und Fluchworten und mit unzüchtigen und garstigen Redensarten umzugehen,

als das der Andern. Er war der Held des Tages; wenn Andere einen Schnaps tranken, mußte er zwei trinken ꝛc. ꝛc.

Also ging es fort bis an den zweiten Tag, Abends 10 Uhr, wo Alle mit Schrecken gewahr wurden, daß das Branntweinsanker leer sei und daß nun die Sauferei aufhören müsse, da in Kreuzlin keine Gastwirthschaft war und dort andere Leute dieses Getränk nicht feil hatten.

Johann mußte bestimmen, wie es weiter werden sollte; war er als Meister im Zechen zufrieden, so wolltens auch die Andern sein. Doch dieser wollte sich nicht geben, es müsse Branntewein sein, wenn man lustig leben wolle, weshalb sogleich zwei Knechte nach dem Klosterkrug in Picher sollten, um noch sechs Kannen vom „besten Ende" zu holen.

Von den anwesenden Knechten wollte aber keiner in der späten und dunklen Nacht den Tanzboden verlassen, um nach Picher zu laufen. Da mußte endlich Johann sich bequemen, wollte er anders das gewünschte Getränk haben, und zwei der übrigen Knechte begleiten. Um 12 Uhr konnten sie wieder heim sein.

Als sie ihrer Drei das Haus verließen, sprach Johann in seiner übermüthigen Weise: „Wenn nu dei Düvel Einen von uns hahlt, könn'n dei Twei doch seihn, wo hei mit em blifft!"*)

Diese Worte schienen ihm jedoch aufs Herz gefallen zu sein, denn wider seine Gewohnheit ging er hiernach ruhig neben seinen Kameraden dahin, bis sie in Picher anlangten.

Im Klosterkrug lud jeder ein Lägel**) mit zwei Kannen

---

*) Wenn nun der Teufel Einen von uns holt, können die Zwei doch sehen, wo er mit ihm bleibt!

**) Lägel, ein kleines Tönnchen.

Branntewein auf seine Schulter, um alsobald den Heimweg wieder anzutreten. Johann that dasselbe. Wieder unterwegs blieb er aber nicht mehr bei seinen Gefährten, sondern ging etliche Schritte hinter ihnen her; bald trennte ihn ein größerer Raum von ihnen; endlich hörte er sie nicht mehr. Diese jedoch waren zurückgekommen, sich nach ihm umzusehen, da sein Benehmen ein sonderbares, gegen früher ein ganz anderes war. Auf ihr Befragen, Müdigkeit angebend, bat er, sich nicht nach ihm aufzuhalten. Allein jene, Alles für ihn fürchtend, beschlossen trotz seines Abwehrens bei ihm zu bleiben; waren sie ja doch schon über halb nach Hause.

Nicht lange hatten sie gegangen, als Johann schon wieder hinter seinen Gefährten zurückblieb. So lange diese ihn noch sehen konnten, schritten sie ruhig vorwärts, als er aber ihren Augen entschwunden war und auf ihr Rufen keine Antwort erfolgte, kehrten sie aufs Neue um, ihn zu suchen. Diese Mühe war aber vergebens, denn so viel sie immer suchen und rufen mogten, Johann war und blieb verschwunden.

Betrübt kamen die Boten zurück zur Fastnachtsfeier, ihre traurige, Johann betreffende Mähre verkündigend, worüber Alles in die größte Bestürzung gerieth. Sogleich aufbrechen und den Verlornen nachsuchen, schien den Meisten das Beste; doch Andere, welche seine letzten Worte beim Weggehen wol vernommen hatten, widerriethen, da solches in der Nacht doch zu nichts helfen würde; sie wollten lieber nach dem ersten Hahnenschrei, mit welchem alle höllischen Geister die Erde verlassen und in ihre eigentliche Behausung zurückkehren, die Nachsuchung beginnen, da ihnen sonst der Teufel wer weiß wie viele Schlingen legen könnte. Bald war man diesem Vorschlage beigestimmt.

Der erste Hahnenruf erschallte etwa um zwei Uhr vom

Wiemen herab. Mit ihm war das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Alles rüstete sich zur Abreise. Jedoch noch hatten die Vordersten die Thüre nicht erreicht, als ihnen Johann, zwar leichenblaß und an allen Gliedern zitternd, im Uebrigen aber gesund und wohlbehalten, sein Lägel in der Hand entgegen trat.

Nun ging es an ein Wundern, und des Fragens an Johann wollte kein Ende nehmen. Johann aber schwieg von seinem mährchenhaften Verschwinden wie das Grab, keine Sylbe war hierüber aus ihm heraus zu bringen. Er wurde von nun an ein ganz anderer Mensch und den Anfang machte er sofort, indem er sein Lägel niedersetzend sagte: „Nu hollt Fastelabend so vähl Jie willt, ick äwa gah tau Hus!"*)

Johanns Bekehrung war denn auch wirklich keine vorübergehende. War er vorher der wildeste aller Knechte des Orts gewesen, wurde er jetzt gerade das Gegentheil. Zurückgezogen und still verlebte er die ersten zehn Jahre nach diesem Ereigniß, keinen Tanzboden besuchend und überhaupt alle fröhlichen Gesellschaften so viel wie thunlich meidend. Darnach fing er zwar wieder an, fröhliche Gesellschaften aufzusuchen und sich die Tanzlustbarkeiten anzusehen, doch nie hat er wieder versucht zu tanzen, nie hat seine Lippe den Branntewein und seine Hand die Karte wieder berührt.

Als er sich in seinen alten Tagen freier über das Erlebniß jener Nacht ausgesprochen, da hat man auch von ihm erfahren, daß sein Zurückbleiben an dem so verhängnißvollen und doch so segensreichen Abend Anfangs nur Folge von Ermattung gewesen sei, daß aber darnach, als er seine Gefährten aus dem Gesichte verloren hatte, er unversehens, selber nicht wissend,

*) Nun haltet Fastnacht so viel Ihr wollt, ich aber gehe nach Hause.

wie es eigentlich zugegangen, auf einen Ziegenbock zu reiten gekommen sei, der ihn durch die Lüfte davon getragen habe. Hoch über den Kirchthurm in Picher sei der Ritt hinweg gegangen und über alle die Oerter, in welchen er als Junge, Klein- oder Großknecht schon gedient hatte, bis er sich endlich, aller seiner Jugendgebete sich wieder erinnernd, so herzlich und inbrünstig wie nie im Gebet zu Gott gewendet und alles Gute angelobt habe.

Als sein Gebet beendet, seien alle die Dörfer besucht gewesen, in denen er je gedient hatte, und in sausendem Ritte sei er mit seinem wunderbaren Reitpferde Krenzlin zugeeilt, wo eben vom Dorfe herauf der erste Hahnenruf an sein Ohr gedrungen sei. Bei diesem Geschrei sei der Ziegenbock aber, ihn eben nicht sanft absetzend, davon geeilt, worauf er so schnell wie möglich sich seiner Last, der zwei Kannen Branntewein, zu ledigen gesucht habe.

Der Wehrwolf und die Hexe von Vietlübbe bei Lübz.

(Von V. zu W.)

Im südlichen Mecklenburg, unweit der preußischen Grenze, liegt das Dorf Vietlübbe, dessen Bewohner sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten von denen der benachbarten Oerter unterscheiden. Sie führen ein eingezogenes Leben, sind gegen Fremde zurückhaltend und mißtrauisch, und eheliche Verbindungen mit Leuten aus den benachbarten Gemeinden gehörten früher zu den größten Seltenheiten.

In dem Munde dieser Leute leben noch manche Sagen

von Hexen, Wehrwölfen und Unterirdischen, die sie sich in den langen Winterabenden nach dem Nachtessen erzählen, wenn die Mädchen neben der Hausmutter am Spinnrade sitzen, und die Knechte und Söhne des Hauses mit dem Kartoffelschälen beschäftigt sind. Tritt aber ein Fremder ein, so schweigen Alle, und schwer hält es daher, mit diesen alten Geschichten bekannt zu werden.

Von einem Altentheiler, der in jenem Dorfe früher gedient hatte, und mit dem ich mich eines Abends über den in dieser Gegend besonders herrschenden Aberglauben unterhielt, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit nachfolgende beide Geschichten:

I.

In dem genannten Dorfe lebte vor mehr denn 100 Jahren ein Bauer, der sehr beherzt und kaltblütig war. Dieser ritt eines Tages nach der benachbarten Stadt Lübz, um dort mehrere Einkäufe zu machen.

Er hatte sich ziemlich lange aufgehalten, und es wurde schon dunkel, als er den finstern Tannenwald erreichte, durch den ihn sein Weg führte. Als er durch den Rißbach ritt, der über den Weg fließt und an beiden Ufern mit dichtem Erlengebüsch bedeckt ist, wurde sein Pferd plötzlich unruhig und ängstlich und wollte nicht weiter vorwärts. Erstaunt über dies ungewohnte Benehmen des sonst gar nicht scheuen Thieres wollte er schon absteigen, um es am Zügel zu führen, als plötzlich aus dem Ellerndickicht ein Wolf hervorsprang und wüthend nach dem Pferde schnappte

Der erschrockene Bauer hatte gar nicht nöthig, das Pferd zur eiligen Flucht anzutreiben; dasselbe lief jetzt vielmehr, so sehr es nur konnte, um seinem gefährlichen Feinde zu entrinnen.

Allein bald waren seine Kräfte erschöpft, so daß der Verfolger es wieder eingeholt hatte und gierig in die Höhe sprang, um ihm die Gurgel auszureißen.

Da fiel dem Bauer ein, der seit vielen Jahren nichts mehr von Wölfen in diesem Walde gehört hatte, daß ihr Verfolger am Ende kein wirklicher Wolf, sondern ein Wehrwolf sei, nämlich ein Mensch, der sich durch Zauberei in einen Wolf verwandeln könne. Es ging nämlich das Gerücht im Dorfe, sein Nachbar sei ein solcher Zauberer, der sich öfters in einen Wehrwolf verwandele und als solcher die benachbarten Wälder durchstreiche und manche Beute nach Hause bringe. Nun hatte ein kluger Mann ihm gesagt, ein solcher Wehrwolf müsse augenblicklich seine Menschengestalt annehmen und könne dann nicht weiter schaden, wenn er bei seinem Taufnamen angerufen würde. Als daher jetzt der Wolf sein Pferd zu zerfleischen drohte, rief er, rasch entschlossen, mit lauter Stimme: „Büßt Du dat, Ernst N.?" *)

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als der Wolf sich in einen Menschen verwandelte, und sein Nachbar, dessen Namen er ausgesprochen hatte, zitternd vor ihm stand und ihn flehentlich bat, er möge diese Begebenheit doch nicht nachsagen, er wolle ihm auch nie wieder etwas zu Leide thun, auch den Schaden, den das Pferd durch seine Bisse erlitten, ersetzen.

Der Bauer gab ihm das Versprechen des Schweigens, aber erst nachdem er angelobt, sich nie wieder in einen Wehrwolf zu verwandeln, was er auch wol gehalten haben wird, da man später in dieser Gegend nie wieder von einem Wehrwolfe gehört hat.

*) „Bist Du es, Ernst N.?"

II.

Der Bauer Ernst N. hatte eine Schwester, ein hübsches Mädchen, welche aber von ihrer Mutter, die eine arge Hexe war, das Zaubern gelernt hatte. Dies war jedoch damals noch nicht bekannt, und so war sie die Braut des Sohnes eines Bauern geworden, der in demselben Dorfe wohnte.

In dem Hause des Bräutigams hatte man zu dieser Zeit zu verschiedenen Malen die Bemerkung gemacht, daß Katzen in dem sogenannten Wiem — dem Ort, wo in den alten Bauerhäusern, die noch keinen Schornstein haben, das Fleisch geräuchert und der Kuhkäse, den die Bauersleute selbst bereiten, in dem sogenannten Käsenetz aufbewahrt wird — von dem Fleisch und Käse gefressen hatten. Deshalb beschlossen der Bräutigam und der Knecht, den Dieb zu züchtigen, oder, wenn derselbe eine in eine Katze sich verwandelt habende Hexe sei, zu entlarven. Zu diesem Zwecke banden sie in ihre Peitschen vorne Nägel, um die Schläge gewichtiger zu machen und versteckten sich in der Nähe des gedachten Ortes.

Bald darauf schlich auch eine schwarze Katze ins Haus, kletterte in die Höhe und fing an, bei dem Käse zu fressen. Jetzt sprangen die beiden jungen Leute aus ihrem Verstecke und schlugen mit ihren Peitschen so die Katze, daß Blut aus den Wunden floß. In diesem Augenblicke, da durch das Blutwunden der Zauber gelöst war, verwandelte sich die Katze in die Gestalt der Braut, welche hinter dem Schwibbogen hervorkam, aber nun mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wurde, wo sie sich nicht wieder sehen lassen durfte.

Der Gehöftserbe heirathete nach einiger Zeit ein anderes junges Mädchen aus dem Dorfe, und gelang es seiner früheren

Braut nicht, trotz ihrer Zauberkünste, einen andern Freier daselbst zu bekommen.

Erst nach mehreren Jahren heirathete sie ein Mann aus dem benachbarten Dorfe Wangelin, der sie nur wegen ihres nicht unbedeutenden Vermögens nahm.

Von ihr und ihrer einzigen Tochter, die vor vielen Jahren schon gestorben ist und keine Kinder hinterlassen hat, werden noch jetzt allerlei Hexenkünste erzählt, so daß auch ihr Wohnort hievon den Namen „Hexen-Wangelin" erhalten hat.

Der Gottesdienst der Todten in der St. Nikolai-Kirche zu Röbel.

Mutter Schulzen war eine alte fromme, gottesfürchtige Frau; sie lebte vor vielen Jahren in Röbel und wohnte dort auf der Neustadt, am Markte, in einem noch jetzt stehenden Hause. Selten und nur im höchsten Nothfalle versäumte sie an Sonn- und Festtagen die Kirche, besonders gern und regelmäßig pflegte sie aber in der Fasten- und Adventszeit den Frühgottesdienst in der neustädter St. Nikolaikirche zu besuchen.

Wenn die Glocken in dieser Zeit des Morgens vom hohen Kirchthurme herniederschallten und die Gläubigen zum Dienste des Herrn riefen, dann war die alte Frau schon immer munter und in den Beinen; schnell warf sie dann ihren mit Pelz besetzten Mantel um und eilte, das Gesangbuch unterm Arm, in das nahe Gotteshaus.

Wieder war es in der Adventszeit. Die alte Frau Schul-

zen lag noch sanft schlummernd im Bette, als sie plötzlich durch das Geläute der Glocken geweckt wurde. Wie, sollte sie diesmal die Zeit verschlafen haben? es war ihr das ja noch nie passirt. Zwar schien es ihr noch viel zu früh zur Kirche zu sein; aber dennoch, sie irrte sich gewiß, es mußte doch seine Richtigkeit haben; sie hörte ja deutlich die Glocken zur Frühpredigt einläuten, wenngleich sie heute auch so eigen, so dumpf und so ganz anders als sonst klangen. Ohne also erst weiter viel nachzudenken, denn dazu war jetzt keine Zeit mehr, erhob sich die fromme Alte von ihrem Lager, kleidete sich schnell an und eilte in die erleuchtete St. Nikolaikirche.

Viel mehr Leute waren hier diesmals versammelt, als es sonst der Fall zu sein pflegte; noch mehr aber fiel es Mutter Schulzen auf, daß heute so viele fremde, ihr unbekannte Gesichter unter den Versammelten waren. Was aber das Allermerkwürdigste war, es schien der Alten, daß viele ihr sehr bekannte Personen von ehemals, die aber sämmtlich schon längere oder kürzere Zeit todt waren, hier anwesend seien. Doch sie irrte sich gewiß auch hierin, es war wol nur Täuschung und Blendwerk ihrer altersschwachen Augen; deshalb setzte sie sich ruhig auf ihren gewöhnlichen Platz, nahm ihr Gesangbuch, schlug das angegebene Lied auf und begann mit zu singen.

Aber es war und blieb heute Alles so ganz anders, so sonderbar und schauerlich in der Kirche; der Gesang der Anwesenden klang so geisterhaft, die Orgel tönte so dumpf und eigenthümlich; und dabei nun die vielen unbekannten Gesichter, und darunter wieder die bekannten Züge so mancher ihrer längst heimgegangenen Bekannten und Verwandten 2c. Kurz, die alte Frau wußte selbst nicht recht, was sie sah und hörte, was mit ihr geschah und was sie eigentlich von diesem Allen denken und halten sollte. Da fühlte sich Frau Schulzen plötzlich leise von der bei

ihr sitzenden Person angestoßen; sie neigte sich zu ihr hin und erkannte nun in ihr das Bild ihrer vor einigen Jahren verstorbenen Nachbarin. Mit hohler Geisterstimme aber flüsterte diese ihr die Worte zu: „Nawersch, nu ißt Tiet; nu mak, dat Du weg kümmst!“ *)

Grauen und Entsetzen erfaßten jetzt die alte Mutter Schulzen, schnell erhob sie sich und eilte aus der unheimlichen Versammlung. Als sie kaum die Kirchenthür geöffnet und hinausgetreten war, flog dieselbe auch schon wieder mit großem Geräusche zu und erfaßte dabei einen Zipfel des Mantels der Davoneilenden, daß er abriß und in der Thürspalte sitzen blieb.

Kaum mogte die alte Frau drei Schritte die Kirche hinter sich haben, als es vom Kirchthurme mit dumpfem Klange Eins schlug.

Jetzt wurde Mutter Schulzen Alles klar, sie war in der Mitternachtsstunde zum Gottesdienste der Todten gewesen.

Schon oft vor und auch noch nach dieser Zeit haben verschiedene Leute versichert, daß sie des Nachts die neuröbelsche Kirche erleuchtet gesehen und die Orgel spielen gehört hätten. Besonders aber wollte dies der alte verstorbene Nachtwächter Kröger häufig beobachtet und erlebt haben, und hat er solches Vielen bei seinen Lebzeiten erzählt.

*) „Nachbarin, nun ist's Zeit; nun mache, daß Du fort kommst!“

Die Feier der Mainacht auf dem jülchendorfer Berge bei Brüel *).

(Von weiland J. Ruffäus, Pastor zu Hansdorf.)

In der Mainacht kam einstmals ein Bote von Schwerin aus bei Jülchendorf vorbei. Dort ist ein Eichengehölz und in demselben ein Berg.

Beim Vorübergehen hebt er seine Augen auf und sieht auf dem Berge ein großes Getümmel von Menschen, tanzend, speisend, trinkend, die Gläser anstoßend. Kaum faßt der Gipfel den dichten Haufen; weit über Alle ragt aber hoch empor ein stattlicher Riese.

Der Bote legt sich ermüdet im Thal nieder, um den Ausgang der Sache zu sehen. Da weht es plötzlich durch die hohen Eichen, und der Riese steht vor ihm. „Alter," spricht er, „bist hungrig und durstig, willst mitessen und mittrinken? Sei nicht blöde! komm! Dir soll ein köstliches Mahl werden!"

Mancher Schnurrbart würde sich nicht lange besonnen haben, was zu thun sei, der Mann ging aber mit.

Eine Tafel war auf des Berges Spitze gedeckt, an derselben muß er obenan sitzen. Köstliche Speisen, dicker Reis und Grapenbraten werden aufgetragen und feines Brod. Vor ihm auf dem Tische tanzen gruppenweise in größter Eilfertigkeit kleine, daumenlange Menschen und besorgen die Aufwartung. Unter ihnen erkennt er mit Schrecken eine Bauerfrau aus seinem Dorfe. Silberne Löffel und Messer werden vor ihm hingelegt. Er soll essen, er will, köstlich ist ja die Speise; allein er kann Löffel und Messer nicht heben. Das verdrießt ihn.

*) Siehe Anmerk. 1, Seite 87 dieses Bandes.

Da kommt die alte Bauerfrau auf ihn zu und spricht: „Willst essen und kannst nicht? Armer Mensch! Der Dir gegenüber sitzt, hindert Dich. Spei ihm in's Angesicht, so wird's Dir gelingen mit Messer und Löffel!"

Er zögert, aber der Reis ist braun gezuckert, der Pfannkuchen fett und das Schwarzsauer duftet lieblich. Er ermannt sich, hebt sich halb vom Stuhle und speiet dem gehässigen Gegner in's Angesicht.

Da faßt ihn plötzlich ein Sturmwind und wirft ihn rücklings den Berg hinab, daß die veralteten Glieder zerschellen und er ohnmächtig daliegt. Reisende treffen ihn am andern Morgen und bringen ihn nach Hause. Lange muß er krank liegen.

So rathen Hexen.

Der Knabe auf dem woldegker See.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Eines Tages spielte am Ufer des woldegker Sees ein Knabe und kam auf den Einfall, sich auf einem Bunde Schilf dem Wasser anzuvertrauen und am Ufer hin und her zu fahren. Gedacht, gethan. — Bald trieb das leichte Schifflein mit seinem kühnen Schiffer vom Ufer ab, und es behagte dem Letzteren gar wohl auf dem flüssigen Elemente.

Aber auf einmal erhob sich ein heftiger Sturm und trieb das wankende Bündlein mit dem jungen Menschenleben in die Mitte des auf und nieder wogenden Sees. Der Knabe schrie aus Leibeskräften um Hülfe, aber, obwol Leute in der Nähe waren und seine Lebensgefahr sahen, so fand sich doch Niemand

zu seiner Rettung bereit, denn der Sturm wüthete fürchterlich und die Wellen tobten entsetzlich.

Da faltete der Knabe seine Hände und sang in seiner Todesangst das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" 2c.

Und siehe da, er wurde wunderbar gerettet, denn das Schilfbündlein trieb an's jenseitige Ufer und der Knabe kam unversehrt an's Land, woselbst sich schon eine große Menge Menschen eingefunden hatte, die mit ihm Gott für dies Wunder dankten.

Die Dreiwalls- oder Teufelshöhle bei Rostock.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Auf dem sogenannten großen Walle bei Rostock, zwischen dem Stein- und dem Kröpelinerthor, und zwar in der Nähe des letztern befindet sich die sogenannte Dreiwallsbastion. Der von dem obersten Walle derselben eingeschlossene innere Raum wird fast ganz von einer sehr tiefen und abschüssigen, D-förmigen Wassergrube eingenommen, die man gewöhnlich mit dem Namen „Düwelskuhl" — Teufelskuhle — auch Dreiwallsgrube bezeichnet.

Von dieser Grube erzählt man, daß hier vordem ein Schloß gestanden habe. Dies sei aber in Folge einer Verwünschung in die Erde versunken und so zugleich auch das Wasser entstanden. Von dem Schlosse wähnt man, daß es noch in der Tiefe stehe, doch so tief, daß die Thurmspitzen nicht über das Wasser hervorragen können. Das Dasein der letztern sollen die Fischer jedesmal beim Fischen, was indeß selten dort geschieht, zu ihrem

Schaden durch das Zerreißen ihrer Netze gewahr werden. Sonst erzählt man sich von dem Wasser noch, daß es unergründlich sei, mit der Ostsee in unmittelbarer Verbindung stehe und nie an Menge abnehme.

Dies letztere hat freilich in neuerer Zeit die Erfahrung widerlegt. Seitdem nämlich eine Brennerei ihren Wasserbedarf durch einen Seitenstrang aus dieser Grube bezieht, hat sich der Wasserstand merklich gemindert.

Jährlich einmal, so geht weiter die Sage, läßt sich auf dem Wasser eine silberne Schüssel und ein silberner Löffel sehen, und soll dies in der Mittagsstunde des Johannis- oder, wie Andere meinen, des Neujahrstages geschehen.

Ferner erzählt man sich in Rostock mit Bezug auf die genannte Grube Folgendes:

Vor Jahren wurde einmal Rostock während eines Krieges von den Preußen bedroht und später auch genommen. Damals strotzten noch die Wälle der Stadt von prächtigen, schweren Kanonen. Um diese nun den Feinden nicht sämmtlich in die Hände fallen zu lassen, so schob man die besten und brauchbarsten, und unter ihnen die berühmte „lang' Greet",*) in diese Grube, wo sie noch liegen, weil spätere Versuche, sie wieder herauszufischen, mißglückt sind.

Wovon übrigens die mehrerwähnte Grube den Namen „Düwelskuhl" bekommen, und ob derselbe mit dem Versinken des Schlosses etwas zu thun hat, oder ob er seine Entstehung den bei dieser Grube leider so häufig vorgekommenen Selbstmorden und Unglücksfällen verdankt, darüber verlautet, so viel Einsender weiß, nichts Gewisses.

*) Lange Margaretha.

Das untergegangene Dorf Granzendorf bei Tessin.

Nicht weit von Walkendorf bei Tessin hat früher das große Dorf Granzendorf gelegen. Längst ist dasselbe aber schon untergegangen; keine Spur ist mehr davon vorhanden, und nur die Sage erzählt uns von dem ehemaligen Dorfe und zeigt uns den Ort, wo es gestanden.

Die Bewohner von Granzendorf waren hiernach schlechte, böse Leute, die Alles nahmen und raubten, was ihnen gefiel und was sie nur immer habhaft werden konnten. So war es ihnen denn auch möglich geworden, bei Nacht und Nebel aus der nahen Kirche zu Walkendorf eine Glocke zu stehlen und dieselbe in ihrem Kirchthurme aufzuhängen, wo sich bis dahin noch nicht eine solche befunden hatte.

Dieser Kirchenraub sollte ihnen aber theuer zu stehen kommen. Es brach nämlich einmal in der Nacht plötzlich Feuer in Granzendorf aus. Gewaltig stürmte der Wind und fachte das gierige Element auf das Erschreckendste an, so daß bald das ganze Dorf in lichten Flammen stand.

Vergebens zog man die Sturmglocke, um die Bewohner der Umgegend zu Hülfe und Rettung herbeizurufen; aber Niemand hörte sie, denn, oh Wunder, die geraubte Glocke schwieg und wollte, so viel man sich auch anstrengte und abmühte, keinen Ton von sich geben.

Und so blieben denn die entsetzten Bewohner Granzendorfs in ihrer größten Noth und Angst ganz allein auf sich angewiesen, und bald war das große, schöne Dorf nur noch ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Nichts war von

demselben übrig geblieben, als nur der Kirchthurm mit der geraubten Glocke.

Die armen Abgebrannten erkannten jetzt diesen sie so schwer getroffenen Schicksalsschlag mit Recht als eine wohlverdiente Strafe des zürnenden Gottes, ob ihres schlechten Lebenswandels, ihres Glockendiebstahls und all ihrer sonstigen vielen Sünden, an. Deshalb wanderten sie auch sämmtlich fort von dem Schauplatze ihrer bisherigen Missethaten und siedelten sich in andern Dörfern und Gegenden wieder an.

Ehe sie jedoch gingen, nahmen sie die freventlich geraubte Glocke von dem Thurm und versenkten sie in den granzendorfer See, um dadurch, wie sie meinten, wenigstens in etwas ihr schweres Verbrechen zu sühnen.

Oede und wüst blieb lange Zeit die Dorfstelle; kein Mensch wagte sich ihr zu nahen, geschweige sich dort wieder aufzubauen. Und so verfiel denn auch der vom Feuer allein verschont gebliebene Kirchthurm immer mehr, bis er endlich ganz einstürzte. Dorn und wildes Gesträuch überwucherten bald die ganze Gegend, und eine neue Erdschichte bildete sich nach und nach über der alten Brandstätte.

Jetzt durchfurcht der Pflug des Landmannes den Boden und üppige Saatfelder zieren den Ort, wo einst das alte Dorf Granzendorf stand.

Die versenkten Glocken ruhen noch immer in der Tiefe des granzendorfer Sees. Alle Johannismittage soll man sie läuten hören können, wenn man alsdann nämlich ein weißes Taschentuch in dem See auswäscht.

Der versunkene Hof unweit Wichmannsdorf bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Auf der Feldmark Wichmannsdorf bei Kröpelin nahe an den niendorfer Tannen ist eine Wiese, die Segg'-Wiese genannt.

Von dieser erzählen hier alte Leute, daß auf der Stelle in ihrer Jugend noch ein kleiner See gewesen ist, dessen Tiefe sie nicht haben ergründen können, so oft und auf so verschiedene Weise sie es auch versuchten.

Es nimmt die Alten jetzt freilich sehr Wunder, wie diese grundlose Tiefe so schnell zu einer prächtigen Wiese hat werden können; aber noch räthselhafter ist es ihnen, daß die Oberfläche so fest ist, daß sie mit Heu beladene Wagen trägt.

Die Sage weiß aber noch viel Merkwürdigeres von diesem Orte zu berichten und zwar Folgendes:

Da, wo jetzt die sogenannte Segg'-Wiese ist, lag vor alten Zeiten ein Hof. In der letzten Zeit des Daseins desselben bewohnte ihn ein Besitzer, dessen Wohlhabenheit weit und breit bekannt war. Er suchte auch seinen Mammon mit einem Eifer zu mehren, der bald in Geiz ausartete. Besonders war es aber seine Frau, die kein Mittel scheuete, den Reichthum zu vergrößern. Erst recht karg war sie mit dem Abgeben dessen, was sie einmal besaß. Für ihres Nächsten größte Noth hatte sie kein warmes Herz, und jeder Bettler wurde unbarmherzig und mit harten Worten aus der Thür gewiesen.

Da nur selten Dienstleute zu ihnen in Dienst zogen, und sie überhaupt deren auch so wenig als nur irgend möglich hielten, so kam es in Zeiten, wo es bei der Feldwirthschaft viel zu thun gab, häufig vor, daß der Hausherr sämmtliche Leute ins

Feld nahm, und die Frau somit dem Hauswesen allein vorzustehen hatte.

An einem solchen Tage kam einmal ein alter armer Mann zu ihr und bat um eine milde Gabe. Sie wies ihn gewohnter Weise ab und erklärte, sie habe nichts für ihn und dazu auch keine Zeit, ihm etwas zu holen.

Da der alte Mann nicht nachließ zu bitten und bemerkte, daß er auch mit dem kleinsten Stücklein Brod fürlieb nehme, gab sie zur Antwort, daß das Brod noch im Backofen sei; Fleisch habe sie auch nicht recht und Geld gar nicht.

Der Bettler entblößte jetzt auch seine dürren Hände und hing die Handschuhe auf die Lehne eines bei ihm stehenden Stuhles. Dann faltete er seine Hände und bat unter Thränen, ihm doch eine kleine Gabe zu schenken; denn er habe eine alte kümmerliche Frau zu Hause, die vor Hunger fast verschmachten müsse.

„Doa upp denn'n Hof lop'n väl Häuna," sagte er zuversichtlich, „gewiß hemm'n Sei väl Eia! Dei leiv Gott ward't Sei rieklich geseg'n!" *)

„„Ick hev kein!"" schrie das Weib voll Zorn. „„Wenn'k ein Ei in'n Huus hev, wick mit mienen ganzen Hof in dei Ier sink'n!"" **)

Der arme Mann sah und hörte in dem Augenblick nichts mehr; er fühlte nur, wie etwa eine unsichtbare, überirdische Macht ihn erfaßte und forttrug.

Als er sich von seinem Schreck soweit wieder erholt hatte, daß er auf seinen Füßen ruhig stehen und um sich sehen konnte,

*) „Da auf dem Hofe laufen viele Hühner, gewiß haben Sie viele Eier! Der liebe Gott wird es Ihnen reichlich segnen!"

**) „„Ich hab' keine! Wenn ich ein Ei im Hause habe, will ich mit meinem ganzen Hof in die Erde sinken!""

befand er sich noch in derselben Gegend, stand aber vor einem kleinen See, der sonst nicht da gewesen war, und auf der Oberfläche desselben schwammen ein Stuhl und eine Tonne mit Eiern, die der Wind auf ihn zutrieb. Als diese Gegenstände ihm nahe kamen, sah er, daß seine Handschuhe auf der Stuhllehne hingen. Er nahm sie herunter und wanderte nachdenkend und traurig seine Straße.

Der Hof hatte, deß war er sicher, auf der Stelle gestanden, die jetzt der kleine See bedeckte.

Das Teufelsgitter um den Taufstein in der St. Marien-Kirche zu Wismar*).

(Von C. Struck zu Dargun.)

Mehrere Freunde saßen an einem Winterabende gemüthlich bei einander und plauderten von ihrer lieben Vaterstadt Wismar. Sie gedachten der vielen Nöthen, welche die Stadt in Kriegszeiten erfahren hatte und waren so, ehe sie noch wußten wie, auch auf die prächtigen Kirchen gekommen, die Zeugniß ablegen von dem frommen Glauben der Väter. Besonders war es die Marienkirche, die vielen Stoff zur Unterhaltung gab. Da nahm einer der Freunde das Wort und sprach: „Ihr kennt

*) Obgleich schon Seite 127 zweiten Bandes eine Sage über dies Teufelsgitter von mir mitgetheilt worden ist, so lasse ich doch auch jetzt noch die mir später hierüber gewordene Erzählungsweise nachfolgen, da sie anders lautet und wesentlich von der ersteren abweicht.

Der Herausg.

alle den Taufstein mit der kunstreichen eisernen Umkettung, schwerlich aber die Sage von ihrer Entstehung." Alle baten, um die Erzählung, rückten die Stühle näher, und der Freund begann:

„Es war im Jahre 1344, da hatten die Schlösser zu Wismar gar viele Arbeit, denn manches Schloß und mancher Riegel mußte geliefert werden für das Innere der St. Marienkirche. Die meiste Arbeit aber hatte der Schlösser Velten, denn er galt für einen geschickten Arbeiter, der eine Ehre darin suchte, die schönsten Schlösserarbeiten zu liefern. Was nicht aus seiner Werkstatt hervorging, das war nicht gut; mithin konnte es auch nicht fehlen, daß er Arbeit die Hülle und Fülle hatte. Seine vier Gesellen schmiedeten und feilten den ganzen Tag und konnten doch nicht so viel beschaffen, als verlangt wurde, daher denn auch der Meister tüchtig mitarbeiten mußte. War dieser nun auch reich, so schämte er sich doch der Arbeit nicht, wie dies so viele heutigen Tages thun, er setzte vielmehr ordentlich eine Ehre darin, der Erste und Letzte bei der Arbeit zu sein.

Seine wackere Hausfrau war ihm schon längst gestorben, und von allen Kindern war ihm nur die achtzehnjährige Mechtild übrig geblieben. Diese war des Meisters Augapfel, und wie konnte es auch anders sein, denn sie besorgte die Küche und hielt das Haus rein und sauber. Aber nicht blos der Vater hatte sie lieb, sondern Jeder, der sie kannte. Aus ihren blauen Augen sprach so recht die große Innigkeit ihres Gemüths, ihr blondes Haar stand gar lieblich zu den rothen Wangen, und ihr züchtiges Wesen nahm Jedermann für sie ein.

In der Werkstatt war der sonderlichste Geselle von allen Kurt. Der Meister hatte ihn als Kind zu sich genommen, weil die Eltern ihm früh gestorben waren. Zwei Jahre arbeitete

er schon bei seinem Lehrmeister als Gesell, und er war nicht blos ein fleißiger Arbeiter, sondern in seinem Gewerk auch wohl erfahren, denn er ersann die kunstreichsten Schlösser. Früher war er ein munterer Bursche, sang bei der Arbeit ein fröhlich Lied, was der Meister gern geschehen ließ, denn er rührte dabei desto schneller die Feile. Seit einem Jahre war er aber ganz anders geworden. Freilich war er fleißig, ja er arbeitete noch mehr denn zuvor, aber seine Einsylbigkeit wurde so groß, daß er die Fragen seiner Mitgesellen selten beantwortete. Nur wenn Mechtild kam, um zum Frühstück oder Mittag zu rufen, dann schaute er wol auf und sah die liebe Maid mit so seelenvollen Blicken an, daß man auf den ersten Blick wußte, wie theuer sie seinem Herzen war.

Sein stilles Wesen hatte auch seinen guten Grund. Denn als er und des Meisters Tochter vor einem Jahre, nach der Messe, traulich im Garten standen und sich offenbarten, wie lieb sie einander hatten, da trat Velten hervor und sprach zu Kurt: „Du bist ein tüchtiger Gesell und wohlerfahren in Deiner Kunst, aber meine Tochter ist für Dich zu hoch gewachsen. Könntest Du ihr 100 Goldgülden zum Mahlschatz bringen, dann ließe sich die Sache hören, so aber kann nichts daraus werden; darum laß fernerhin ab, das Herz meines Kindes zu bethören, wo nicht, so mußt Du mein Haus räumen.“

Das Haus aber konnte Kurt um keinen Preis verlassen, darum hielt er sich nach des Meisters Worten. So wurde er still und verschlossen, denn er dachte nur an Mechtild und an die 100 Goldgülden.

An einem Festtage ging Kurt in Gedanken versunken ins Feld hinaus. Früher freute er sich über jede Blume am Wege, heute aber sann er darauf, wie es anzufangen sei, reich zu werden. So war er bis an den Galgenberg gekommen, als ihm

Jemand von hinten auf die Schulter klopfte und ihn fragt: „Warum so traurig, junger Gesell!“

Er drehte sich um und sah einen feinen Herrn, der aber in seinem Gesicht keine Zutrauen erweckende Mienen zeigte. Unwillig, gestört zu sein aus seinen Zukunftsplänen, wollte er schon weiter gehen, als der fremde Herr ihm den Grund seines Kummers aufdeckte.

Kurt war freilich darüber erstaunt, aber der Fremde sprach ihm so liebreich zu, daß er ihm endlich ohne Hehl seinen Kummer aufdeckte.

„Du jammerst mich,“ sprach der Herr, „aber so Du nur willst, so will ich Dir helfen. „Morgen,“ so redete er weiter, „werde ich zu Deinem Meister gehen, um bei ihm ein Gitter um den Taufstein in St. Marien zu bestellen, doch wird er die Arbeit nicht übernehmen, da sie aus einem Stücke geflochten sein soll. Da trete Du denn kühn hervor, lasse Dir den Riß zeigen und sprich: „Meister, um Verlaub, ich getraue mir die Arbeit zu übernehmen!“ Vollendest Du diese vom Hahnenschrei bis Nachts 1 Uhr, dann sind 100 Goldgülden Dein Lohn, wo nicht, so bist Du mein!“

Bei dieser Rede ward dem Kurt ganz angst und bange, denn er wußte nun deutlich, daß es der Teufel sei, welcher mit ihm redete. Erst zauderte er noch, doch Meister Urian wußte ihm den Besitz der holden Mechtild so reizend zu schildern, daß er endlich darein willigte.

Der Böse holte nun den Contract aus der Tasche, und Kurt unterschrieb mit seinem eigenen Blute.

Am Dienstag früh begab sich unser Geselle nach der Kirche und schlug seine Werkstatt in einem Seitengewölbe auf. Ehe er jedoch an sein Werk ging, betete er laut ein Vaterunser; still für sich aber zu Gott um Vergebung seiner Sünde und um

Hülfe zu seinem Werk. Darauf glühete er die Stangen, bog, schmiedete, feilte, maß die einzelnen Theile nach der Zeichnung, und erst gegen Abend erquickte er sich durch Speise und Trank.

Bald war er wieder in voller Thätigkeit, seine Kräfte schienen riesenmäßig zu wachsen, je mehr er das Werk gefördert sah. Gegen 10 Uhr Abends stellte er das Gitter um den Taufstein auf und hämmerte tüchtig darauf los. Doch so flink und frisch er sich auch rühren mogte, die Zeit schwand immer mehr. Zwölf hatte die Uhr schon lange geschlagen, nur noch ein Stift war umzunieten, dann die Arbeit vollendet und der Preis sein.

Da hörte er, wie die Uhr Eins ansagte, aber dies nicht allein, sondern auch ein Getöse wie Sturmgeheul, das immer näher kam. Er sah auf, und siehe, der Teufel schwebte in leibhaftiger Gestalt mit grinsendem Gesicht über ihm, in der einen Hand den Contract, in der andern den Beutel mit dem versprochenen Lohn. Arbeiten konnte er nicht mehr, schon glaubte er sich in des Satans Händen, da fiel ihm zu guter Stunde ein das Gebet: „Errette uns aus der Gewalt des Teufels!" Und er rief an in dieser Noth Gott, Jesum und die heilige Jungfrau. Da schlug es Eins vom Thurme. Ein furchtbares Geheul ertönte durch die weiten Räume der Kirche, dann hörte er einen schweren Fall und fort war seine Besinnung.

Kaum dämmerte der Morgen, da erwachte Kurt aus seiner Ohnmacht, neben sich sah er seine Verschreibung und den Beutel mit den 100 Goldgülden liegen. Sofort ging er zu einem Priester, beichtete und bekam Vergebung seiner Sünden.

Bald verbreitete sich das Gerücht von der wunderbaren Errettung des Gesellen aus Teufels Hand durch die ganze Stadt. Dem Meister aber ging's zu Herzen, er gab dem fleißigen Gesellen sein lieb Töchterlein zum Weibe.

Kurt fertigte noch manch schönes Schlösserwerk für St.

Marien an, vergaß nie des Gebetes und lebte mit seiner Mechtild in glücklicher Ehe viele Jahre. Das Gitter hieß aber von Stund an das Teufelsgitter und heißet also bis auf den heutigen Tag."

Die Freunde gaben sich die Hand, wünschten einander gute Nacht; aber die Sage von dem Teufelsgitter konnten sie nicht wieder los werden, sie sprach noch oft zu ihnen: „Das Gebet verscheucht den Teufel."

Das bleiche Mädchen von Rostock.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

An der Marienkirche in Rostock war vor vielen Jahren einmal ein Küster, der es sich bequem machte und die Betglocke von seinem Dienstmädchen stoßen ließ. Das geschah, sowol im Winter als auch im Sommer, des Morgens um 6, des Mittags um 11 und des Abends um 5 Uhr, und so ist es auch noch heutigen Tages Gebrauch.

Von 100 Mädchen hätten das wol kaum 10 gethan, namentlich nicht im Winter, wo es ja des Abends und Morgens um diese Zeit noch völlig dunkel ist. Dazu hing der Glockenstrang mitten in der Kirche.

Aber des Küsters Mädchen war beherzt und wußte nichts von abergläubischer Furcht. Sie dachte: „Was die Leute von Spuk und Gespenstern erzählen, ist eitel Thorheit; wer nur auf Gottes Wegen wandelt, der kann alle Wege und Stege zu jeder Zeit und Stunde gehen, ihm wird nichts Ungewöhnliches begegnen."

Dieses Mädchen war verlobt mit einem Schustergesellen aus der Stadt. Als derselbe ihr im Winter eines Abends

einen Besuch machte, und die Zeit des Betglockenstoßens nahe war, da meinte er: das sei doch wirklich keine Kleinigkeit, so allein im Dunkeln in die Kirche zu gehen; er würde sich nie dazu entschließen.

Das Mädchen lachte recht herzlich über seine Aeußerung und entgegnete: wenn's sein müsse, werde sie sich um Mitternacht ohne jegliche Begleitung dahin begeben.

Der Liebhaber schwieg, nahm sich aber vor, sie bald einmal auf die Probe zu stellen, um zu sehen, ob sie wirklich nicht furchtsam sei.

Als das Mädchen sich darauf, wie gewöhnlich, am folgenden Abend in die Kirche begeben hatte, schlich der Bräutigam, in einen Bettlaken gehüllt, ihr nach und suchte sich durch Gepolter und Gewinsel bemerklich zu machen. Sein Hund, ein großer, schwarzer Pudel, war ihm gefolgt, ohne daß er es wußte.

Das Mädchen gewahrte denn auch bald eine weiße Gestalt, die, von einer schwarzen mit glühenden Augen verfolgt, langsamen Schrittes auf sie zukam. Sie erschrak nicht wenig, nahm aber all ihren Muth zusammen und rief, als beide Gestalten schon ganz in ihrer Nähe waren: „Swartpoot, griep Wittpoot! Wittpoot, griep Swartpoot!" *)

Und so wie sie diese Worte gesprochen hatte, da jagten beide Gestalten wie toll hinter einander her, daß es kein Ende nehmen wollte.

Das Mädchen aber entfernte sich schleunigst aus der Kirche und warf die Thür hinter sich zu. Von dem Schreck aber, den ihr der unbesonnene Scherz ihres Geliebten eingejagt, hatte sie ihre frischrothe Gesichtsfarbe verloren. Sie war von Stund an schneeweiß im Gesicht und nach drei Tagen eine Leiche.

---

*) „Schwarzfuß, greif' Weißfuß! Weißfuß, greif' Schwarzfuß!"

Ihr Bräutigam dagegen und sein Hund wurden am andern Morgen todt in der Kirche gefunden.

Die Eltern des Mädchens waren längst verstorben und hatten ihr nichts hinterlassen, als nur die Worte: „Vertraue auf Gott! Er, der Vater der Waisen, wird dich nicht verlassen.“ Auch sie hatte während ihrer Dienstjahre nichts erübrigen können. Als man sie nun wie eine Arme ohne Sang und Klang beerdigte, was an einem Dienstag Abend um 9 Uhr geschah, da läuteten mit einem Male sämmtliche Glocken des Marienthurms, die Kirche war prachtvoll erleuchtet und die Orgel drinnen spielte mit sanften Tönen ein Sterbelied, ohne daß man die Ursache davon jemals hat ergründen können.

Von da ab schreibt sich die Sage „vom bleichen Mädchen“, und wenn späterhin am Dienstag Abend gegen 9 Uhr die Wächterglocke gezogen wurde, so hieß es in der Stadt: „Das bleiche Mädchen wird begraben.“

Jetzt wird die Wächterglocke nicht mehr gezogen, ältere Leute in Rostock erinnern sich noch sehr wohl, sie in ihren kindlichen Jahren gehört zu haben; trotzdem aber hat sich vorstehende Sage bis auf den heutigen Tag frisch im Munde der Rostocker erhalten *).

---

*) Das „bleiche Mädchen“ von Rostock ist nicht mit dem „Bleichermädchen von dort — siehe Seite 206 bis 209 ersten Bandes — zu verwechseln, obgleich beide häufig für eine und dieselbe Person gehalten und also mit einander verwechselt werden, was namentlich daher kommt, daß beide an einem Dienstag Abend begraben und sich dabei dasselbe Wunder mit den läutenden Glocken, der erhellten St. Marienkirche rc. zugetragen haben soll. Eben aus diesem Grunde sagte man auch früher in Rostock, wenn an den Dienstag-Abenden die Wächterglocke gezogen wurde:

Der spukende Arbeitsmann Rossow von Klein-Kelle bei Röbel.

(Von *, Pastor zu *.)

Vor Jahren wohnte in Klein-Kelle bei Röbel ein Arbeitsmann Namens Rossow. So lange er lebte, hatte man nichts Merkwürdiges von ihm vernommen, und so wie man ihn kannte, war er ein schlichter, grader Mann und treuer Arbeiter. Weiter war nichts zu seinem Ruhme, nichts zu seinem Tadel bekannt geworden. Aber sobald er gestorben war, ergingen in der Gegend umher über ihn wunderbare Geschichten.

Fast allnächtlich, so hieß es, erscheine Rossow bald nach der Abenddämmerung bei seiner nun verwittweten Frau in seinem vormaligen Hause. In seinem Grabhügel war eine Vertiefung entstanden. Aus dieser Höhlung, die er sich gemacht habe, komme er des Abends hervor, und mache dann seine Besuchsreise in Klein-Kelle. Seine Tur nehme er dann durch die zierzow-sietowsche Fuhrt und über die Grenzbrücke.

Es scheint also, als wenn die Geister auch nicht lieben, den geraden Weg durch Wiesen und über Wassergräben zu passiren, sondern lieber auf gebahnten Wegen zu wandeln; oder mogten auf zierzowschem Gebiete, wo die Geister schon aus früherer Zeit manchen Verkehr getrieben haben, die Unterhaltungen mit dort vielleicht noch weilenden Geistern dem wandelnden Geiste Rossow interessant sein?

„Das Bleicher- oder das bleiche Mädchen wird begraben!" — Zur Sage vom Bleichermädchen habe ich hier also auch noch nachträglich die Berichtigung hinzuzufügen, daß jetzt nicht mehr, wie dort irrthümlich von mir angegeben, das abendliche Geläute in Rostock stattfindet. —

Der Herausg.

Es erzählt nämlich die Sage, eine weiße Dame erscheine in nächtlicher Weile auf der Grenzbrücke zwischen Sietow und Zierzow. Auch eine Frau erzählte mir, als sie als Mädchen zu Zierzow bei ihren Eltern sich aufgehalten habe, da wäre, wenn sie zum Krautschneiden ausgegangen wäre, oftmals ein Hase gekommen — nämlich kein natürlicher Hase — und hätte sich ihr auf den Rücken gesetzt. Sie hätte ihn nicht blos gefühlt, sondern auch wirklich gesehen, wenn er von ihrem Rücken herabgesprungen sei. Selbst mein ruhiges, gelassenes Reitpferd schien fast auch einmal von einem Geiste in große Furcht gesetzt zu sein. Ich ritt um etwa 10 Uhr Abends in die zierzowsche Fuhrt hinein, und ohne daß ich die Gestalt eines Menschen oder eines Thieres wahrnehmen konnte, schoß mein Pferd furchtsam zusammen und setzte sich in einen gestreckten Galopp. Es war fast, als wenn diese Angst von einem mir unsichtbaren Wesen über das erschreckte Thier gekommen war. Mogte es nun Rossow oder ein anderes Gespenst sein, das mich neckte, genug es wäre eine Bestätigung für die gewöhnliche Meinung, daß auf dieser Straße die Geister ihren Verkehr trieben.

Unser Rossow sollte nun auch dieses Weges gewandelt sein, und es soll uns auch weiter nicht kümmern.

Zu Klein-Kelle in seinem frühern Hause erschien Rossow aber nun nicht als ein freundlicher Gast, nein vielmehr polternd, neckend trat er dort auf. Durch allerlei Geräusch zeigte er seine Gegenwart an. Er klopfte an die Thüren, an die Fenster, klingte an einer Kette, womit die Hausthüre von innen zugehangen zu werden pflegte, rumorte unter den Kesseln, stieß stehende Sachen um, klopfte wol gar mit der Axt, am liebsten aber setzte er sich auf das Spinnrad seiner Frau und auf das Spinnrad der Frauenschwestertochter, welche nach seinem Tode noch im Hause geblieben war. Die Spinnräder gaben

dann einen ganz eigenthümlichen Ton an, und dann hieß es: „Nu sitt hei all werra up dat Spinnrad!“ *)

Die Nachbaren kamen nicht blos, um Zeugen dieser wunderbaren Begebenheiten zu werden, sondern auch aus benachbarten Ortschaften gingen Leute dorthin, um sich von der Wirklichkeit der Erscheinungen zu überzeugen; und nicht blos im Kreise der niedrigen Stände, sondern auch in vornehmen Häusern ward der Name Rossow bekannt. Der Sekretär vom groß-kellschen Hofe, wozu Klein-Kelle gehört, war sogar veranlaßt, mehrere Male sich in das rossow'sche Haus zur Abendzeit zu begeben; doch vor diesem Manne hatte der Geist Rossow Respekt. Vielleicht war ihm bange, von diesem Manne vor Gericht gezogen zu werden. In Gegenwart dieses Mannes ließ er auch kein einziges Zeichen seines Anwesens laut oder sichtbar werden.

Wie lange nun Geist Rossow sein Wesen in seinem vormaligen Hause getrieben hat, weiß ich nicht mehr anzugeben; aber ich weiß, ein Bauer aus Sietow war ersucht worden, einen sogenannten Geisterbanner zu holen, der einen rumorenden Geist, der vielleicht der Geist Rossow sein mogte, zur Ruhe bringen sollte.

Es hatte dieser gefällige Bauer den Wundermann zu Pferde geholt; aber beinahe hätte diese Gefälligkeit ihm ein großes Unglück bringen können. In der Nähe des Geistes passirten beide Reiter eine hohe Brücke. Der Geist mogte ahnen, was ihm geschehen sollte. Wie der Bauer zuerst mit seinem Pferde auf die Brücke kommt, bäumt sich sein Pferd und wirft den Reiter ab. Ein glücklicher Sandreuter war jedoch der abgefallene Reiter noch geblieben. Der Fall vom Pferde

*) „Nun sitzt er schon wieder auf dem Spinnrade!“

hatte ihm noch keinen Arm und kein Bein gekostet, auch keine Wunde gebracht. Sein entlaufenes Roß ließ sich glücklicherweise wieder ergreifen, und der abgefallene Reiter schwang sich wieder auf dasselbe hinauf. Er führte nun seinen Banner hin an den Ort, wo der Geist hausen sollte.

Ernst und feierlich umkreisete der Geisterbanner zuerst den Geist, und nachdem er ihn zuvor in seinen Kreis gebannt hatte, nahm er seine Ruthe, peitschte damit seinen Geist, schloß immer engere Kreise um ihn, und als der geängstete Geist zuletzt seines Bleibens nicht mehr wußte, hielt sein Peiniger, der mächtige Banner, ihm eine offene Flasche hin. In seiner Angst wußte der arme Geist nicht anders wohin zu entfliehen. Er schlüpfte in die Flasche, aber da war er gefangen. Der Banner hatte schon einen Pfropfen zur Hand, und steckte ihn schnell auf die Flasche. Nun konnte der Geist nicht mehr entkommen.

Der Banner trug nun seine Flasche zu einem tiefen Sumpf und versenkte sie allda.

Da mag der Geist in seiner Flasche nun unruhig genug toben, doch die Welt hat Ruhe vor ihm, bis er einst noch einmal aus seinem Kerker erlöset werden mag.

So einfach aber auch der Arbeitsmann Rossow in seinem irdischen Leben auftrat, so wollten später doch Einige an ihm was Außerordentliches bemerkt haben. Man wollte nämlich wissen, er habe in seinem Koffer einen Dühmk, ein dämonisches Wesen, gehabt, das ihm bei seinen Arbeiten und Geschäften fleißig geholfen habe. Zu diesem Dühmk hin gingen, so meinte man nach seinem Tode, die nächtlichen Wanderungen, und weil Rossow demselben seine Seele verkauft habe, so habe er auch keine Ruhe in seinem Grabe gehabt.

Der spukende Tabend auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neu-Brandenburg.

Aehnliches, wie bereits auf Seite 43 bis 47 des ersten Bandes von Alt- und Neu-Rehse bei Penzlin mitgetheilt worden, soll sich früher auch auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neu-Brandenburg zugetragen haben.

Auch hier wandelte, wie die Sage erzählt, viele Jahre hindurch ein Ruheloser, der in seinem Leben immer gar hart, unfreundlich und stolz gegen seine Nebenmenschen gewesen war und, statt „guten Abend,“ stets nur „Tabend“ *) zu den Leuten gesagt hatte. Zur Strafe hierfür konnte er nach seinem Tode keinen Seelenfrieden erlangen und mußte allabendlich von Neuenkirchen — wo er bei seinen Lebzeiten gewohnt hatte — bis zum Kreuzwege bei Staven ruhelos auf und nieder wandern. Begegnete ihm dann Jemand, so rief er demselben schon von ferne mit hohler Geisterstimme sein schauriges „Tabend!“ zu, so daß es Einem angst und bange werden konnte. Jedermann vermied es deshalb auch zur Abendzeit diesen Weg zu wandern und machte lieber einen Umweg, um nur nicht mit „Tabend“ — wie man den Spukenden allgemein zu nennen pflegte — zusammen zu treffen; denn Alles fürchtete sich vor ihm.

Nun begab es sich, daß einmal ein Einwohner von Neuenkirchen die Taufe seines Erstgebornen durch einen großen Schmaus festlich beging. Unter den vielen Eingeladenen befand sich auch ein Bauer aus Roga bei Friedland. Als es

*) „Abend!“

Abend geworden sattelte dieser sein Pferd, um wieder nach Hause zu reiten. Vergebens bat man ihn zu bleiben, aber er konnte und wollte nicht, denn wichtige Geschäfte warteten seiner daheim.

Der Bauer schwang sich also auf's Pferd und ritt der gewöhnlichen Straße nach Staven zu. Als der ihn vom Hofe begleitende Kindtaufsvater dies sahe, rief er ihm warnend nach, einen andern Weg zu nehmen, Tabend könne ihm sonst begegnen. Der Rogaer aber drehte sich auf seiner Stute um und antwortete: „Wat geht mie Tabend an; ick ried mienen Weg und Tabend geht sienen Weg!"*) und damit gab er seinem Rosse einen Klapp mit der Weidengerte und trabte gemüthlich dahin.

Bald hiernach begegnete dem kühnen Bauersmann auch wirklich der Geist und kreischte ihm wiederholt sein „Tabend!" zu. Der gute Rogaer aber ließ sich hierdurch nicht in's Bockshorn jagen, sondern erwiederte ruhig und gefaßt: „Einen guten Abend bescheert uns der liebe Gott!"

„„Gott Lob! nun bin ich erlöst; um diese Worte habe ich schon so lange Jahre herum wanken müssen!"" rief freudig der Ruhelose aus und zerfloß vor den Augen des Bauern in Nebel.

Seit dieser Zeit ist der Spuk verschwunden, und nie hat man ihn hiernach wieder gehört und gesehen.

*) „Was geht mich Abend an; ich reite meinen Weg und Abend geht seinen Weg!"

Die Kinderkuhle bei Dömitz.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

In jener Zeit, da noch die Hexenprozesse in Deutschland, also auch in unserem lieben Mecklenburg, ihre traurige Rolle spielten, lebte in Dömitz eine Jungfrau, die allgemein geachtet und geehrt war. Sie besaß eine für die damalige Zeit außergewöhnliche Geschicklichkeit in Verfertigung allerlei kleiner Kunstsachen.

Die Kinder hingen mit Liebe an die sittige, sanfte Jungfrau und lernten wunderbar schnell selbst die kleinen Spiel- und Putzsachen verfertigen, wenn die Jungfrau sie darin unterrichtete. Das war der Dummheit unbegreiflich. Mit rechten Dingen könne so etwas nicht zugehen, meinte man.

Die Jungfrau wurde gerichtlich eingezogen und sollte bekennen, daß sie mit dem Bösen im Bunde stehe. Sie betheuerte, beschwor ihre Unschuld. Aber die Folter bewies ihre Kraft und erpreßte aus der Unglücklichen das Geständniß der Zauberei.

Doch damit waren die Blutmenschen nicht zufrieden. Die Arme mußte auch bekennen, daß auch die unschuldigen Kindlein in die Kunst der Zauberei eingeweiht seien.

An einem Morgen schleppte man die vermeintliche Hexe mit den unschuldigen Kleinen aus der Stadt, begleitet von einer großen Menschenmenge. An einem ziemlich großen Teiche machte der Zug Halt. Der Scharfrichter trat hervor, und den unglücklichen Geschöpfen wurden eines nach dem andern die Adern geöffnet, und ihr purpurrothes Blut rieselte hinab in den Teich, bis alle verblutet waren.

Das ist die „Kinderkuhle" bei Dömitz, dicht hinter der sogenannten neuen Schleuse.

Der Sage nach sind in jüngerer Zeit in demselben Wasser sieben Kinder, die Confirmanden aus den beiden Dörfern Polz und Schmölen, ertrunken.

Bei den kleinsten Kindern ist die „Kinderkuhle" Gegenstand einer gewissen Verehrung, denn sie ist das Wasser, meinen sie, woraus der Storch ihre Schwesterchen und Brüderchen und sie selbst geholt habe.

Die falschen Eichen zwischen Woldegk und Göhren.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

In den Zeiten, als zu Woldegk und zu Göhren noch Burgen bestanden, lebten und hauseten einmal zwei Brüder auf denselben. Aus unbekannten Ursachen geriethen sie aber in Feindschaft mit einander und es kam sehr oft zu gegenseitigen Ueberfällen und harten Kämpfen zwischen ihren Leuten, wobei viel Blut vergossen wurde.

Endlich ließ der auf Burg Göhren hausende Ritter seinem auf Burg Woldegk wohnenden Bruder Frieden anbieten und lud ihn zu diesem Zwecke auf die Grenzscheide ein, woselbst sie beide ohne Waffen und Begleitung erscheinen und sich versöhnen wollten.

Ohne Mißtrauen und nichts Arges ahnend, der vielen Fehden überdrüßig und zur Versöhnung bereit, ließ der woldegker Ritter Waffen und Begleitung zu Hause und kam zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle. Aber hier lauerte schon der blutgierige Bruder auf ihn, überwältigte ihn, da er wehrlos war, sehr bald und brachte ihn meuchelmörderisch um.

Zum Andenken an diese verruchte That wurden dort mehrere Eichen gepflanzt, von denen bis in die neueste Zeit noch immer drei gestanden haben.

Bei diesen sogenannten „falschen Eichen" ist es lange Zeit nicht richtig gewesen, es hat dort immer gespukt.

Jetzt sind die Eichen auch verschwunden; eine Chaussee führt von Woldegk nach Göhren und das heutige Geschlecht wird bald nichts mehr von dieser Sage, wie von so vielen andern wissen, da man ja leider überall schonungslos die alten Sagendenkmäler ausrottet.

Der spukende Bäcker von Parchim.

(Von A. C. F. **Krohn** zu Penzlin.)

„Menschen, die ohne Reue gestorben sind, oder solche, die eine schwere, ungebüßte Sünde mit sich in's Grab nehmen, finden dort keine Ruhe, sondern müssen, sich zur Strafe und Andern zur Last und Plage, auch noch nach ihrem Tode auf Erden wandern," also behaupteten die Alten, und sie wußten gar manche Geschichte als Beleg dazu zu erzählen.

Hierher gehört auch die Sage von jenem Bäcker zu Parchim, der, als er gestorben war, keine Ruhe im Grabe fand, sondern als spukender Geist in seine frühere Behausung zurückkehren mußte. Sonst pflegt der Spuk meist nur während der Nacht, die keines Menschen Freund ist, sein Unwesen zu treiben und am Tage Ruhe zu haben; hier aber schien es umgekehrt zu

sein. Auch schabernackte der Spuk weniger die Hausbewohner, als vielmehr fremde Leute.

Nicht lange nach seinem Begräbniß sah nämlich der Bäcker, wie er ehedem leibte und lebte, zum Schrecken der Vorübergehenden aus den Dachluken seines Hauses, indem er bald den Einen mit teuflischem Gelächter verspottete und verhöhnte, bald den Andern wieder mit Steinen warf und überhaupt Keinen ungeschoren vorbei ließ.

Da kam es denn in kurzer Zeit dahin, daß man das berüchtigte Haus so viel als irgend möglich mied und dadurch den Besitzer des Hauses zwang, einen Geisterbanner zur Vertreibung des Spukes kommeu zu lassen. Es fand sich auch nach längerem Suchen ein in dieser Wissenschaft bewanderter Mann. Nun mußte aber dieser sich nicht recht auf seine Kunst verstehen, oder der Geist mußte auch zu schlau sein; kurz und gut, das Einfangen wollte nicht recht von Statten gehen.

Glaubte der Mann den Spuk sicher in einer Stube zu haben, wutsch, war dieser wieder aus einer kleinen unbemerkten Oeffnung entwischt, und so ging das Jagen ohne Aufhören von Stube zu Stube. Endlich hatte er ihn glücklich in eine Stube getrieben, aus der weiter kein Entkommen als durch das Schlüsselloch möglich war. Dies war einstweilen mit Papier zugestopft; nun aber mußte einer der Helfershelfer ein Lägel mit dem Spundloch davorhalten, dann zog der Banner den Papierpfropfen heraus und jagte den Geist wieder auf. Dieser gewahrte nicht sobald den Ausweg, als er auch schon hinaus, aber damit auch zugleich in sein Gefängniß hineinschlüpfte. Ehe er sich noch besinnen und wieder entwischen konnte, war das Lägel zugekorkt und somit der Geist in sicherm Verwahrsam.

Jetzt nahm der Banner seinen Gefangenen und trug ihn weit von der Stadt weg, nach dem sogenannten Fangelthurme

an dem Wege nach Strahlendorf und Lanken. Dieser Thurm stammte noch aus der Zeit der Raubritter und war nebst den sogenannten Landwehren oder Landgräben, welche die Stadtfeldmark einschlossen, zum Schutze gegen die zahllosen Räubereien errichtet.*) Nach einer alten Sage sollte sich Parchim früher bis zu diesem eine halbe Meile von der Stadt entfernt liegenden Thurme erstreckt haben.

Nach diesem Thurme nun wurde unser Bäcker gebracht und ihm dort sein Wohnsitz angewiesen, den er unter keinem Umstande verlassen sollte, und man hat auch nie wieder von ihm in Parchim selbst etwas gespürt. Dafür machte er es aber bei dem Thurme desto ärger und war durch seine tollen Streiche eine wahre Plage für die Vorübergehenden. Er warf sie mit Steinen, hockte ihnen auf den Rücken, machte den Reitern ihre Pferde scheu, warf sich auf die vorbeifahrenden Wagen und machte sie so fest, daß sie oft gar nicht von der Stelle kommen konnten. Ließ er dann endlich die Gequälten und Geneckten weiter ziehen, so verhöhnte er sie noch mit schallendem Gelächter.

Da war es natürlich kein Wunder, daß der alte Thurm bald gar arg in Verruf kam, also daß ihn Niemand ohne Noth und dann nur mit Zittern und Zagen passirte. Ja, noch vor funfzig Jahren mied man ihn, wie mir Jemand aus Parchim versicherte, so viel man nur konnte und machte sich gern einen Umweg von einer halben Stunde, um nur dem berüchtigten Thurme aus dem Wege zu gehen.

Jetzt ist der böse Geist verschwunden und wird also auch wol endlich erlöst sein.

---

*) Siehe hierüber auch die Sage Seite 185 u. f. zweiten Bandes.
Der Herausg.

Vom Treiben des wilden Jägers Wod in der schweriner Gegend*).

(Von J. Mussäus, weiland Pastor zu Hansdorf.)

Oft bellen die Hunde der Luft in finstrer Nacht auf den Heiden, in Gehölzen, an Kreuzwegen. Der Landmann kennt ihren Führer, den Wod,**) und bedauert den Wanderer, der nun noch nicht die Heimath erreicht hat; denn oft ist Wod boshaft, seltener mildthätig. Nur wer mitten im Wege bleibt, dem thut der rauhe Jäger nichts, darum ruft er auch den Reisenden zu: „Midden in den Weg!"

Ein Bauer kam einstmals trunken in der Nacht von der Stadt. Sein Weg führt ihn durch einen Wald. Da hört er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Midden in den Weg! Midden in den Weg!" ruft eine Stimme, allein er achtet ihrer nicht.

Plötzlich stürzt aus den Wolken nahe vor ihn hin ein langer Mann auf einem Schimmel. „Hast Kräfte?" spricht er, „wir wollen uns beide versuchen. Hier die Kette, fasse sie an! Wer kann am stärksten ziehen?"

Der Bauer faßte beherzt die schwere Kette, und hoch auf

*) Siehe Seite 87, Anmerkung 1 dieses Bandes.

**) Wod auch Wodan, Odin oder Othin, in alter heidnischer Zeit eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens, gewissermaßen der nordische Götterkönig und fast dasselbe, was der Jupiter oder Zeus den Römern und Griechen war. Auch als Gott des Krieges, der Jagd 2c. wurde Wodan vielfach von den alten Germanen oder Deutschen verehrt und gefürchtet.

Der Herausg.

schwang sich der wilde Jäger. Indeß hatte jener sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger.

„Hast gewiß das Ende um die Eiche geschlungen?“ fragte der herabsteigende Wod.

„„Nein,““ versetzte der Bauer, „„sieh', so halte ich sie in meinen Händen.““

„Nun, so bist Du mein in den Wolken!“ rief der Jäger und schwang sich empor.

Der Bauer schürzte schnell die Kette wieder um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht.

„Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!“ sprach der niederstürzende Wod.

„„Nein,““ erwiederte der Bauer, der sie eiligst losgewickelt hatte, „„sieh', so halt' ich sie in meinen Händen.““

„Und wärst Du schwerer als Blei,“ rief der wilde Jäger, „so mußt Du hinauf zu mir in die Wolken.“

Blitzschnell ritt er aufwärts; aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich seitwärts zu drehen. Dem Bauer ward bange, aber die Eiche stand.

„Hast brav gezogen,“ sprach der Jäger. „Mein wurden schon viele Männer, aber Du bist der Erste, der mir widerstand. Ich werde Dich belohnen!“

Laut ging die Jagd an: „Hallo, holla! wohl! wohl!“ Der Bauer schlich seines Weges weiter.

Da stürzt aus ungesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihn hin, und Wod ist da, springt vom weißen Rosse und zerlegt eiligst das Wild. „Blut sollst Du haben, spricht er zum Bauer, und ein Hintertheil dazu.“

„„Herr,““ sagt der Bauer, „„siehe, Dein Knecht hat nicht Eimer, noch Topf.““

„Zieh' den Stiefel aus!“ ruft Wod. Er that's. „Nun wandre mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind.“

Die Angst erleichterte Anfangs die Last, aber allmählich ward sie schwerer und schwerer; kaum vermogte der Bauer sie zu tragen.

Mit krummem Rücken, vom Schweiße triefend, erreichte er endlich seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silbergeld.

Die Erlösung eines Ruhelosen zwischen Wredenhagen und Hinrichshof bei Röbel.

Früher hat es in Wredenhagen noch keine Mühlen gegeben, und mußten die Leute von dort ihr Korn nach der nahen hinrichshöfer Windmühle bringen. Diese Mühle stand auf dem kleinen Berge, der zur Seite von Hinrichshof liegt; jetzt existirt dieselbe aber schon lange nicht mehr und nur einzelne Ueberreste deuten noch die Stelle an, wo sie sonst gestanden. Dafür giebt es augenblicklich aber zwei Windmühlen zu Wredenhagen.

Zu der Zeit nun, als die Bewohner Wredenhagens noch ihr Korn nach der hinrichshöfer Mühle bringen mußten, geschah es, daß eine Tagelöhnerfrau aus dem erstgenannten Dorfe des Abends im Zwielicht einen Sack mit Roggen nach der Mühle trug, um ihn dort abmahlen zu lassen. Da die Frau weder Brod noch Mehl mehr im Hause hatte, so mußte sie nothwendig am andern Morgen backen, und deßhalb also auch ihr in Mehl verwandeltes Korn gleich wieder mit nach Hause haben. Der Müller hatte aber gerade pressirt zu mahlen, und so mußte

die Frau noch eine ganze Zeit lang warten, bis ihr Korn an die Reihe kam.

So war es denn schon sehr spät geworden, als die Arbeitsfrau endlich, ihren Sack mit Mehl auf dem Buckel, wieder zurück nach Hause wandern konnte. Noch nicht lange war sie unterwegs, als plötzlich ein Mann hinter ihr herkam. Die gute Frau fürchtete sich recht, denn der Mann sprach kein Wort; dabei war es um Mitternacht und der Mond schien so geisterhaft, daß es ihr ganz gruselig zu Muthe wurde. Als sie bei der Koppel angekommen war — durch die der von ihr eingeschlagene Fußsteig nach Wredenhagen führte — und eben mit ihrem schweren Sacke hinüber steigen wollte, näherte sich der fremde Mann und erbot sich, da es ihr, wie er sehe, sehr schwer werde, ihr die Last etwas abzunehmen und sie eine Strecke weiter zu tragen.

Die Frau wollte dies anfänglich zwar nicht, indem sie meinte, sie könne das ja nicht verlangen rc.; aber der Fremde redete ihr so freundlich zu und that so gefällig, daß sie endlich gern auf sein Anerbieten einging und ihn nun den Sack mit Mehl weiter tragen ließ.

Als sie beide also das Dorf Wredenhagen fast schon erreicht hatten, begann plötzlich der Hahn zu krähen. Beim ersten Hahnenschrei sagte der fremde Mann: „Du deist mie noch nicks!" *) Dasselbe äußerte er auch beim zweiten; als er aber den dritten Schrei vernommen, sprach er: „Nu möth ick gah'n; wat gifst mie äwa doaföhr," setzte er fragend hinzu, „dat ick Die't Mehl so wiet dragen heff?" **)

---

*) „Du thust mir noch nichts!"

**) „Nun muß ich gehen; was giebst Du mir aber dafür, daß ich Dir das Mehl so weit getragen habe?"

„„Ach,““ erwiederte die Frau, „„wat sall ick Die woll gäb'n? ick bünn ne arm Fru un heff nicks!““*)

„Du kannst mie doch wat gäb'n!“**) antwortete der Fremde.

„„Nicks Anners,““ sprach die Frau, „„as vähl schön Dank un dusend Gotts Lohn!““***)

„Gott Loff un Dank! doana heff ick all vähl Johr vergäws wankt; nu bün ick erlöst un kann endlich ruhig schlapen!“†) rief freudig bewegt der Geist aus — denn ein solcher war er — und verschwand.

Das verwünschte Schloss Gammelin in den diedrichshäger Bergen bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Vor langer, grauer Zeit stand auf einem der diedrichshäger Berge das schöne Schloß Gammelin. Die letzte Erbin desselben war eine junge schöne Jungfrau, Namens Sarah.

Sei es nun, daß sie einen Bewerber um ihre Hand ab-

*) „„Ach was soll ich Dir wol geben? ich bin eine arme Frau und habe nichts!““

**) „Du kannst mir doch etwas geben!“

***) „„Nichts Anderes, als vielen schönen Dank und tausend Gottes Lohn!““

†) „Gott Lob und Dank! darnach habe ich schon viele Jahre vergeblich umhergewandelt; nun bin ich erlöset und kann endlich ruhig schlafen!“

wies, der sie aus Rache mit aller ihrer Herrlichkeit verwünschte, oder hat sie, um sich der vielen zudringlichen Bewerber auf einmal zu entledigen, dem Ehestande Lebewohl gesagt, und ist dafür von der verliebten Männerwelt verwünscht worden; kurz, sie lebt jetzt seit vielen hundert Jahren in einem der Berge, und ihr Schloß wird von starken Ketten gehalten, daß es nicht empor kommen kann.

Ihren Dienern und andern Unterthanen scheint dies Leben lange verdrossen zu haben, und sind sie deshalb schon vor vielen Jahren über's Meer gewandert, bis auf ein Mädchen, das ihr mit aller Treue ergeben ist.

Eines schönen Tages kamen nämlich zwei Schiffe von Rostock herunter und legten sich diesen Bergen gegenüber vor Anker. Man sah die Capitäne an's Land kommen und lange in der Gegend umher spähen, als suchten sie etwas. Endlich kam ein kleines graues Männlein aus dem nahen Walde auf sie zugeschritten, den sie fragten, ob er nicht wüßte, wo die Leute sich hier wol aufhielten, die über das Meer geschafft zu werden wünschten?

„Die sind schon alle auf den Schiffen," sagte der Kleine. „Kommen Sie einmal her, und blicken Sie über meine linke Schulter hin auf Ihre Schiffe, so werden Sie das gewiß sehen können," fügte er auffordernd bei.

Und richtig, auf dem Deck beider Schiffe wimmelte es von Menschen.

Die Schiffer gingen auf Zurathen des Männchens an Bord und stachen in See.

Es ist noch nicht sehr lange her, als Jungfer Sarah von sich hat etwas vernehmen lassen; und viele Leute wissen noch von Mutter oder Großmutter, wie dieselbe mit dem Kuhhirten zu Wittenbeck, der sein Vieh am Walde weidete, den Vertrag

abgeschlossen hat, gegen guten Lohn und Brod ihre beiden Kühe „Nörick“ und „Brünick“ mit zu hüten.

Am jedem Morgen kamen Nörick und Brünick brüllend aus dem Walde zu seiner Heerde gelaufen und gingen den Tag über zwischen seinen Kühen. Des Mittags kam ein junges Mädchen mit dem Milcheimer in der Hand aus dem Walde. Sie war recht hübsch, auch gut gekleidet, und hatte eine weiße Schürze vor. Sobald sie ihre Kühe beim Namen rief, eilten dieselben zu ihr, und nachdem sie gemolken waren, gingen die Kühe zur Heerde zurück, und das Mädchen verschwand im Walde, in der Oeffnung eines Berges.

Der Hirte fand bei einem gewissen Steine des Abends sein Vesperbrot nebst einer Kruke mit Bier — nach andern Mittheilungen war's Mittagsessen — und am Johannistage auch dort seinen Hütelohn.

So ging es mehrere Jahre, bis ein neuer Hirte kam, mit dem sie den Contract nicht wieder eingegangen ist.

In späteren Jahren ist von zwei Leuten, deren Heimath weit, weit von hier gewesen ist, und die sehr alte unbekannte und hier unverständliche und unleserliche Bücher bei sich geführt haben, wieder nach der schönen Erbin des Schlosses Gammelin gefragt und gesucht worden.

Aus ihren alten Schriften haben diese Männer herausgelesen, daß das Schloß zwischen Wittenbeck und Brunshaupten stehe, nur der bestimmte Berg ist ihnen unbekannt gewesen. Sie haben daher einen ganzen Sommer in der Kühlung an den Bergen oft Tage und Nächte hindurch gehorcht und geforscht und doch den Ort nicht gefunden; auch Jungfer Sarah nicht erlöset.

Die drei kleinen Männer auf der Feldmark von Malchow bei Parchim.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Früher standen auf der Feldmark des bei Parchim gelegenen Dorfes Malchow, an dem Wege nach Parchim, drei mächtige Eichen. Jahrhunderte hatten sie schon gestanden, und ebenso lange waren sie auch schon der Sitz von drei Zwergen gewesen, welche, so oft sie Abends spät oder Morgens frühe durch Fuhrwerk beunruhigt wurden, aus ihren Wohnungen, den drei Eichen, hervor kamen, auf die Wagen sprangen und sich bis an's Dorf oder umgekehrt bis an die Grenze der Feldmark fahren ließen. Die Wagen mogten leicht beladen oder ganz leer sein, sobald die drei Männlein auf denselben saßen, schnitten die Räder hinein in den Sand, wie ein schwerbeladener Heuwagen in den weichen Wiesengrund, und die Pferde dampften bald als wenn sie Mühlensteine zögen.

So selten es einem Malchower auch begegnete, daß diese unangenehme Fracht sein Fuhrwerk belastete, da er so viel wie möglich alle Verrichtungen, die ihn mit seinem Gespann diese Straße führten, vor einbrechender Dunkelheit abmachte, so geschah es doch zuweilen fremden Fuhrleuten, welche diese Stätte nicht kannten und nichts von den drei Männlein gehört hatten, daß sie dieselben als ungern gesehene Gesellschaft mit aufnehmen mußten.

Zu solchen Leuten gehörten auch zwei junge garwitzer Knechte, welche an einem dunklen Herbstmorgen mit einem Fuder Korn nach Parchim wollten. So früh ausgefahren, daß sie mit Tagwerden in Parchim anlangen könnten, trieben sie

die vier Pferde so schnell, als der schlechte sandige Weg und der schwer beladene Wagen es zulassen wollten, mit Peitschenknall und kräftigen Worten vorwärts. Auf dem schlimmsten Wege, von Garwitz bis über Malchow hinaus, war es, die beiden Knechte neben dem Wagen her gehend, unaufhaltsam fortgegangen; jetzt, wo der Weg besser wurde, wollten sich die jungen Leute gar nicht aufhalten, weshalb sich „Hinrich“ zu Pferde setzte, während „Jochen“ sich seinen Platz auf dem Wagen suchte.

Sie waren bei den drei Eichen angekommen, als einer der Knechte bei denselben zuerst einen, dann zwei und endlich drei kleine Männer, angethan mit grauer Hose, rother Jacke und bunter Troddelmütze, gewahrte. Der andere, darauf aufmerksam gemacht, sahe bald dieselbe Erscheinung.

Anfangs wol etwas schaudernd, waren unsere Knechte doch durchaus nicht derartig, daß sie liefen, ehe ihnen Jemand auf den Leib rückte. Sie trieben vielmehr ruhig die sich bäumenden Pferde weiter und beschlossen, sich muthig zu wehren, es mögte kommen, was da wolle. Fester setzte sich Heinrich in seinem Sattel, und Joachim, welcher auf dem Wagen lag, legte sich auch seinen schweren Stock von Kreuzdorn zurecht, um ihn, falls es Prügelei geben sollte, bei der Hand zu haben.

Noch war er nicht zur Abwehr völlig vorbereitet, als schon die drei Männer auf dem Wagen saßen und die vier Pferde vor demselben stampften, keuchten und dampften, als wenn noch drei eben so schwere Wagen dahinter angehängt wären. Während der Fuhrmann auf die Pferde einhieb, sie vorwärts zu bringen, schrie der andere Knecht auf dem Wagen: „Ei wat, Hinnirk, wat zlähst Du doa, hia kumm hea un zlah!“ *) mit

*) „Ei was, Heinrich, was schlägst Du da, hier komm her und schlage!“

welchen Worten er seinen „Kreuzbornen“ wacker auf die fremden Gestalten fallen ließ.

Diese, so mächtig sie sonst auch waren, waren gegen eine Waffe von Kreuzborn schwach wie ein Kind; sie flohen eilig vom Wagen und haben es von hier an nie wieder gewagt, den Menschenkindern auf die Wagen zu steigen.

Ihre Wohnung, die drei Eichen, haben die Zwerge aber lange noch nicht verlassen; noch oft sind sie dort von den Abends spät hütenden Pferdejungen gesehen worden in ihrer bunten Kleidung und haben sich die Neckereien derselben gefallen lassen müssen, da sie wol wußten, mit welchen Mitteln sie zu überwältigen waren.

Erst mit dem Abnehmen der Eichen sind die drei Männchen gänzlich verschwunden und von keines Sterblichen Auge wieder gesehen worden.

Das untergegangene Kloster im See bei Neustadt.

(Von V. zu W.)

Wenn ich in meiner Jugend von meinem Vater die Erlaubniß zum Schlittschuhlaufen auf dem neustädter See erhalten hatte, war meine Großmutter während dieser Zeit immer in großer Unruhe, indem die tückische Eisfläche häufig ein Opfer forderte. Da ich gern Geschichten von ihr hören mogte, so erzählte sie mir selbige gern, wenn ich versprach, nicht nach dem See gehen zu wollen.

Nachstehende, dem Sagenkreise angehörende Erzählung ist mir noch besonders im Gedächtniß geblieben, und möge selbige hier ihren Platz finden. Ich lasse meine Großmutter selbst erzählen:

„Wo jetzt der neustädter See*) in einer ebenen Fläche sich erstreckt, hat früher ein großes Kloster mit mächtigen Thürmen und herrlichen Glocken gestanden. Die Bewohner sind aber sehr gottlos gewesen, und so ist endlich das Strafgericht Gottes über sie herein gebrochen. Das prächtige Kloster ist untergegangen und von aller seiner Pracht keine Spur übrig geblieben.

Nur am Johannistage in der Mittagsstunde kann man, wenn man sich am Ufer des Sees auf die Erde legt und horcht, die Töne der Glocken dumpf aus der Tiefe heraus hören. Auch sehen Vorübergehende manchmal in hellen Nächten eine Klosterfrau am Ufer des Sees sitzen, welche eifrig mit Waschen beschäftigt ist und dazwischen laute Klagerufe ausstößt. Wenn diese Erscheinung stattgefunden hat, dann fordert der See in der nächsten Zeit wieder ein Opfer.

Es sind nun schon viele Jahre her, da hatte man zu verschiedenen Malen die Klosterfrau wieder am Ufer des Sees gesehen. Einige Tage darauf kam ein Kärrner mit seinem Fuhrwerk am See vorbei. Er wollte seine Pferde tränken und fuhr mit dem Wagen in den See hinein, wo er wenig Vorland hat, sondern schnell tief wird. Den bergabgehenden Wagen konnten die Pferde nicht mehr aufhalten, und der Mann fand mit seinen Pferden den Tod in den Wellen."

*) Nach einer andern Sage soll auf dem Grunde dieses neustädter Sees, gewöhnlich der weiße See genannt, die alte versunkene Stadt Glebe liegen.

Der Herausg.

„Auch vor einigen Wochen", setzte die Großmutter warnend hinzu, „hat man die Klosterfrau wieder gesehen und ihren Ruf gehört, und der See will wieder sein Opfer haben. Darum gehe mir zu Liebe nicht auf den See, sondern bleibe auf den Wiesen der Elde, wo keine tückische Klosterfrau den Menschen nachstellt."

Der Schlossberg und der Bullerberg zu Schrödershof bei Teterow.

(Von A. Schröder auf Schrödershof.)

Auf der schrödershöfer Feldmark unweit des jetzigem Hofes liegt in einem Wiesengrunde der „Schloßberg", ein mit tiefen Gräben umgebener kegelförmiger Hügel, in dessen unmittelbarer Nähe noch weitere Räume durch Wallgräben eingeschlossen sind. In einer Entfernung von etwa 60 Ruthen von demselben befindet sich ein ähnlicher Platz, der „Bullerberg", dessen ganze Anlage indessen weit kleiner ist, als die des Schloßberges. Alte Eichen krönen seinen Gipfel und geben Zeugniß von seinem hohen Alter. Beide Berge waren durch einen aufgeschütteten Erddamm verbunden, dessen Lage man noch verfolgen kann.

Die Sage legt zwischen diesen beiden Bergen hindurch eine Landstraße von Rostock nach Demmin und läßt Räuber und Wegelagerer auf diesen Plätzen ihr Wesen treiben. Diese Straße soll von Kaufleuten zum Fortschaffen ihrer Waaren viel benutzt sein; damit nun aber nicht etwa ein Waarentransport unbemerkt bei diesen Burgen vorüber gebracht werde,

hatte man von einem Berge zum anderen einen Drath quer über die Straße gezogen, so daß jeder dieselbe passirende Wagen über den Drath hinweg fahren mußte. Durch diese Berührung aber ist eine Glocke in Bewegung gesetzt worden, deren Klang den Räubern die nahende Beute angemeldet hat.

Die geraubten Schätze der Wegelagerer, die sie bei einer Ueberrumpelung haben zurücklassen müssen, sollen noch im Schloßberge aufgehäuft liegen, so wie sich daselbst auch noch eine goldene Wiege befinden soll; doch ist es jetzt nur unter besonderen Umständen einem Sonntagskinde möglich, zu diesen Schätzen zu gelangen.

Von Manchen, welche die nöthigen Eigenschaften zu besitzen glaubten, sind schon Versuche gemacht, in den Berg einzudringen. Doch ist dies Unternehmen bis jetzt immer erfolglos geblieben; denn wenn wirklich mit vieler Mühe eine Grube durch den Bauschutt auf der Spitze des Hügels gegraben war, ist dieselbe doch nie tief genug geworden, weil man immer nur ein Tagewerk fertig gebracht hat, da die folgende Nacht stets wieder verschüttet, was am Tage vorher aufgeräumt ward.

Noch vor etwa 20 Jahren hatte ein Arbeiter es unternommen, Erde von diesem Hügel auf die umliegenden Wiesen zu karren, doch ist derselbe nach kurzer Zeit mit allen Zeichen des Schreckens davongelaufen. Er hat nur Andeutungen gemacht, daß ihm dort etwas Fürchterliches begegnet sei, über das aber, was ihm dort geschehen, hält er reinen Mund, und trotz Bitten und Ueberredung ist es nicht gelungen, ihn zum Plaudern zu bringen; auch ist er nicht zu veranlassen gewesen, diese Arbeit weiter fortzuführen. Manche Leute wollen übrigens behaupten, daß dieser davongelaufene Mann in einem für ihn ungünstigen Verdung gestanden habe.

In der Nähe dieses Berges werden zuweilen menschliche

Gerippe ausgegraben, welches Ereigniß man natürlich mit der Sage von den Räubern in Verbindung bringt.

Wenn nun auch der Schloßberg noch seine Schätze bewahrt, so haben doch die ihn umgebenden Gräben die ihrigen hergeben müssen und zwar in Gestalt einer großen Menge der vorzüglichsten Modde. Bei Gelegenheit der Ausräumung derselben sind manche alte Waffenstücke, als Streitäxte, zerbrochene Schwerter, Lanzen- und Bolzen-Spitzen, Sporen von merkwürdiger Gestalt, auch thönerne Gefäße von origineller Form und dergleichen mehr zu Tage gefördert; so wie auch die Pfosten, welche die Brücken getragen haben, zum Vorschein gekommen sind.

Haben diese festen Plätze überhaupt in einer Beziehung zu der Straße, deren einstige Existenz aber durchaus nicht nachgewiesen ist, gestanden, so mögten sie wol eher zu deren Schutz, als zu deren Schrecken angelegt sein.

Der spukende Kirchenökonomus in der St. Nikolai-Kirche zu Röbel.

Es war einmal ein Oekonomus an der neustädter oder St. Nikolaikirche zu Röbel angestellt, von dem man schon bei seinen Lebzeiten allerlei Nachtheiliges und Böses munkelte, daß er nicht redlich sei, nicht an Gott glaube und dergleichen mehr. Dem sei nun wie da wolle, so viel ist gewiß, daß dieser Kirchenökonomus kein guter Mensch war, und daß sein Lebens-

wandel nicht der beste gewesen ist, denn er konnte nach seinem Tode keine Ruhe im Grabe finden. Alle Mittage zwischen 12 bis 1 Uhr ging er nämlich in der neustädter Kirche umher; er kam dann vom dem Altare hernieder, durchschritt langsam die Kirche ihrer ganzen Länge nach und verschwand darauf wieder am Ende derselben, bei der Thurmthür.

Viele, viele Jahre hindurch hatte er so schon zur angegebenen Zeit in der Kirche umher gewandelt, da geschah es, daß einmal bei der alten Orgel und einigen Chören etwas gebaut und ausgebessert wurde. Länger als bis gegen 12 Uhr Mittags aber war keiner der hierbei beschäftigten Leute in der Kirche zu halten. Sobald es ³/₄ auf 12 geschlagen, wurden sämmtliche Arbeiter unruhig und eilten dann auch bald darnach von dannen; denn alle fürchteten sich vor dem spukenden Oekonomus, der mit dem Schlage 12 sich regelmäßig in der Kirche zeigte.

Der damalige zweite Prediger an der St. Nikolaikirche, der ebenfalls von dieser wunderbaren Erscheinung gehört hatte, wollte sich einmal selbst überzeugen, ob es wirklich wahr sei, was sich die Leute davon erzählten. Gegen 12 Uhr Mittags begab er sich also dieserhalb in die Kirche. Bald schlug es voll und sogleich erschien auch der spukende Oekonomus. Kaum hatte ihn der Pastor erblickt, als er ihn auch schon mit den Worten anrief: „Was sucht Er hier?“

„„Ich suche den verlorenen Weg!““ war die dumpfe Antwort des Geistes.

„Dann such' Er, bis Er ihn findet!“ erwiederte schnell der Pastor und damit rannte er aus der Kirche, denn ihm war's doch ganz schauerlich zu Muthe geworden.

Der Pastor ging jetzt sofort zu seinem Collegen, dem Präpositus Schertling, und erzählte ihm sein merkwürdiges

Erlebniß. Mit ernster Miene tadelte dieser jedoch die Handlungsweise seines Amtsbruders, indem er äußerte, daß es unrecht von ihm gewesen, Jemanden zu fragen, was er suche, wenn er ihn nachher nicht zurecht weisen könne.

Schnell machte sich daher jetzt der Präpositus auf den Weg, um dem Suchenden den rechten Weg zu zeigen. Und das hat der alte ehrwürdige und fromme Mann, dessen Andenken und Namen noch jetzt in Röbel fortlebt und mit Hochachtung genannt wird, auch richtig gethan; denn der irrende Geist fand durch ihn die längst ersehnte Ruhe, und nie hat man wieder etwas von dem spukenden Oekonomus in der St. Nikolaikirche gehört oder gesehen.

Der Raubritter von Dasseln zu Boitzenburg.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim).

Es waren einmal drei Brüder, genannt die Herren von Dasseln. An dem Wörtlein „von" sehen wir, daß sie Edelleute waren; ob sie aber außerdem Christen oder Heiden waren, davon schweigt die Sage. Waren sie Christen, so ist es jedenfalls mit ihrem Christenthume nicht weiter hergewesen, als mit ihrem Adel, das heißt, daß sie sich jemals edel bewiesen haben, hat ihnen Niemand nachgesagt, und Christum haben sie nimmer lieb gehabt. Denn ein Christ, wohlgemerkt, ein Christ, kennt das siebente Gebot, und das kannten die Gebrüder von Dasseln nicht. Sonst wären sie keine Raubritter gewesen und hätten keine Raubschiffe auf der Elbe und keine Raubschlösser

zu Lauenburg, Artlenburg und Boitzenburg gehabt. Und wenn die Schiffer und Kaufleute im Vaterunser beteten: „Sondern erlöse uns von dem Uebel," so dachten sie auch allemal an die Herren von Dasseln.

Der Herr von Dasseln auf seinem hinter Wald und Gräben verborgenen Schlosse zu Boitzenburg hatte schon früh seine Frau verloren, welche ihm ein blutjunges Töchterlein hinterlassen hatte. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!" und: „Wie das Schaf, so das Lamm!" heißt's im Sprüchworte. Aber keine Regel ohne Ausnahme, denn manches Mal fällt der Apfel sehr weit vom Stamm, wenn nämlich der Sturmwind die Aeste und Zweige schüttelt und dem Gärtner das Pflücken erspart. Und vom Sachsenlande her durchbrauste das Wendenland ein Orkan, gegen den unsere Herbststürme Frühlingslüftchen sind, und rüttelte und schüttelte das alte Heidenthum, daß es in seinen tiefsten Grundfesten erbebte, wie Frühlingslaub im Morgenwinde. Das Christenthum war's, das mit Sturmesgewalt die morschen Pfeiler des Heidenthums zum Wanken und Weichen brachte und manchen Apfel weit, weit weg vom Stamme warf. Und so ein weit vom Stamm gefallener Apfel war auch des Raubritters Töchterlein. Denn als das Christenthum so daherzog, bald brausend wie ein Herbststurm, bald säuselnd wie der Abendwind im Frühlinge, da hat es seinen Weg genommen durch das Raubschloß des Herrn von Dasseln, mitten durch das Herz seines Töchterleins hindurch. Dieselbe war gar fromm und das gottlose Thun und Treiben des Vaters war ihr ein Gräuel; und schön war sie wie das junge Morgenroth im Wonnemonat.

Eines Tages hatte der Vater mit den sauberen Brüdern wieder einen Raubzug unternommen, und das Töchterlein saß daheim mit dem Schmerz im Herzen über das sündige Wesen

des Vaters. Die großen, dunklen Räume des Schlosses wurden ihr zu enge und sie trat hinaus in den Wald, dessen Saum hart die Mauern des Raubschlosses begrenzte.

Im Halbdunkel der uralten, bemoosten Eichen und Buchen war's so feierlich still, und das Laub flüsterte und rauschte so geisterhaft, als sängen unsichtbare Lippen dem Herrn der Heerschaaren ein Loblied, und draußen im Felde schlug die Wachtel ihr „Walte Gott! Walte Gott!" und hoch oben in der Krone einer Eiche flötete die Drossel, und unten im Gebüsch schlug die Nachtigall, und wer's verstanden hätt', der hätt' mit eingestimmt: „Nun danket alle Gott!" Und die Jungfrau verstand die Sprache der Natur. Sie war unter dem morschen Stamm einer Eiche niedergesunken und bat den barmherzigen Gott um Gnade für die arme Seele des sündigen Vaters, und unser Herrgott möge doch der himmelan schreienden Sünde des Vaters einen Damm entgegensetzen.

„Amen!" sagte die Jungfrau, und wie ihr Gebet, so kam auch ihr Amen aus dem Tiefinnersten ihres Herzens. Da raschelte nnd rauschte es hinter ihr im Gebüsche und ein bleicher Jüngling, ein Rittersmann, trat ehrerbietig auf sie zu. Er klagte der Jungfrau sein Leid, daß er auf der Reise von den Seinen abgekommen und verirrt sei und jetzt schon tagelang ohne Speise in der Wildniß umherwandere.

Die fromme Jungfrau nahm den Ritter mit sich auf's Schloß und ließ ihn auf's Sorgfältigste verpflegen.

Schon nach einigen Tagen war der Jüngling so weit gekräftigt und gestärkt, daß er seine Reise hätte antreten können. Allein er zögerte sichtlich mit der Abreise und man sah's ihm an, er wäre am liebsten krank, noch recht lange krank gewesen, um möglichst lange in der Nähe seiner holden Beschützerin weilen zu dürfen. Deß freute sich die Jungfrau, denn auch sie

hatte den frommen Jüngling lieb gewonnen, der von Herzen dem christlichen Glauben zugethan zu sein schien.

Und je länger der Rittersmann weilte, desto länger wünschte er zu weilen, und eh' es die Leutchen sich versahen, war ihnen das Herz über die Zunge geströmt und hatten sie sich einander ihre Liebe gestanden.

Unterdeß wurde der Herr von Dasseln täglich von seinem Raub- und Sündenzuge zurückerwartet. Die Jungfrau hatte dem Geliebten ihr Leid geklagt, wie der Vater so arg in der Umgegend hause und mit dem Gute und Blute der armen Schiffer und Kaufleute so gar gottlos umgehe. Der Jüngling tröstete die Jungfrau und machte Rathschläge, wie der Seele des Vaters zu helfen sei.

Und während die Liebenden Rathschläge hervorsuchten und Rathschläge verwarfen, da verkündete der Thurmwächter frohe Botschaft, und draußen ertönte Hörnerschall und Jubelgeschrei. Der Raubritter kehrte mit seinen gottlosen Mannen zurück und führte beutebeladene Wagen und ein mit Blutschuld belastetes Gewissen heim. Aber der Herr von Dasseln hatte nur Herz und Augen für die Beute, das Gewissen drückte ihn nicht schwer.

Dem Mägdlein war nicht ganz wohl zu Muthe, als sie dem Vater diesmal entgegen ging. Hatte sie doch mit demselben ein Wörtlein zu sprechen, von dem ihr ganzes zeitliches Wohl und Wehe abzuhängen schien, und der Vater war gerade nicht Derjenige, der das Wohl und Wehe eines Menschenkindes besonders groß respectirte. Aber seinem Vaterherzen zur Ehre mußte man doch sagen, daß er sein Töchterlein lieb hatte wie seinen Augapfel und ihr nimmer einen Wunsch leicht abgeschlagen hat. Darum hörte er, wider Erwarten der Jungfrau, die Erzählung des Kindes ruhig an und lächelte sogar ein über das andere Mal dazu. Als er aber den Namen des fremden

Ritters hörte, da lächelte er nicht mehr, sondern entsetzliche Wuth und endlose Rachsucht sprühten aus seinen Augen. Die Tochter hatte den Sohn seines Todfeindes zum Geliebten erkoren.

Schonungslos wurde der Jüngling in's Burgverließ geworfen, bestimmt zum Opfer der Rachsucht des Feindes.

Doch nach Tagen gewann des Kindes Bitte und Gram die Oberhand über das Rachegefühl des Vaters. Dem Kinde zu Liebe versprach der Vater dem Jünglinge das Leben zu schenken; aber denselben unter Schimpf und Schande aus den Mauern zu jagen, diese teuflische Freude wollte er sich nicht entgehen lassen. Und so geschah es.

Verhöhnt und beschimpft zog der Jüngling aus dem Schlosse und eilte, tief gekränkt, der väterlichen Burg zu. Er raffte seine Mannen zusammen, vereinigte sich mit den benachbarten Rittern, die den Räubereien des Boitzenburgers längst satt und müde waren, und eröffneten eine Fehde wider denselben, um seinem schändlichen Treiben endlich Maaß und Ziel zu setzen.

Allein je näher sie der Burg des Feindes kamen, desto ängstlicher wurde es dem Jünglinge ums Herz; galt es doch dem Leben des Vaters seiner Geliebten. Er sammelte die Gefährten und nahm von ihnen das heilige Gelübde, daß Jeder das Leben des Raubritters und dessen Tochter schonen wolle.

Dem Herrn von Dasseln war bereits die Kunde von dem nahenden Unwetter geworden. Trotzig verschloß und verrammelte er die Burg und traf alle Anstalten zu der verzweifeltsten Gegenwehr. Ehe der Sturm gewagt wurde, forderten die Belagerer ihn zur Ergebung auf, begehrten auch weiter nichts von ihm, als daß er die Tochter dem Geliebten gebe und das Rauben auf und an der Elbe einstelle. Hohn war die Antwort. Den Belagerern blieb nichts Anderes übrig, als den Sturm zu wagen.

Mit verzweiflungsvoller Tapferkeit vertheidigten sich die kampfgewohnten Mannen des Boitzenburgers. Allein das Stündlein der Räuber hatte geschlagen, denn das Maaß ihrer Sünden war voll. Die Burg wurde erobert und prasselnd loderte die Flamme bald an allen Ecken und Enden hervor.

Mit genauer Noth gelang es dem Jünglinge, die Braut zu retten. Auch den Raubritter selbst suchte man dem Tode zu entreißen, allein derselbe war plötzlich verschwunden und wurde trotz alles Suchens nicht wieder aufgefunden. — Wahrscheinlich ist der Mörder noch im Tode seinem Handwerke treu geblieben und hat als Selbstmörder den freiwilligen Tod in den Flammen gefunden.

Die Burg wurde der Erde gleich gemacht; die Jungfrau führte der Ritter als Braut heim. Den Herrn von Dasseln aber hat kein Menschenauge je wieder geschaut.

Der Spuk bei dem friedländer Thor in Neu-Brandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Vor noch etwa 50 Jahren war es um die Mitternachtsstunde bei dem friedländer Thor in Neu-Brandenburg nicht geheuer. Die Nachtwächter selbst wagten sich nicht heran und so entbehrten die Umwohner des Thores um diese Stunde ihrer wächterlichen Signale, des sogenannten Tutens und Knarrens.

Vor und nach Mitternacht konnte Jeder das Thor passiren, ungefährdet in seiner Nähe umher gehen und dann kamen auch die Nachtwächter dahin. In der Mitternachtsstunde zeigte sich bald eine weiße Gestalt, die Jedem, der sich zu nähern

wagte, die Arme drohend entgegenstreckte; bald ein schwarzes Ungeheuer, nach Einigen in der Gestalt eines riesigen Ebers, das namentlich zwischen dem äußern und innern friedländer Thor sein Wesen trieb. Oft vernahmen die in der Nähe wohnenden Leute in der Mitternachtsstunde vom Thore her ängstliches Stöhnen, ein eigenthümliches Sausen und Schwirren und was der unerklärlichen Laute sonst noch waren.

Das war jahrelang schon so fort gegangen und Keiner wagte es, dem mitternächtlichen Treiben auf die Spur zu kommen und ihm ein Ende zu machen. Da verrühmte sich der damalige Stadtjäger G., er wolle um die bezeichnete Stunde sich den Durchgang durch die beiden Thore schon erzwingen, er fürchte sich vor keinem Gespenst oder Teufel und wolle es schon mit Jedem aufnehmen.

Und so unternahm er in einer Nacht den gefährlichen Gang vom äußern Thor aus; aber am andern Morgen fand man ihn in der Mitte des Weges todt liegen, er hatte das innere Thor nicht erreicht.

Von dieser Zeit an hat man aber dort nie wieder von einem mitternächtlichen Spuk gehört.

Der Prüssel Todtschlag unweit Lüdershof bei Penzlin.

(Von A. C. F. **Krohn** zu Penzlin.)

Mit dem Namen „Prüssel Todtschlag“ bezeichnet man eine kleine Brücke unweit Lüdershof, auf dem nach Groß-Helle führenden Wege. Dieser Name soll durch folgende Begebenheit entstanden sein:

Es wohnte früher einmal ein Tagelöhner zu Lüdershof, der hieß Prüssel. Er war verheirathet, konnte sich aber mit seiner Frau gar nicht vertragen. Fast kein Tag verging, wo sie sich nicht in den Haaren lagen.

Nun begab es sich, daß man in einem besonders gesegneten Jahre nicht alle Feldfrüchte unter Dach und Fach bringen konnte, sondern im Freien eine Kornmiethe aufrichten mußte. Hierbei war auch Prüssel beschäftigt, indem er mit der „Stakelfork" den Obenstehenden die schweren Garben hinaufreichte.

So hatte er den ganzen Vormittag gearbeitet; Mittag war's auch schon lange, und die meisten Arbeiter hatten bereits das ihnen nachgebrachte Mittagsbrod verzehrt. Nur Prüssel stand allein da und wartete noch immer vergeblich. Endlich erschien auch sein Weib mit ihrem Henkeltopfe. Aber ob's gleich schon so ungebührlich spät war, so beeilte sich doch die gute Frau nicht im mindesten.

Prüssel hatte erst am Morgen mit seiner Ehehälfte argen Streit gehabt, und als er nun ihr absichtliches Zögern sah, da gerieth er in solche Wuth, daß er ihr mit der Stakelforke entgegenrannte, und sie auf der erwähnten Brücke niederstach, also daß sie gleich darauf ihren Geist aufgab. Seine Mitarbeiter, die wol seine schlimme Absicht errietben und ihm nachgeeilt waren, kamen leider zu spät, um die gräßliche That zu verhindern.

Der Mörder entfloh. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergeblich. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Auf der Brücke war's aber fortan nicht geheuer; und die Leute behaupten, daß es dort auch heute noch umgeht.

Was es ist, weiß man selbst nicht. Zuweilen soll sich ein Klagelaut hören lassen, dann wieder verfolgt etwas die Vor-

übergehenden, oder springt ihnen auf den Rücken, und doch kann man nichts gewahr werden, wenn man sich umsieht.

Manche erzählen auch, ihnen habe beim Vorübergehen der Spuk so zugesetzt, daß sie einen dicken geschwollenen Kopf davongetragen haben.

Die wilde Jägerin Frau Wauer und die unterirdischen oder weissen Weiber von Sukow bei Criwitz.

(Von C. Struck zu Dargun.)

I.

Die Häuser des Dorfes Sukow, am östlichen Ende der Lewitz gelegen, sind fast kreisförmig um die Kirche herum gebauet worden, davon die zwölf Bauern mit ihren Wohnhäusern fast zwei Drittel des Kreises einnehmen. Geht nun ein Bauer aus seiner Hinterthür, so kommt er in seinen Obstgarten; an diesem stößt eine Hopfenplantage, und hinter dieser befindet sich eine Wiese, daran unmittelbar die Lewitz liegt.

Manche Sage von der wilden Jagd und den weißen Weibern wissen diese Bauern, und ich will erzählen, was mir davon mitgetheilt worden ist:

Im Hause des jungen Warnke, rechts an der Diele, unter dem Kuhstall, wohnten zwei unterirdische Weiber, die dem Dorfe ganz besonders dadurch lästig wurden, daß sie ungetaufte Kinder stahlen und dafür ihre Wechselbälge unterschoben; weß-

halb jedes neugeborne Kind sorgfältig bewacht wurde, und zur Nachtzeit ein brennendes Licht bei der Wiege stehen mußte. Auch neckten sie gerne und auf mancherlei Weise die Leute.

Alle Neumond, Abends im Zwielicht, wenn Warnke's beim Abendbrod saßen, rief eins dieser Weiber mit ihrer hellen Stimme: „Lehnt uns Jug'n Bruhkätel 'n bät'n!" *)

Die Bauerfrau ging dann in die Küche, holte den Kessel, setzte ihn auf die Diele und nach dem Abendessen war er verschwunden.

Am dritten Abend, zur selbigen Stunde, rief das weiße Weib wieder: „Hieer is Jug'n Bruhkätel werra; wie bedanken uns ock." **)

Die Frau ging nun hin und sah ihren Kessel auf der Diele stehen, darin sich dann immer einige Kannen schönen Biers befanden.

Eines Abends, es war im Spätherbste, hatten Warnke's Mutter und das Dienstmädchen in der Backkammer, welche sich rechts am Gang bei der Hinterthür befand, eingesäuert, um am andern Morgen zu backen. Während das Mädchen den Teig zudeckte, ging Mutter Warnke noch einmal zur Hinterthür hinaus. Als sie eben draußen war, hörte sie in der Lewitz das Getöse der wilden Jagd und sagte zu ihrer Dirne: „Doa is de oll Wäderhex Wauer all werra." ***)

Kaum war sie wieder zur Hinterthür herein, da kamen die großen und kleinen Hunde der wilden Jägerin mit ihrem „Juckjack, huuch" ihr nach, drangen in die Backkammer, fielen über den Teig her und schlürften, als ob sie bei der Tranktonne wären.

*) „Leiht uns Euren Braukessel ein bischen!"

**) „Hier ist Euer Braukessel wieder; wir bedanken uns auch."

***) „Da ist die alte Wetterhexe Wauer schon wieder."

Die alte Frau sprach in ihrer Angst zum Mädchen: „Nu fret't Düwelstüg mie all den Deeg up.“ *)

Zu gleicher Zeit gab die wilde Jägerin ihr Hornsignal; da stürzte die ganze Meute zur Thür hinaus.

Neugierig, wie Warnke's Mutter war, schielte sie aus der Thür und sah, wie hoch zu Roß die wilde Jägerin aus dem Hofthor jagte, die beiden weißen Weiber mit den Haaren zusammengeknüpft vor sich über dem Pferde hängend.

Seit jener Zeit sind die weißen Weiber aus dem warnke'schen Hause verschwunden.

II.

Ein anderes weißes Weib wohnte auf einer Horst in der Lewitz, unweit der sukower Feldmark und neckte die Hirten und Forstarbeiter viel. Das Vieh leitete sie irre, und den Arbeitern verstreute sie das Arbeitszeug.

Einst brannte der sukower Schmied im Herbste auf dieser Horst Kohlen. Als er nun eines Morgens frühe beim Meiler stand und die Rauchlöcher verstopfte, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch. Er sahe auf und erblickte ein weißes Weib in fliegenden Haaren, ungewaschen und schweißtriefend bei sich vorüber laufen, und halblaut sprach er vor sich hin: „Doa is de oll Fru Wauer woll hinne.“ **)

Nach Augenblicken hörte er das Jagdgetöse, und eh er sich noch recht besann, war die wilde Jägerin mit ihrem Gefolge bei ihm.

*) „Nun frißt das Teufelszeug mir all den Teig auf.“

**) „Da ist die alte Frau Wauer wol hinter.“

„ „Heſt keen witt Wief ſeh'n?“ “ *) fragte ſie.

„Ja,“ ſagte zitternd der Schmied, „vör fief Minuten löpp hieer een vörbie, de harr ſick äwa noch nich kämmpt ora wuſchken.“ **)

Da ſtieg die wilde Jägerin ab vom Pferde, nahm ihr eigenes Waſſer, wuſch ſich darin und trocknete ſich mit ihrem langen Jagdgewande ab. Dann ſprang ſie wieder auf's Pferd, und fort ging's in wilder Haſt.

Nach einer Viertelſtunde kam ſie wieder zurück und hatte das weiße Weib als Jagdbeute vor ſich auf dem Pferde.

So iſt auch dieſes, und mit ihr wol das letzte weiße Weib von der wilden Jägerin gefangen worden.

Die wunderbare Pflanze auf dem Keulenberg bei Rodenkrug, zwiſchen Alt-Strelitz und Neu-Brandenburg.

An der alten Straße von Alt-Strelitz nach Neu-Brandenburg, etwa 1$^3/_4$ Meilen von erſterer Stadt entfernt, liegt, hoch und romantiſch in einer prächtigen Laubholzwaldung, der Zechow genannt, das Kruggehöft Rodenkrug. Häufig wird dieſer Ort von Freunden der Natur beſucht, um von hier aus den nahen Keulenberg, eine beträchtliche, ebenfalls mit Laubholz bewaldete Anhöhe, zu beſteigen und die weite und herrliche Ausſicht zu

*) „ „Haſt kein weißes Weib geſehen?“ “

**) „Ja, vor fünf Minuten lief hier eins vorbei, das hatte ſich aber noch nicht gekämmt oder gewaſchen.“

genießen, welche sich von seinem Gipfel den entzückten Blicken darbietet. Zur Erhöhung der Reize, wie auch zur größeren Bequemlichkeit der Besucher ist die eine Seite des Keulenberges mit allerlei Partien, Wegen und Gängen, Lauben und Beeten versehen worden, was den Aufenthalt daselbst um noch so viel schöner und angenehmer macht.

Früher sollen sich die eben erwähnten Anlagen auf der entgegengesetzten Seite des Berges befunden haben, dann aber verschüttet und hierher, nach ihrem jetzigen Orte, verlegt worden sein. Den Grund zu dieser Veränderung soll eine gar seltsame Pflanze gegeben haben, die alle Mittage auf einem Beete der alten Anlagen, einem sogenannten Rondel, aus der Erde hervorgeschossen und gleich darauf wieder verschwunden ist. Man erzählte mir also hierüber:

„Sobald es Mittags Zwölf zu schlagen begann, spaltete sich mit einem Male die Erde auf dem betreffenden Rondel, und eine schauerlich aussehende, distelartige Pflanze wuchs plötzlich und schnell daraus hervor. Diese Pflanze, Blume oder was es sonst gewesen sein mag, bildeten gleichsam zwei menschliche Arme mit ineinander gerungenen Händen, Alles aber, wie bei den Disteln, mit Stacheln besetzt; unten am Stiele des Gewächses erschienen außerdem noch zwei Menschenköpfe, die ebenfalls über und über mit Stacheln oder Dornen bedeckt waren, aber nie ganz aus der Erde wuchsen und somit nicht ordentlich zum Vorschein kamen. Mit dem letzten Schlage der Mittagsstunde zog sich die Pflanze schnell wieder in die Erde hinein und Alles war spurlos verschwunden."

Weit und breit war das Wunder von dem geisterhaften Erscheinen dieser sonderbaren Pflanze bekannt; Alt und Jung erzählte mit heimlichem Grauen vom Keulenberge und dem, was dort geschehe, und Jedermann vermied in die Nähe des

unheimlichen Rondels zu kommen, um nicht etwa auch Augenzeuge jener schauerlichen Erscheinung zu werden.

Ein Pächter und ein Pastor, die beide in der Nähe des Keulenberges wohnten und ebenfalls schon viel von der wunderbaren Pflanze gehört hatten, wollten sich einmal selbst überzeugen, was Wahres an der Sache sei. Sie fuhren deshalb, in Begleitung ihrer beiderseitigen Familien, eines schönen Sommervormittags so aus, daß sie kurz vor 12 Uhr am Orte waren, wo sie sich dann erwartungsvoll vor dem betreffenden Rondel aufstellen.

Mit dem ersten Schlage der Mittagsstunde zerborst die Erde und die Pflanze wuchs, wie sie bereits beschrieben, schnell hervor. Alle schauderten; der Pastor aber nahm gefaßt seinen Stock und fuhr damit über das wunderbare Gewächs hin und her, machte Kreuze darüber und besprach es, was aber keiner der Umstehenden verstehen konnte. Plötzlich jedoch fiel er ohnmächtig in die Arme des am nächsten bei ihm stehenden Pächtersohnes. Sein Stock war unten wie verkohlt, sein Arm aber, in welchem er denselben gehalten, war gelähmt und ist dies auch stets geblieben.

Bald nach dieser Begebenheit wurden die Anlagen verschüttet und nach der andern Seite des Berges, da wo sie sich jetzt befinden, hinverlegt.

Ueber den Ursprung der Wunderpflanze konnte ich nichts weiter ausfindig machen, als daß dort früher an ihrer Stelle ein Meuchelmord begangen sein soll. Ob sich dieselbe später wiedergezeigt, darüber konnte ich ebenfalls nichts Bestimmtes erfahren.

Wallenstein und der kühne Pferdehirte aus der Umgegend von Güstrow.

(Von C. F. E. Hahn, Organist zu Dargun.)

Als Wallenstein, der Herzog,
Im alten Wendenschlosse
Zu Güstrow residirte,
Ereignete sich seltsam
Die folgende Geschichte:
Ein Bursche, klug und kühnlich,
Der Pferdehut beflissen,
Lag unter freiem Himmel.
Ein Kornsack war sein Mantel,
Ein Strauch sein schirmend Obdach.
In Schlummer eingewieget,
Von manchem süßen Traume,
Schreckt plötzliches Geschrei ihn
In Mitten stiller Ruhe.
Der kecke Bursche richtet,
Von Mondesglanz begleitet,
Die Feueraugen beide
Zum düstern Nebelufer,
Und sieht im dicken Schlamme
Ein Hunden ähnlich Wesen.
Er schreitet hin und staunet,
Wie dort ein Fuchs getreten
In großen Hechtes Zähne
Mit seiner Vorderpfote;
Und beide wollen fliehen.
Doch Füchslein will nicht schwimmen,

Und Hecht mag nicht zu Lande,
Bis unser Bursch den Mantel
Mit gar gewalt'gen Kräften
Um beide Streiter windet
Und Huckepack fortträget,
Zum Herzog als Geschenke.

Vom Schlamm beschmutzt der Hirte
Steht vor dem Thor des Schlosses
Und fordert von der Wache,
Passiren ihn zu lassen.
Doch diese will nicht eher,
Bis er verspricht die Hälfte
Vom seltenen Präsente.
Auch bei der andern Wache
Muß er capituliren
Auf andere Halbparte;
Und sieht nun erst den Fürsten,
Der große Augen zeiget
Ob solchem Frühbesuche.
Spricht: „Gnäd'ger Herr, god'n Morgen;
Hie bring ick, wat Sei hebben
In Ehren ganzen Lävend
Noch nümme woll gesehen!" *)

Auf Fürst's Befehle schüttet
Der dreiste Bursch den Sack aus.
Und muß sodann erzählen,
Wie es sich zugetragen

*) „Gnädiger Herr, guten Morgen; hier bringe ich, was Sie haben in Ihrem ganzen Leben noch nimmer wol gesehen!"

Mit beiden der Gefangnen.
Der Fürst erlaubt dem Hirten
Sich Gnade auszubitten,
Und dieser, hocherfreuet,
Verlangt nur funfzig Hiebe
Mit einem derben Reetstock.
Nachdem der Fürst erfraget
Den Grund der seltnen Bitte,
Befiehlt er einem Diener
Die Wachen abzulohnen
Mit fünf und zwanzig Derben,
Die sie noch lange fühlten,
Als Hälfte vom Präsente.

Doch unser Pferdehirte,
Der ward dem Herzog lieber;
Er klingelt — und es brachte
Ein Kammerfräulein zierlich
Waschwasser und ein Handtuch,
Damit das schlammbetriefte
Gesichte unsers Hirten
Sich besser kenntlich zeige.
Nachdem er sich gereinigt
Und an dem Tuch getrocknet,
Das über beiden Schultern
Der Kammerjungfer schwebte,
Sollt' ihm noch eine Bitte
Mildigst gestattet werden.
Da fleht er um den Nagel,
Woran das Handtuch hange.
Und Wallenstein gewähret

Lächelnd auch diese Bitte,
Und stellt den dreisten Hirten
Bald unter seine Krieger,
Wo er als Leutnant kämpfte
Und manchen Sieg errungen.

Die sogenannte Speisekammer auf der Feldmark von Brunshaupten bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Das an der Ostsee liegende Drittel von Brunshaupten, gewöhnlich Unterhagen genannt, haben meistens Kossaten, Häusler und Fischer inne.

Unterhagen hat so sein Eigenthümliches für sich und man hat dort sogar noch mit den Hexen, Spuken rc. oft seine liebe Noth. Und es passirt da auch wirklich manches Merkwürdige.

Ich glaube selbst, daß es dort mitunter nicht ganz richtig ist; denn noch an dem Abende, als mir daselbst die hier folgende Geschichte erzählt wurde, erging es mir noch recht schlecht.

Es war etwa zwischen 9 und 10 Uhr, als ich wieder nach Hause machte. Ein sanfter Regen fiel vom Himmel und die Dunkelheit ließ mir den Pfad nur sehr wenig erkennen. Kaum war ich einige hundert Schritte gegangen, plumps! da lag ich, wahrscheinlich in einem Graben, und fühlte sofort, daß ich bis über die Kniee naß war.

„Das ging ganz richtig zu!" sagt man mir, und ich glaube

das doch nicht; denn ich meine, dort ist nicht einmal ein Graben, und wiederum, es war nicht in der Spukstunde.

Nun, dem sei wie ihm wolle; ich freue mich, daß ich, ohne weiter Schaden zu nehmen, davon gekommen bin. Die vorhin angedeutete und hier folgende Geschichte redet aber deutlicher von einem Spuk.

Zwei Leute aus Unterhagen zogen eines Tages ihre langen Furchen mit dem Haken um einen Hügel, dessen eine steile Seite gewöhnlich „die Speisekammer" genannt wird. Daß es an diesem Orte allemal nicht recht geheuer sein soll, ist Allen wohl bekannt, die dort zu schaffen haben, und hält sich besonders zur Mittagszeit zwischen 12 und 1 Uhr nicht gern Jemand in der Nähe auf. Auch unsere Häker wissen das und horchen emsig, damit der Ton der Betglocke ihren Ohren nicht entwische.

„Hören wir den ersten Klang der Glocke, so fangen wir an auszuspannen," sagen sie sich einander, „und dann sind wir mit dem Dreifaltigkeitsklange zu Pferde." *)

Trotzdem hatten sie die Glocke diesmal doch nicht gehört.

Eben kommt der Eine nach der „Speisekammer", da verbreitet sich dort ein gar lieblicher Geruch, wie von schönen Speisen herkommend.

„Ach," ruft er dem Andern zu, „hier riecht's nach prächtigem Essen, davon mögte ich wol Etwas haben!" Er blickte dabei nach dem Ort, woher der Geruch kam, und siehe, da steht eine Schüssel mit appetitlicher Speise und zwei Löffel darinnen.

Der andere Häker kommt auf den Ruf des ersten herbei. Beide stehen voll Staunen und betrachten das dampfende Es-

*) Die Betglocke wird nämlich in Brunshaupten zu Mittag zwölfmal angeschlagen.

sen, bis sie sich endlich durch den lieblichen Geruch desselben einladen lassen, die Schüssel bis auf den Grund zu leeren.

Nach gehaltener Mahlzeit sprach der Eine sein „Danke!“ und legte einen Schilling in die Schüssel; der Andere aber, ein roher Mensch, nahm den Schilling heimlich wieder heraus und verunreinigte dieselbe noch obendrein.

Der Undankbare aber entging seiner Strafe nicht. Von Tag zu Tag wurde er kränker und elender, und wie die Tage vergingen, so schwand auch seine Lebenskraft, und er trocknete so zu sagen bei lebendigem Leibe zusammen.

Der Dankbare dagegen genoß nicht allein Gesundheit und Frohsinn, sondern wurde mehr und mehr reicher an irdischen und himmlischen Gütern.

Wie die Mützermühle bei Parchim ihren Namen erhalten, und die weisse Dame daselbst.

(Von H. H. zu Berlin.)

I.

Dort, wo östlich von Parchim die Tannen- und Buchenwaldungen durch eine größere Ackerfläche unterbrochen werden, liegt im stillen Wiesenthale, beiderseits von Hügeln eingeschlossen, eine einsame Mühle an dem Ufer eines sich langsam in manchen malerischen Windungen unter Gebüsch und Wiesenblumen dahinschlängelnden Baches. So nahe treten die Ausläufer der durch Mecklenburg sich hinziehenden Hügelkette an

die bescheidenen Gebäude heran, daß man keine Ahnung von diesem Wohnorte hat, ehe man nicht nahe davor, aus dem Walde heraustretend, von den Hügeln hinab ins Thal sieht.

Wer ein Freund ist von der zauberischen Wirkung einsamer Orte des Waldes, dort wo unter frischgrünenden Bäumen der wandernde Botaniker die mannigfaltigsten Kinder der Natur findet, wo das Rauschen der Schritte im vorjährigen Laube nur durch die melodischen Töne der befiederten Waldbewohner unterbrochen wird, der sucht gern die Gegend auf, in der jene Mühle, langsam klappernd, durch den bescheidenen Bach am großen Wasserrade getrieben wird. Zwölf Jahre der Wohnsitz meiner Eltern, knüpfen sich an dieselbe meine Jugenderinnerungen, von denen noch manche nicht verklungen ist.

In vergangenen Zeiten, von denen die Chronik nur in der mündlich überlieferten Sage spricht, lebte dort eine Frau als Besitzerin der Mühle, die so sehr von der Gewohnheit beherrscht war, daß sie unter Anderm ungern eine neue Mütze — Haube — aufsetzte. In ihren alten Tagen war dies in noch größerem Maße der Fall, und fast kam die allbekannte Mütze nicht mehr von ihrem grauen Kopfe, sodaß man schon bei ihren Lebzeiten wol „Frau Mütz" sagte. Und als nun der Nachfolger dies wichtige Erbstück, an dessen Aufbewahrung sich der Glaube eines schirmenden Kleinods knüpfte — nach anderen Berichten, aus Spott — in seiner Mühle aufgehangen oder viel mehr festgenagelt hatte, konnte es nicht fehlen, daß der Name „Mütz" oder „Mützermühle" allgemein geltend wurde.

II.

In welchem Zusammenhange die Erscheinung der weißen

Dame in Tannenwalde, unfern von dieser Mühle, mit der alten Frau „Mütz" zu bringen ist, wird nie klar ausgesprochen, oder doch sehr verschieden gedeutet.

Schon lange hörte ich als Knabe von der Erscheinung, die sich zwar selten, aber einzelnen Personen um so bestimmter, gezeigt haben sollte. Das jugendliche Gemüth ist viel zu empfänglich für dergleichen Geistergeschichten, als daß dem Schreiber Dieses nicht die Hacken hätten etwas kurz werden sollen, wenn er, von der parchimschen Schule heimkehrend, bisweilen in der Dämmerung oder Dunkelheit den bestimmten Ort passiren mußte.

Dieser heimliche Schauder sollte noch mehr Nahrung finden, als ich, etwa 14 Jahre alt, unsern bejahrten Gesellen bewog, als Augenzeuge mir zu sagen, was wahr an der Sage sei. Mich endlich still bei Seite nehmend begann er sichtlich ergriffen und mit gedämpfter Stimme:

„Ich kehrte eines Abends in der zwölften Stunde mit dem nun schon verstorbenen Jäger N. aus Parchim zurück. Unsere Unterhaltung bildeten Geistersagen, an die wir Beide damals nicht glaubten. In der Mitte jenes breiten Fußsteiges, der gerade auf die kleine aufgeworfene Erhöhung an den dichten jungen Tannen hinführt, wo der Sage nach die weiße Dame erscheint, machten wir Halt, um unsere Pfeifen wieder neu anzuzünden. Wer malt aber unsern bangen Schreck, als wir, wieder uns vorwärts wendend, die Erscheinung in geringer Ferne sehen! —

Guten Gewissens und selbander beschlossen wir uns näher zu überzeugen, ob auch Gesichtstäuschung unsern aufgeregten Sinnen etwas erscheinen ließe, das nicht vorhanden. Näher und näher rückend erkannten wir mit geöffneten Augen, aber beklommenem Herzen, immer deutlicher die schlanke, weiße,

jugendliche Gestalt mit langem, aufgelöstem Haar, einen Gürtel um die Hüften, uns fest ansehend, wie auch wir kein Auge abwenden mogten. Kaum waren wir noch 10 Schritte entfernt, einen Augenblick zaudernd bei der Ueberlegung, ob wir noch weiter vorrücken sollten, als die weiße Dame unserm Gelüste dadurch ein Endziel setzte, daß sie, kurz sich umwendend, einige Schritte in das Dickicht ging und — verschwand.

Uns umfing ein unheimlich Gefühl; wir verdoppelten unsere Schritte und zeigten keine Neugierde mehr, und nie werde ich diesen Ort wieder in der Dunkelheit passiren."

So schloß er mit einem Ausdruck, an dem man die Wahrheit des wirklich Erlebten merkte; und das kann ich bezeugen, nie hat dieser Mann bei nächtlicher Stunde jenen Ort wieder betreten; entweder er kam, wenn er nach jener Richtung hin ausgegangen war, Abends früh nach Hause, oder er blieb bis zum nächsten Morgen fort.

Der unvollendete Teufelsdamm durch den duckwitzer See bei Tessin.

(Von G. F. C. **Neumann** zu Röbel.)

Zur Zeit, als noch der Teufel in Menschengestalt auf Erden einhergehen durfte, da lebte einmal zu Hof Duckwitz bei Tessin ein Schäfer, der immer gar mürrisch und verdrießlich war, wenn er seine Schafweide jenseit des auf der duckwitzer Feldmark gelegenen Sees hatte. Er mußte dann mit seiner Heerde den ganzen See umtreiben, und das war ein weiter und

beschwerlicher Weg. Daher wünschte er denn nichts sehnlicher, als einen Damm durch den See.

Eines Tages, als er auch den weiten Weg mit seinen Schafen machte, stützte er sich verdrießlich auf seinen Schäferstock und blickte sehnsuchtsvoll nach dem jenseitigen Ufer des Wassers hinüber. Da gesellte sich ein kleines Männchen zu ihm und fragte: „Was giebt's da zu sehen?"

„„Ach,"" entgegnete der Schäfer, „„ich bin verdrießlich, daß die Weide so weit entfernt ist und kein Weg durch den See geht, was ich wol schon hundert Mal gewünscht habe.""

Der Fremde sagte: „Wenn's weiter nichts ist, dazu will ich Dir verhelfen; als Lohn dafür giebst Du mir Deine Seele."

Der Schäfer erschrak nicht wenig, denn er war nun nicht mehr im Zweifel darüber, mit wem er es zu thun habe. Ein so großes Opfer für die Erfüllung seines so lange gehegten Wunsches zu bringen, war ihm doch zu viel. Darum brach er das Gespräch ab und ging seines Weges weiter.

Der Teufel weicht aber nicht sobald. Am folgenden Morgen stellte er sich wieder ein und verhandelte mit dem Schäfer, aber ohne Erfolg. Am dritten Morgen, als der Böse sich wieder zu ihm gesellte und ihm garzu süße Lockspeisen vorhielt, konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen und versprach dem Teufel seine Seele, wogegen dieser sich verpflichtete, am nächsten Morgen den Weg fertig zu haben, wenn des Schäfers Hahn zum ersten Male krähen werde.

Der arme Schafhirte bereuete es bald, so voreilig gehandelt zu haben. Gern hätte er sein Wort wieder zurückgenommen, aber der Teufel ließ sich nicht sehen. Traurig und verzagt kam er am Abend nach Hause, und das Abendbrod, das sonst seine Hauptmahlzeit war, wollte ihm gar nicht munden.

Seine Frau, die bald merkte, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, fragte nach der Ursache seiner Bekümmerniß und erfuhr dann auch Alles. Sie versuchte ihren Mann zu trösten, indem sie schon für ein gutes Ende sorgen und dem Teufel einen Strich durch die Rechnung machen wolle.

Inzwischen war es 10 Uhr geworden. Der Schäfer hatte sich zu Bette begeben, aber kein Schlaf wollte seine Augen schließen; die Frau saß noch beim Schein der Lampe und verrichtete ihre häuslichen Arbeiten. Da wurde es ein Getöse und Gewimmel in der Luft, als wenn die wilde Jagd vorüber zieht. Es war der Teufel mit seinen dienstbaren Geistern, die sich daran machten, den Weg durch den See zu karren.

So wie der Zeiger der Uhr weiter rückte, steigerte sich auch die Angst des Schäfers. Als es Zwei schlug, glaubte er seine Seele für verloren und brach in lautes Jammern und Wehklagen aus. Aber siehe da! Der Hahn krähete, und die höllischen Geister verschwanden. Sie hatten nur dreiviertel des Weges fertig gekriegt und mußten ohne Lohn davon gehen.

So war also der Schäfer gerettet, und das hatte er seiner Frau zu verdanken. Diese hatte nämlich ihren Hahn so abgerichtet, daß er des Morgens beim Füttern jedesmal krähte und hatte sie sich nun an diesem Morgen um 2 Uhr in den Hühnerstall begeben und ihm sein Futter verabreicht.

Der nicht fertig gewordene Weg durch den buckwitzer See ist längst versunken; die Stelle aber, wo der Teufel und seine Gesellen die dazu erforderliche Erde weggenommen haben, wird noch heutigen Tages gezeigt.

Peter Pück, der dienstbare Geist des ehemaligen Klosters zu Schwerin.

Da, wo sich jetzt zu Schwerin das wahrhaft herrliche, im edelsten griechischen Style erbaute großherzogliche Collegiengebäude erhebt, stand ehedem das alte, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründete und nach der Reformation wieder aufgehobene Franziskaner-Mönchskloster, mit seiner schönen Kirche und seinen sonstigen umfangreichen Gebäuden. Jetzt ist von demselben nichts mehr vorhanden; nur die hinter dem Collegiengebäude befindliche Straße erinnert noch durch ihren Namen — Klosterstraße — an die Vergangenheit.

Gleich wie das schweriner Schloß seinen dienstbaren Geist, das Petermännchen *), besaß und noch besitzen soll, so hat auch in früheren Zeiten einmal das alte Kloster einen ähnlichen Geist, den Peter Pück oder Puck, gehabt, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser nicht wie jener durchaus guten und edlen Charakters, sondern einer von jenen bösen Teufelsgeistern war, die nur darauf ausgehen, den Menschen zu schaden, sie zu verderben und ihre Seelen wo möglich der Hölle zuzuführen.

Doch hören wir jetzt, was uns die Sage über diesen Geist Pück Alles zu erzählen weiß:

Als einmal zwei Mönche des schweriner Klosters von einer Amtsreise nach Lübeck wieder heimkehrten, verirrten sie unterwegs und kamen endlich spät Abends auf dem Hofe Klein-Brütz an, wo sie bei dem damaligen Besitzer, einem Herrn von Halberstadt, gastliche Aufnahme fanden.

*) Siehe Seite 206 bis 225 des zweiten Bandes.

Nachdem die beiden Geistlichen ihren Hunger und Durst hinlänglich gestillt, ließ ihr freundlicher Wirth sie nach der Kammer bringen, wo für die Müden ein Paar weiche Betten hergerichtet waren. In dieser Kammer aber hausete hauptsächlich seit einiger Zeit ein böser Geist, welcher den Leuten im Hause Tag und Nacht so zusetzte und neckte, daß sie selten ruhig schlafen konnten. Der Herr von Halberstadt wollte nun einmal sehen, ob der böse Geist auch wol die beiden frommen Leute zu stören wagen werde, und ob er vielleicht nicht gar durch sie von dieser wahren Hauspein befreit werden würde; deshalb hatte er ihnen denn diese Kammer zum Schlafgemach anweisen lassen.

Die beiden Mönche, herzlich müde von den Strapazen der Reise, verrichteten hier angekommen zuerst ihr Gebet, dann aber eilten sie schnell in die Federn und waren auch bald sanft eingeschlummert. Nicht lange aber hatten sie geschlafen, als sich auch schon der böse Geist einstellte und auf das Unbarmherzigste über die frommen Väter herfiel. Mit größter Geschwindigkeit warf er ihnen das Lager um, dann richtete er es ebenso schnell wieder auf, daß sie bald unter, bald auf dem Bette, und dann wieder mit den Füßen zum Kopfende desselben lagen ꝛc.

Natürlich verdroß eine solche Behandlung die geistlichen Herren nicht wenig, deshalb bedrohete der ältere, der auch zugleich Vorsteher seines Klosters war, den bösen Geist und sprach: „Laß uns zufrieden, schlechter Geselle, denn wir sind nicht in Deiner Gewalt, und Du hast keine Macht über uns; versuche Deinen Handel, wo Du willst, uns aber vergönne zu ruhen!"

Der Schalk von Geist achtete aber nicht hierauf, sondern kam nach kurzer Zeit wieder und beunruhigte die Mönche aufs Neue. Da

nahm der Pater von vorhin abermals das Wort und sprach also begütigend zu ihm: „Oh halte doch Frieden, mein guter Freund, und höre auf uns beschwerlich zu sein, ich bitte Dich darum!"

Jetzt, da der Geist diese Worte gehört und von dem Klostervorsteher nun gar als guter Freund angeredet worden war, antwortete er: „„Wenn Du mich zu Deinem Diener miethen willst, so will ich Dein und Deiner Brüder unverdrossener und williger Knecht sein."“

Um endlich den lästigen Geist los zu werden und Ruhe vor ihm zu bekommen, ging der Pater scheinbar auf sein Anerbieten ein und erwiederte: „Für diesmal laß es gut sein, doch willst Du mir und meinen Brüdern dienen, so will ich Dich für das Kloster miethen; was aber verlangst Du als Lohn dafür?"

Als der Geist dieses vernommen, da wurde er gar fröhlich ob seines neuen Herren und sprach: „„Du sollst mir für meine getreuen Dienste einen Rock von allerhand Farben und über und über mit Glocken besetzt zum Lohne geben, und mir denselben bis zur abgelaufenen Dienstzeit aufbewahren."“

Dies versprach denn auch der Klostervorsteher thun zu wollen, worauf der Geist ihm und seinem Genossen sogleich selbst das Bett wieder zurecht machte, damit sie desto besser und in Frieden schlafen könnten.

Sobald es Morgen geworden, erschien der Geist wieder bei den Mönchen und sagte zu dem älteren, daß er, da er ihn diese Nacht gemiethet, nun sein treuer Knecht sei und deshalb anfrage, ob sie nun weiter ziehen, oder hier noch etwas rasten wollten.

Der Pater antwortete ihm, daß er und sein Genosse bald aufbrechen werde, um gegen Mittag im Kloster zu Schwerin wieder anzulangen; er — der Geist — aber solle nur seiner Wege ziehen, denn er begehre seine Gesellschaft nicht.

Nachdem die Mönche hierauf in das Wohnzimmer gegangen waren, fragte sie der Herr von Halberstadt, ob sie auch eine gute und ruhige Nacht gehabt hätten.

Der Klostervorsteher erzählte ihm hierauf, wie es ihnen mit dem Geiste ergangen, und daß er denselben, um Ruhe zu bekommen, endlich nur für sein Kloster zu Schwerin hätte miethen müssen.

Der Herr von Halberstadt war nicht wenig über diese Nachricht erfreut, und dankte den Geistlichen für die ihm hierdurch erzeigte Wohlthat, indem er und sein Haus nun ja von diesem lästigen Plagegeist befreit wurde.

Als der Klostervorsteher und sein Gefährte in den Wagen gestiegen war, um heim nach Schwerin zu fahren, saß der Geist in Gestalt eines Affen auf dem einen Thorflügel des brützer Hofes und rief: „„Herr, jetzt will ich mit Euch reisen, denn ich bin Euer Knecht!““

Der Pater aber antwortete ihm, er solle nach dem Kloster wandern und das Mittagsmahl anrichten lassen, worauf sich der Geist sofort erhob und in's Kloster eilte. Hier trieb er den Koch wiederholt an, das Essen zu bereiten, was dieser auch that; denn er fürchtete sich, indem Jemand mit ihm redete, den er doch nicht sehen konnte.

Glücklich erreichten die beiden Mönche Schwerin, wo ihrer auch schon der Geist wartete. Auf dem Thore vor der Stadt, welches früher auf dieser Seite der Schweineburg stand, erschien er mit zwei vollen kupfernen Kannen und sprach: „„Beliebt's Euch nicht mit mir zu trinken?““

Der Klostervorsteher wurde hierüber sehr betrübt und ihn reuete, daß er diesen Geist zum Knecht gemiethet, der vielleicht sowol gegen ihn, als auch gegen seine Klosterbrüder Böses im Sinne hatte, worüber er dann später einem Höheren

Rede und Antwort geben mußte. Doch es war geschehen, und so beruhigte sich denn der gute Pater auch bald wieder und antwortete dem Geiste: „Wir sind noch nüchtern, guter Freund, uns beliebt noch nicht zu trinken.“

Wie nun die geistlichen Herren bald hiernach in den Klosterhof einfuhren, war der Geist auch hier wieder der Erste, der ihnen entgegen lief und sie auf's Freundlichste bewillkommte.

Nach beendigter Mittagstafel aber trat der Geist zu dem Klostervorsteher und redete also zu ihm: „„Herr, Ihr habt mir einen bunten Rock aus allerlei Tuch und voller Glocken versprochen, ich bitte, daß Ihr denselben sogleich machen laßt, ihn dann verwahrt und mir aufhebt bis zu gelegener Zeit, denn sonst sollt Ihr keinen Frieden mit mir haben. So Ihr aber Euer Versprechen haltet, will ich Euer treuer Diener sein und alle Eure Arbeit verrichten. Saget mir jetzt, was ich Alles thun soll?““

Da antwortete der Pater: „Wenn es Dir beliebt, will ich, daß Du die Klosterbrüder um Mitternacht zur Mette*) weckest; aber Du darfst keinem derselben etwas Böses thun!“

Der Geist erklärte sich hierzu bereit und fügte hinzu: „„Ihr habt mir ein gutes Amt übertragen, welches ich um so pünktlicher vollführen werde, da ich niemals schlafe. Was aber soll ich noch mehr thun?““ fragte der Geist weiter.

„Du sollst“, sagte der Pater, „ferner das Amt einer Wäscherin in der Klosterküche übernehmen, alles Geräth, die Töpfe und Schüsseln putzen und reinigen und was dort sonst noch weiter zu thun ist verrichten. Und endlich will ich noch, daß Du sämmtlichen Brüdern des Klosters dienst, aber ohne jeglichen Schaden.

*) Nachtmesse, katholischer Frühgottesdienst.

Der Geist Peter Pück gelobte dies Alles getreulich zu thun, und hat auch redlich Wort gehalten.

Nun trug es sich zu, daß das Kloster von einer großen Feuersbrunst heimgesucht wurde. Alsbald schritt man zum Wiederaufbaue der niedergebrannten Gebäude; der Klostervorsteher aber reisete dieserhalb zu einem benachbarten, reichbegüterten Edelmann und bat ihn, seinem Kloster mit einigen Balken und anderem Holze, dessen er genug besaß, behüflich zu sein.

Schon schien der Edelmann das Gesuch des Paters erfüllen zu wollen, als dieser schnell das Wort wieder nahm und listiger Weise sagte: „Ich habe einen tüchtigen Knecht, der soll diese Nacht noch kommen und das erbetene Holz fällen!"

Der Edelmann erwiederte hierauf, daß die Arbeit des einen Knechtes wenig anschlagen werde, er solle also nur mehr Leute schicken.

Der Pater aber versicherte, daß man deren nicht mehr brauche, der eine Knecht werde schon allein besorgen, was nöthig sei.

Der Geist Pück stürzte nun in derselben Nacht eine solche Menge Bäume zur Erde, daß der Edelmann, als er am andern Morgen nach seinem Walde kam, zornig ausrief: „„Wer ist so böse und verwegen gewesen, mir in einer Nacht so viel Holz niederzufällen?""

Unterdessen langten der Klostervorsteher und sein Knecht Peter Pück mit vielen Wagen an, um das Holz fortzuführen. Als dies der Edelmann sah, wurde er noch unwilliger und sprach: „„Vater, was ist das? Warum habt Ihr aus eigener Macht und Gewalt soviel Holz zur Erde stürzen lassen?""

Der kluge Pater antwortete: „Gestrenger Herr, Ihr habt mir bewilliget, so viel Holz dem Kloster schenken zu wollen, als mein einer Knecht in einer Nacht fällen könne, und dies ist jetzt geschehen!"

Der Edelmann entgegnete aber: „„Nicht also, ehrwürdiger Vater, denn obwol ich zuvor meine Bewilligung hierzu gegeben, so will ich doch, daß Ihr nur einen Theil des gefällten Holzes fortfahren lasset, der andere Theil aber mir verbleibe.““

Da begehrte der schlaue Klostervorsteher noch eine Bitte und sprach also zum Edelmanne: „Gestrenger Herr, so es Euch gefällig ist, gestattet mir noch die Bitte, meinem Kloster nämlich nur soviel Holz schenken zu wollen, als mein Knecht auf einmal fortschaffen kann.“

Als nun der Edelmann dieses zugestanden hatte, war sogleich der Pück bei der Hand, raffte mit Blitzesschnelle alle die von ihm gefällten Bäume zusammen, erhob sich zum Erstaunen Aller damit in die Lüfte und eilte von dannen.

Da dies der Edelman sah, daß er also hintergangen war, rief er entsetzt: „„Ich hätte nie geglaubt, daß ein Knecht soviel Holz wegbringen könnte; es ist ein unsauberer Geist, der thut es durch seinen Knecht!““

Dieses und noch viel Anderes mehr wird von dem Pück erzählt, der über 30 Jahre als Knecht im Dienste des schweriner Klosters stand. Als er endlich seine Dienstzeit vollendet, wartete er auf das letzte Stündlein eines Domherrn, welcher durch einen schnellen Tod aus diesem Leben schied. Knecht Pück kam nun vor des Vorstehers Thür, klopfte mit Ungestüm an und forderte seinen Rock, der ihm auf seinen Wunsch bis jetzt verwahrt worden war.

Der Pater, argwöhnisch über des Geistes plötzliches Fortwollen, ahnete nichts Gutes und fragte ihn deshalb: „Was hast Du für eine That gegen meine Brüder begangen, daß Du uns so eilig verlassen willst? Ich fürchte, daß Du etwas Böses vollführet hast!“

„„Vater, es ist keinem Deiner Brüder etwas Böses von

mir geschehen,"" antwortete der Pück, „„gieb mir daher den Rock, wofür ich Dir so lange treulich gedient!""

Als ihm hierauf der Pater den Rock hingegeben, zog er ihn an und erhob sich damit hoch in die Luft, so daß ein großes Getön entstand und der Glockenklang weit und breit gehöret wurde.

Die eine der beiden kupfernen Kannen hatte der Geist mit sich genommen, die andere aber dem Kloster hinterlassen, welche hier noch lange aufbewahret worden ist und allgemein unter dem Namen „der Pück" bekannt war.

Der Stein mit der ausgehauenen Hand auf dem Marktplatze zu Boitzenburg.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Der rechten Rathhauspumpe gegenüber liegt zu Boitzenburg auf dem Marktplatze, zwischen den ziemlich gleich großen Steinen des Straßenpflasters, ein Stein, der augenscheinlich seine Kameraden bedeutend an Größe übertrifft. Er ist oben flach, und die Leute sagen, auf der andern, nach unten gekehrten Seite sei eine Hand ausgehauen.

Ursprünglich — im alten Straßenpflaster nämlich — ist die jetzt untere Seite dieses Steines nach oben gekehrt gewesen, und wer nur die Augen offen gehabt hat, der hat sich die Hand ansehen können. Allein durch die Fußtritte der darüber Hinschreitenden und die Wagenräder ist die Hand bis auf drei Finger allmälich ausgetilgt.

Damit im neuen Steindamme die Hand nicht ganz verschwinde, sollen die klugen Steindämmer dem Steine eine umgekehrte Lage gegeben haben.

Vor vielen Jahren lebte am Marktplatze in Boitzenburg ein Rathsherr, bei dem ein bildschönes Mädchen im Dienste stand. Aber Schönheit ist nicht Tugend; und eines Tages hatte das Mädchen ein Kindlein geboren, das wol „Mutter", nicht aber „Vater" sagen konnte, auch nicht, wenn es erwachsen sein werde. Aber es hat auch nimmer „Mutter" gesagt, denn dieser graute vor der öffentlichen Schande, nicht aber vor einem schrecklichen Verbrechen; darum tödtete sie das arme Würmlein und suchte die Gebeine desselben im Ofen zu verbrennen.

Kein Menschenauge war Zeuge des Verbrechens, und die Mutter mogte sich schon der gelungenen That freuen. Da wurden die Gebeine des Kindleins selbst zu Anklägern der mütterlichen Unthat. Durch das Verbrennen derselben verbreitete sich durch das ganze Haus ein so unerträglicher Geruch, daß Jedermann im Hause in größter Eile Alles aufbot, die Ursache desselben zu entdecken.

Nach kurzem Suchen wurden die halbverkohlten Gebeine des Kindes aufgefunden.

Die Verbrecherin wurde des Mordes überführt und büßte die blutige That mit dem Leben. Auf dem Marktplatze fiel ihr Haupt unter dem Schwerte des Henkers.

Der Stein mit der Hand soll die Stätte bezeichnen, auf welcher die Mörderin verblutete.

Das Wahrzeichen am Steinthore zu Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Unsere Vorfahren hatten die löbliche Gewohnheit, irgend einen schönen sinnreichen Spruch, etwa einen Bibel- oder Liederverse, den sie sich zum Wahlspruche genommen, über die Pforte ihres Hauses zu schreiben. Hier, wo man täglich ein und aus geht, stand er mit großer, deutlicher Schrift, zum fortwährenden Gedächtniß und zu fruchtbringender Beherzigung. So versah man auch häufig öffentliche Gebäude, Kirchen, Schulen, Rathhäuser, Thore und dergleichen, bei denen viel Verkehr stattfand, mit passenden Sinnsprüchen und fügte nicht selten ein bedeutsames Sinnbild hinzu, um die Wahrheit des verzeichneten Spruches noch mehr zu veranschaulichen und zu verdeutlichen.

Daß man auch zu Rostock diese Gewohnheit hatte, bezeugt unter Andern das Steinthor daselbst. Dasselbe enthält an der innern und äußern Seite die Wappenschilder Rostock's und Mecklenburg's und trägt außerdem noch nach Innen die Inschrift: Sit intra te concordia et publica felicitas *). Ueber der Inschrift befindet sich dann noch das Brustbild eines Mannes, der gleich als zum Schutze mit der Linken einen runden Schild vor sich hält. Zu seinen Seiten steht endlich getheilt die Jahreszahl 1314.

Da das Steinthor erst im Jahre 1575 gebauet sein soll, so hat die vorhin erwähnte Jahreszahl hiermit gewiß nichts zu

*) In Deinen Mauern wohne Eintracht und staatliches — öffentliches — Wohlsein.

thun, vielmehr scheint sie sich nebst den übrigen Darstellungen auf die Beendigung des rungeschen Aufstandes, die Aussöhnung der Stadt mit Herzog Heinrich dem Löwen von Mecklenburg *) und die Wiederherstellung der alten Ordnung zu beziehen. Durch den Verrath des königlich dänischen Statthalters zu Rostock, Hermann von Glöden oder Klödt, gelang es nämlich dem Herzoge die Stadt im Januar 1314 **) beim Steinthore zu überrumpeln und so die vorhin erwähnten Resultate zu erzielen. ***)

Die Sage erzählt über den Ursprung des obgedachten Brustbildes Folgendes:

Gegen das Jahr 1314 hatte Rostock, wie damals häufig, Krieg. Die Feinde hatten die Stadt schon lange und vergeblich belagert. Sie konnten sie nicht überwältigen, und auch das Aushungern wollte nicht recht gehen. Da nahm man zum Verrathe seine Zuflucht, und zwar war es einer der Bürgermeister, der sich durch das Gold der Fremden blenden ließ. Er beging das Bubenstück und überlieferte die Stadt, indem er ihre Blöße verrieth, den Feinden.

Die Sache war fein genug angelegt, kam aber doch an das Tageslicht. Und als nun die Rostocker nach außen hin Frieden hatten, ergriffen sie den Verräther und sperrten ihn ein.

Damals bestrafte man oft geringe Vergehen sehr hart; und so ist es leicht erklärlich, daß man hier nicht bloß hart,

*) Siehe Anmerkung Seite 164 des zweiten Bandes.

**) In diesem Jahre starb auch Fürst Nikolaus das Kind — Junker Klas — Herr zu Rostock, der letzte Sproß dieser mecklenburgischen Fürstenlinie. Er war mit in die erwähnten Weiterungen verwickelt und hatte sie vielleicht theilweise selbst veranlaßt.

***) Siehe Reinhold's Chronik der Stadt Rostock, Seite 12 bis 19.

sondern sogar grausam verfuhr. Man schleppte den Unglücklichen nach dem Mauerthurme unweit des Steinthores — hinter den Häusern an der neuen Wallstraße — und schloß ihn hier in schwebender Stellung vermittelst Hals-, Arm-, Brust- und Fußeisen also an, daß er nur die Hände zum Munde bewegen konnte. So quälte man ihn jämmerlich und langsam zu Tode; denn zur täglichen Nahrung ward ihm nur ein Schillingsbrod — Rundbrod — und ein wenig Wasser gereicht.

Das Bild soll hier dann späterhin zur Warnung für Jedermann angebracht sein, und will man an demselben auch die Hals- und Armeisen erkennen. Den Schild aber hält man für ein Abbild des Rundbrodes.'

Vom Huckeweib von Malchow, auf der Insel Pöl.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Zu Malchow, auf der Insel Pöl, wohnte einmal vor mehreren hundert Jahren eine Bauersfrau, die war wohl begütert. Aber ihr Herz neigte sich dem Geize zu, und jedes Mittel war ihr recht, wenn ihr Hab' und Gut sich nur dadurch vergrößerte. Da konnte es denn auch nicht anders sein, ihr Gesinde und Vieh hatten es recht schlecht. Knecht und Magd mußten vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten und erhielten so schlechte Kost, daß sie sich kaum zu sättigen vermogten. Das Vieh wurde übermäßig geschunden und erhielt nur selten sein Recht. Daher hielt's auch Niemand lange in diesem Hause aus; wer nicht davon lief, der wurde von ihr

fortgejagt. Verkaufte sie Milch, Butter, Eier oder Getreide, so suchte sie durch falsches Gewicht und Maß die Leute zu betrügen; ja es ging soweit, daß sie des Nachts heimlich in die Gärten der Nachbaren ging, um Gemüse oder Obst zu stehlen.

Diese Frau war kinderlos, hatte aber das kleine Mädchen ihrer verstorbenen Schwester zu sich genommen, doch nicht um nach Christenbrauch zu handeln, sondern um das Vermögen des Kindes an sich zu bringen. In der That hatte es die kleine Trine Anna auch zu schlecht. Unaufhörlich schalt die Tante mit ihr und bei dem geringsten Versehen, das die Kleine machte, setzte es der Mißhandlungen genug.

Geduldig erlitt das Mädchen Alles, was sollte sie auch dagegen machen, so sie doch keine Seele auf der weiten Welt hatte, die sich ihrer annehmen mögte. Desto brünstiger wandte sie aber ihre Augen nach dem blauen Himmel, zum lieben Gott, und bat Ihn, Er möge Sich ihrer erbarmen und zu einem Engel machen, damit sie doch wieder zur guten Mutter könnte.

Gott, der die Wittwen und Waisen nicht verläßt, sahe an die Noth der kleinen Trine Anna und rief sie zu Sich in den Himmel.

Die Bauersfrau freute sich deß gar sehr, nahm das Vermögen des Kindes und vergrub es in ihrem Keller. Vor Gericht betheuerte sie hoch und heilig, daß das verstorbene Mädchen kein Gut hinterlassen habe und verschwur sich, sie wolle keine Ruhe im Grabe haben, wenn sie unwahr geredet.

Als nun der Sensenmann kam zur Bauersfrau, da hätte sie gern ihr Unrecht wieder gut gemacht, allein es war zu spät. Und wie sie geschworen hatte, so geschah es. Sie wurde wol in's Grab gesenkt, fand aber die Ruhe nicht. Des Nachts spukte sie in ihrem Hause, namentlich trieb sie ihr Unwesen im Keller, wo sie das Geld ihrer Nichte vergraben hatte.

Einst kam ein frommer Mann in das Haus und hörte von dem Spuk, der durch sein Rumoren alle Bewohner des Hauses beunruhigte. Des Nachts ging er in den Keller und sprach zum Geiste: „Hebe Dich weg aus diesem Hause und suche die Ruhe! Du wirst sie finden, aber nicht eher, bis Du zur Kirche gekommen bist. Damit Du aber lange zu büßen hast für Deine Sünden, so sollst Du alle Jahre nur einen Hahnenschritt vorwärts kommen. Findet sich aber ein frommer Mensch, der Dich weiter tragen will, so soll Dir das angerechnet werden."

Wol verschwand nun der Geist der Bauersfrau aus dem Hause, aber auf dem Wege nach Kirchdorf erschien sie des Nachts jedem Menschen und bat: „Nimm mie Huckepack, un träg mie na de Kark!" *)

Nach vielen Jahren ging eines Nachts ein frommer Tagelöhner des Weges, der wollte zum Seelsorger, denn seine todtkranke Mutter begehrte des heiligen Abendmahles. Als er nun nach der Stelle kommt, wo die Wege von Malchow, Kirchdorf und Nieudorf sich kreuzen, da sah er an der Grabenborte ein Weib sitzen, die schrie: „Lat mie Huckepack sitten!" **)

„ „In Gottes Namen!" " sprach der Tagelöhner, nahm sie auf seinen Rücken und trug sie bis zum „Hostdurn", einem Hohlweg, der mit Kreuzdorn zu beiden Seiten bewachsen ist, dicht vor Kirchdorf.

Da hat sie denn lange gesessen und des Nachts, so Jemand vorüber ging, immer gebeten: „Lat mie Huckepack sitten."

---

*) „Nimm mich Huckepack, und trag mich nach der Kirche!"

**) „Laß mich Huckepack sitzen!"

Allein es hat sich nie eine mitleidige Seele dazu wieder finden wollen.

Ob jetzt das Huckeweib, wie sie genannt wird, schon die Ruhe im Grabe gefunden hat, oder ob sie noch manchen Hahnenschritt wandern muß, wer mag das wissen? Ihrem Ziele ist sie indeß sicherlich näher gekommen.

Der Riesenstein auf dem Gotteskampe bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Wenn man zu Woldegk aus dem Neuthor geht und seinen Weg rechts hinter den Gärten weg nimmt, so kommt man über den sogenannten Gotteskamp, auf dem eine Windmühle steht.

In der Nähe dieser Mühle befand sich vor nicht langer Zeit noch ein gewaltig großer Stein, den der Sage nach auch der Riese von den helpter Bergen*) auf den Thurm der woldegker Kirche habe werfen wollen, der aber über denselben weggeflogen und hier niedergefallen sei. Die Obertheile der Hand mit den fünf Fingern des Riesen waren deutlich auf dem Steine abgedrückt.

In neuester Zeit ist dieser Stein ein Opfer des Sprengpulvers geworden; früher mag er vielleicht ein heidnischer Opferstein gewesen sein.

*) Siehe Seite 96 dieses Bandes.

Der Zimmermannsberg bei Wesenberg.

In alten Zeiten war Wesenberg recht stark befestiget; auch befand sich dort eine nicht minder feste fürstliche Burg, die in Sumpf und Wasser auf einem künstlich aufgeschütteten Hügel dicht vor der Stadt lag.

Von den Mauern und doppelten Wällen, welche ehemals Wesenberg umgürteten, sind jetzt nur noch wenige Spuren vorhanden; von der Feste aber existiren, außer manchen Ueberbleibseln von Wällen und Gräben, namentlich noch ein wol an 50 und mehr Fuß hoher Wartethurm, der „Fangelthurm“ genannt, sowie die Reste eines anderen alten Burggebäudes, worin jetzt der fürstliche Pachtfischer wohnt.

Auch Wesenberg — das eine Zeit hindurch, von 1276 bis ungefähr 1352 den Markgrafen von Brandenburg gehörte, später aber verschiedenen adeligen Geschlechtern, theils verpfändet, oder gar verkauft war, bis es endlich wieder im Jahre 1458 in den vollständigen Besitz seines angestammten alten Fürstenhauses Mecklenburg kam, worin es darnach denn auch immer verblieben ist — hatte früher, wie es in damaligen Zeiten ja so häufig zu geschehen pflegte, mancherlei Fehden und Kriege zu bestehen.

Als nun wieder einmal ein solcher mit besonderer Ausdauer und Hartnäckigkeit gegen dasselbe geführt wurde, und Stadt und Burg sich auch jetzt wieder, wie immer, auf das Tapferste vertheidigte, gelang es dem Feinde, einen Einwohner Wesenbergs, Zimmermann mit Namen, zu bestechen und ihn durch eine große Summe Geldes zum Verrathe seiner Vaterstadt zu bewegen.

Dieser Zimmermann zeigte, nachdem er seinen Judaslohn

empfangen, den Feinden die heimlichen Wege und Zugänge der Feste und entdeckte ihnen ihre Schwächen und Blößen; worauf denn schon in der folgenden Nacht Wesenberg überrumpelt wurde und in Besitz seiner Belagerer gelangte.

Furchtbar wütheten diese hier; viele Einwohner wurden erschlagen, ihre Häuser verwüstet und ausgeraubt. Als endlich der grimmige Feind wieder abgezogen, glich Wesenberg einem Trümmerhaufen, zwischen dem sich nur noch wenige Menschen bewegten; alle andern hatte das Schwert des Feindes, Noth und Elend hinweggerafft. *)

Lange Jahre hiernach lag noch ein großer Theil der Stadt verödet da, so daß aus den Fenstern eines Hauses am Thor sogar schon hohe Bäume wuchsen; und lange währte es, ehe Wesenberg sich von all diesen Kriegsdrangsalen etwas erholt und seine Einwohnerzahl wieder die frühere Höhe erreicht hatte.

Der schändliche Verräther aber sollte seiner wohlverdienten Strafe nicht entgehen. Als der Feind aus dem Lande und nicht mehr zu fürchten war, drangen die übriggebliebenen Bürger plötzlich in des Elenden Wohnung. Zimmermann

*) Wann diese schreckliche Eroberung Wesenbergs eigentlich stattgefunden hat, weiß Niemand recht zu sagen, da bei dem großem Brande am 18. März 1681, wodurch fast die ganze Stadt in Asche gelegt wurde, auch ihre sämmtlichen Urkunden verloren gegangen sind, von denen jetzt nur noch einzelne unvollkommene Abschriften existiren. Einige wollen nun zwar behaupten, daß Wesenberg während des dreißigjährigen Krieges durch Tilly belagert und eingenommen ist, und daß eben hiermit die erzählte Eroberung gemeint sein solle — soviel mir bekannt, ist Tilly nie nach Wesenberg gekommen, wol aber hat er das nahe Neubrandenburg am 8. März 1631 erstürmt und arg darin gewüthet, und ist dies vielleicht nun nur eine bloße Verwechselung hiermit. — Andere hingegen sagen, daß die beregte Einnahme der Stadt und Burg viel früher und schon lange vor Beginn des dreißigjährigen Krieges geschehen sei.

suchte nun zwar zu entfliehen, wurde aber bald, in der Nähe eines Berges, wieder eingeholt. Seine mit Recht empörten Verfolger führten ihn sofort auf denselben und steinigten ihn hier, im Angesichte der durch seine Schuld so namenlos unglücklich gemachten Vaterstadt, martervoll zu Tode.

Seit der Zeit heißt der Berg „der Zimmermannsberg", welchen Namen er auch noch heut' und diesen Tag führt.

Die nächtliche Mahlzeit in den Kühlungen der diedrichshäger Berge bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Wer die Straße von Kröpelin nach Brunshaupten wandert, der kommt über den höchsten Punkt der diedrichshäger Berge. Er genießt hier eine schöne Aussicht, die noch durch einen zum Zweck der Landesvermessung erbauten Thurm — wenn man sich nämlich die Mühe giebt denselben zu besteigen — verherrlicht wird.

Von dort führt der Weg den Wanderer durch einen Wald, den man die Kühlung nennt. Es geht bald bergauf, bald bergab, bis man Brunshaupten erreicht hat.

Vom Wege aus sieht man oft tiefe Schluchten oder steile Berge, und jeder Neugierige ist leicht versucht, rechts oder links vom Wege ab den Wald zu durchstreichen. Der Fremde widersteht schwer der Versuchung, wol aber der, der dort bekannt ist; denn er weiß, daß man hier sehr leicht irren kann,

und daß es auf manchen Stellen auch nicht jeder Zeit so ganz geheuer ist.

So erging es einem Neugierigen auch einmal, wenn auch eben so übel nicht, doch recht sonderbar. Er ging nach seiner Meinung immer in gerader Richtung quer durch die Kühlung, und mußte, so rechnete er, auf Brunshaupten zu kommen.

Schon stundenlang hatte er so gewandert, und immer war er noch tief im Walde. Es wurde dunkel und unser Fußgänger gestand sich, daß er verirrt sei. Sich ganz dem Mißmuthe hinzugeben, wollte er nicht, und sein Erstes war nun, sich zu fassen und seiner Verwirrtheit zu steuern. Er zog seine Stiefeln um, zog den Rock aus und wieder an 2c., alles Mittel gegen die den Menschen irre leitenden Geister und Spuke, und wanderte dann weiter.

Diese Mittel schienen probat gewesen zu sein, und bald sah der Wanderer in der Ferne ein Licht. Leichten Schrittes eilte er gerade darauf zu und hatte den erleuchteten Ort eher erreicht, als er glaubte.

Aber, wie stutzte er jetzt! Er stand vor einer großen Gesellschaft, nach seiner Meinung theils früher bekannter, theils unbekannter Leute, die vergnügt an einer wohlbesetzten Tafel saßen. Die schönen Speisen auf dem Tische umdufteten ihn und klarer, perlender Wein lächelte ihn an; aber unser Zuschauer ließ sich nicht dadurch reizen, näher zu gehen. Endlich kam einer aus der Gesellschaft auf ihn zu, und lud ihn freundlich ein, mitzuessen.

„Zureden hilft", sagt das Sprichwort. Er setzte sich nach einigem Weigern mit zu Tische und sättigte sich mit Wohlgefallen. Auch genoß er des Weins so viel, daß er zuletzt, mit dem Kopfe auf dem Tische liegend, einschlief, während er in der rechten Hand noch einen goldenen Pokal mit Wein gefüllt festhielt.

Er schlief lange und sanft. Als er endlich erwachte, da war es heller Tag. Der Stuhl, auf dem er zu sitzen glaubte, war nackte Erde, der Tisch ein Baumstubben, das Tischtuch eine Kuhhaut, und sein goldener Pokal war gar ein Kuhfuß geworden. Er hatte hiermit Beweis genug, daß der nächtliche Vorgang kein bloßer Traum gewesen war, und sein noch voller Magen und vom Wein erhitzter Kopf bestätigten es noch mehr.

Schnell sprang er auf, eilte fort von dem unheimlichen Orte und hatte bald den Wald hinter seinem Rücken.

Die Entstehung des kritzower Sees und des schwarzen Berges bei Kritzow, unweit Lübz.

(Von B. zu W.)

Im Dominialamte Lübz, zwischen den Feldmarken Brok, Wessentin, Barkow und Kritzow liegt der kritzower See, über dessen Entstehung mir von einer alten, aus Wessentin gebürtigen Frau Nachstehendes erzählt wurde:

In alten Zeiten wurde unser Land von Hünen bewohnt, und habe ich selbst noch, wenn wir als Kinder zum Erdbeerenpflücken in das barkower Holz gingen, verschiedene runde Erhöhungen in demselben gesehen, von welchen uns gesagt wurde, daß sie die Gräber der jetzt ausgestorbenen Hünen seien. Jetzt ist aber genanntes Holz zum größten Theile ausgerodet, und zu Acker gemacht, bei welcher Gelegenheit auch die Hünengräber vernichtet worden sind.

Jedoch ein Werk haben die Hünen hier hinterlassen, wel-

ches noch lange ihr Andenken in hiesiger Gegend erhalten wird. Am Ufer des wol eine halbe Stunde langen, aber nicht sehr breiten kritzower Sees erhebt sich in einer sonst flachen Gegend ein ziemlich steiler und umfangreicher Hügel, der schwarze Berg genannt, welcher nebst dem See selber einer Hünentochter seine Entstehung verdankt.

Wo nämlich jetzt der See und der schwarze Berg sich befinden, ist früher ebenes Land gewesen, in dessen Nähe ein alter Hüne mit seiner Tochter gewohnt hat. Diese geht eines Tages dort spazieren. Von Langerweile geplagt, wirft sie sich nieder, füllt ihre Schürze mit Sand, trägt selbigen weg und streut ihn in der Umgegend aus. Dann kommt sie noch einmal und holt eine zweite Schürze voll Erde, womit sie es eben so macht. Als sie aber zum dritten Male ihre Schürze voll gemacht, reißt das Schürzenband, und die ganze Schürze voll Sand bleibt auf einer Stelle liegen; dies ist der schwarze Berg.

Der Ort, wo sie die drei Schürzen voll Erde weggenommen, ist voll Wasser gelaufen, und das ist jetzt der kritzower See.

Der bekehrte Pächter von Gross-Methling bei Gnoien.

(Von weiland J. Mussäus, Pastor zu Hansdorf.)

Der Böse ruhet nicht, sondern suchet, wen er verschlinge.

Auf dem Hofe Groß-Methling wohnte ein alter geiziger Pächter, der jährlich das Korn aufschüttete in der theuren Zeit. Viel Gold und Silber lag ihm aufgehäuft in Kisten und

Schränken, allein hart war sein Herz gegen Untergebene und Arme, und täglich spielte er Karten.

Einstmals an einem Pfingstmorgen, während Schaaren frommer Seelen zum Gotteshause zogen, wanderte er hinaus auf's Feld, um die Saat zu besehen und die Ernte zu berechnen. Da fährt auf der Landstraße daher ein Mann mit schwarzen, hochbäumenden Rossen. Neben ihm hält er an und steigt ab. Ein rother Mantel hing ihm weit über die Füße weg, und dreieckig war sein Hut.

„Habt Ihr Korn zum Verkauf?" fragte er den Pächter, „ich gebe Euch doppelte Preise!"

„„Wenn das ist,"" sagte der Pächter, „„so mag's darum sein. Kommt mit mir und esset bei mir! Die Sonne steht hoch und der Schatten wird kurz.""

Sie gingen zusammen. Als sie auf den Hof kamen, da flogen mit Geschrei die Hühner und Enten alle davon, als ob ein Raubvogel daher zöge, und der Hofhund knurrte und heulte abwechselnd.

Sie traten in die Stube. Ein solcher Gast muß herrlich bewirthet werden, dachte der Landmann, und ließ auftragen große Schüsseln mit Fleisch und kräftiges Bier. Der Fremde aber setzt sich zum Mahle und neckt ungebührlich die aufwartende schüchterne Magd und reißt ihr die Schürze ab.

Da fällt aus seiner Hand ein Messer nieder. Das Mädchen bückt sich, um es aufzunehmen, allein was sieht sie? Die Füße des Fremdlings, einen Pferde- und einen Hühnerfuß!

Erschrocken eilt sie hinaus zur Hausfrau; diese erzählt es dem Manne.

In der Eile wird der Geistliche des Dorfes geholt. Er kommt im ganzen Summarium, die Bibel unter dem Arme.

„Menschenkind," ruft der Fremde ihm keck entgegen, „was

willst Du mir? Dich kenne ich. Du stahlst als Knabe ein Messer Deinem Mitschüler."

Der Geistliche tritt beschämt und verwirrt zurück, und der Fremdling läßt sich das Mahl gut schmecken, unter vielen Gotteslästerungen.

Aber schon holt ein Wagen den Geistlichen aus dem nahen Brudersdorf. Er kommt mit der Bibel unter dem Arme im ganzen Summarium in die Stube.

„Au weh, au weh!" ruft der Fremde und schaudert in eine Ecke zurück; „erbarme Dich mein!"

„„Du erbarmst Dich nicht der Menschenkinder!"" spricht der Geistliche. „„Hier diese Bibel soll Dich züchtigen und dieser Arm!""

„Weh mir, weh mir!" erwiederte jener, „erbarme Dich!"

„„Du kommst nicht anders aus dieser Stube,"" spricht der Geistliche, „„als durch diese Thür und bei dieser Bibel vorbei.""

„Weh, weh!" jammerte der Fremde.

Da entsteht draußen ein Tosen, wie wenn der Sturm sich erhebt. Ein blauer Nebel sammelt sich über dem Hause. Den Leuten ward bange, und sie baten den Geistlichen.

„„Nun,"" sprach er, „„so öffnet das Fenster! Fahre aus, Du unsauberer Geist!""

Da fährt's hinaus wie ein Sturmwind mit gewaltigem Krachen. Die Fensterlucht war ausgerissen, der Nebel verschwunden, und auf dem Scheunengiebel, dem Hause gegenüber, sitzt der Böse und lacht sie Alle aus. Dann verschwindet er.

Der Pächter ward ein frommer Mann.

Das affenähnliche Ungeheuer im schweriner See bei Schwerin.

Als vor vielen Jahren einmal ein Fischer auf dem schweriner See seine Netze auswarf, gewahrte er plötzlich ein großes behaartes, affenähnliches Ungeheuer bei sich im Kahne, ohne bemerkt zu haben, wie dasselbe dahin und woher es gekommen.

Bewegungslos und kaum ein Zeichen des Lebens von sich gebend, hockte das Unthier einige Stunden auf einer Bank in dem Kahn. Der hierdurch in nicht geringe Angst und Furcht versetzte Fischer setzte leise und zitternd seine Arbeit fort und wagte nur ab und zu, verstohlen nach seinem unheimlichen Gast hinüber zu schielen.

Da das Ungethüm aber noch immer nicht weichen, noch immer nicht den Kahn wieder verlassen wollte und dem Fischer schon Zeit und Weile lang wurde, so faßte er sich endlich ein Herz, ergriff das Ruder und schlug schnell auf seinen ungebetenen Gesellschafter los.

Mit einem gellenden Schrei stürzte sich das Ungeheuer sofort in den See, riß dabei aber den Kahn um, so daß auch der Fischer mitsammt dem ganzen Inhalt des Kahnes in das Wasser fiel, wobei der arme Mann sein Leben einbüßte und in der Tiefe des Sees sein kühles Grab fand.

Von dem also untergegangenen Fischer hat man nie wieder etwas gesehen, denn trotz alles Suchens wollte es nicht gelingen, seine Leiche aufzufinden. Wol aber behaupteten schon öfter Leute, in mitternächtlicher Stunde ein Plätschern im Schilfe gehört zu haben, was von dem versunkenen Fischer herrühre, dem es dann nämlich erlaubt sein soll, in Beglei-

tung jenes affenartigen Ungethüms an die Oberfläche des Sees zu kommen.

Auch soll sich dort im schweriner See, wo der Fischer untergesunken, noch heute ein heftiger Strudel befinden, der jedes sich nahende Boot umzustürzen und in die Tiefe zu reißen droht.

Das vom Teufel versuchte Ehepaar und der grosse Brand zu Boitzenburg.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Ein junges Ehepaar bewohnte in der Vorstadt Boitzenburg's ein kleines Häuschen. Der Mann war ein Elbschiffer und hatte einen Elbkahn, der ihn und seine Ehehälfte reichlich ernährte.

Eines Tages war er nach dem zwei Stunden entfernten Lauenburg gewandert, um frische Ladung auf Hamburg einzunehmen, während die junge Frau es sich am Butterfasse so sauer werden ließ, daß ihr die hellen Schweißtropfen über's Gesicht perlten. Dessenungeachtet wollte es ihr nicht gelingen, auch nur ein Körnlein Butter zu gewinnen.

Erschöpft ließ sie ein über das andere Mal die Hände sinken und dachte nach, wie sie doch die Arbeit zu Ende bringen möge. Plötzlich fiel ihr die Nachbarin ein. Diese pflegte nämlich während der Arbeit des Butterns ein kleines eisernes Vorhängeschloß ans Butterfaß zu hängen, wodurch sie nicht allein schnell, sondern auch reichlich Butter gewann.

Sie eilte zur Nachbarin, um sich das wunderthätige Schloß zu erbitten, traf dieselbe aber nicht zu Hause. Doch das Kleinod hing unter dem Spiegel; die Frau bemächtigte sich desselben und eilte wieder an ihre Arbeit.

Schon nach einigen Minuten quoll die goldgelbe Butter oben aus dem Fasse. Die Frau machte sich daran, die Butter von der Buttermilch zu scheiden. Allein es ward ihr doch fast unheimlich ums Herz beim Anblick der großen Menge so schnell gewonnener Butter. Ein Schauder überlief sie, so daß sie Butter und Butterfaß in den Keller tragen und sich halb krank zu Bett legen mußte.

Gegen Abend kam der Mann von Lauenburg zurück. Die Frau erzählte ihm den räthselhaften Vorgang mit der Butter, welche der Mann aus dem Keller zurückholte und sich ohne Umstände daran machte, dieselbe zuzubereiten.

Eben war er fertig und auf dem Tische stand ein Teller köstlicher Butter neben dem andern, als an die Thür geklopft wurde und ein vornehm gekleideter fremder Herr in die Stube trat.

Der Fremde grüßte freundlich, legte ein Buch auf den Tisch und erklärte den jungen Leuten höflich, aber bestimmt, sie hätten heute seine Hülfe in Anspruch genommen, dafür könne er fordern, daß sie ihre Namen in das vor ihnen liegende Buch hineinschreiben würden. Im Uebrigen versicherte er sie in allen Stücken seiner Hülfe.

Der Mann holte das Dintenfaß aus dem Schranke, um sich zuerst zu unterschreiben; allein der Fremde versicherte, daß Dinte völlig unnöthig sei, ein Tropfen Blutes aus den Fingerspitzen ersetze die schönste Dinte.

Das war den guten Leuten denn doch zu arg. In der Angst ergriff der Schiffer hinter dem Rücken des Unheimlichen

eine Bibel und las mit lauter Stimme einen Vers aus der Leidensgeschichte des Herrn. Da sprang der Fremde hoch auf, Blitze entsprühten seinen Augen, und mit einem Donnerknall, der das Haus erbeben machte, fuhr er zum Fenster hinaus, Glas und Kreuzholz mit sich fortreißend. Selbst das Buch hatte der Böse — denn der war es — vergessen.

Am andern Morgen eilte der Schiffer zu seinem Beichtvater, und siehe da, die Namen einer großen Anzahl boitzenburger Einwohner standen mit blutiger Schrift in dem Buche verzeichnet.

Den nächsten Sonntag hielt der fromme Pastor eine Bußpredigt, die einen gewaltigen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machte. Alles bat den Herrn, sie zeitlich zu strafen, doch sie um seiner Barmherzigkeit willen mit der ewigen Strafe zu verschonen.

Und noch lag die reuige Gemeinde im inbrünstigsten Gebete vor dem Herrn der Gnade, da loderte eine mächtige Feuersäule empor und leckte mit blutrother Zunge von Dach zu Dach. Und der schreckliche Feuerruf durchhallte die Straßen, und die stillen Räume des Gotteshauses erbebten vor der Sturmglocke Geheul.

Entsetzt stürzte die Gemeinde aus der Kirche — halb Boitzenburg stand in Flammen.

Vergebens waren alle Rettungsversuche, die ganze Stadt wurde bis auf wenige Häuser in Asche gelegt.

Boitzenburg ist schon öfter von Feuersbrünsten heimgesucht worden. Die größten derselben fanden 1620, 1674 und 1709 den 16. October statt, wo fast immer die ganze Stadt, bis auf wenige Häuser, niederbrannte. Sonst wurde alljährlich der

16. October kirchlich als Bußtag gefeiert, was jetzt aufgehört hat; wol aber geschieht dafür am nächsten Sontage in der Predigt des Brandes Erwähnung; weshalb man auch den Sontag nach dem 16. October den „Brandsontag" nennt.

Wann die vorstehend beschriebene große Feuersbrunst, sowie das Ereigniß mit dem Teufel in Boitzenburg stattgehabt haben soll, weiß man nicht bestimmt, es wird das wol schon sehr, sehr lange her sein. Soviel ist aber wenigstens ganz gewiß, daß damit nicht der Brand von 1709 gemeint sein kann, da derselbe, wie man bestimmt weiß, nicht an einem Sontage während der Predigt entstanden ist, sondern am Abende eines Wochentages und zwar wahrscheinlich durch die Fahrlässigkeit eines fremden Fuhrmannes. Wenigstens ging damals das Feuer da auf, wo dieser Fuhrmann kurz zuvor bei der Laterne seine Pferde gefüttert hatte. — Es war dies auf dem Hofe eines noch jetzt stehenden alten Eckhauses, das wunderbarer Weise vom Feuer verschont blieb, während sonst die ganze Stadt, bis auf ein Paar Wohnungen, ein Raub der Flammen wurde. — Der Herausgeber.

Der Roland von Wolde bei Stavenhagen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Auf der Grenze zwischen Pommern und Mecklenburg, zwei Meilen westlich von Stavenhagen, liegt das herrschaftliche Gut Wolde.

Dasselbe steht so wenig unter Preußen, als unter Mecklen-

burg, noch unter sonst einer Landeshoheit. Pommern und Mecklenburg behaupten jedes, ein Recht an Wolde zu haben; weil man sich aber darüber bis jetzt noch nicht hat einigen können, so übt keines von beiden dasselbe aus, und neue Belehnungen geschehen von beiden Seiten gemeinschaftlich.

So etwa soll es mit den rechtlichen und staatlichen Verhältnissen Wolde's stehen. Die Leute dagegen behaupten:

Wolde ist von alten Zeiten her schon ein Gut gewesen, das außer dem Gutsherrn keinen andern Herrn, als den deutschen Kaiser über sich anerkannte; und weil es jetzt keinen Kaiser über Deutschland mehr giebt, so hat auch kein Fürst dort etwas zu sagen, als höchstens etwa der deutsche Bund. Wolde ist also ein kleiner Freistaat, und wird es auch bleiben; denn als man nach der Franzosenzeit auf dem Congresse eine ganze Menge kleiner Ländchen, Freistädte und Reichsdörfer aufhob und sie verschiedenen Fürsten unterordnete, da vergaß man Wolde, und es blieb so frei, als es war.

Auch wird man Wolde so leicht nichts anhaben können; denn als es ehemals vom Kaiser reichsfrei gemacht wurde, da bekam es von demselben auch einen Roland*), als Unterpfand für seine Privilegien.

Dieser Roland stand ehedem vor dem Orte nach Kastorf zu. Ein früherer Besitzer von Wolde, ein Graf Moltke, ließ ihn jedoch von dort wegnehmen und versteckte ihn in einem verborgenen und schwer zugänglichen Gemache im Schlosse, nachdem er sich erst noch eine getreue Copie davon hatte machen lassen. Es war ihm nämlich zu Ohren gekommen, wie man

*) Der Roland soll das kupferne Standbild eines mit Schwert und Schild gerüsteten Mannes, ähnlich den in andern Orten befindlichen Rolandsbildern, gewesen sein.

von Pommern aus Absichten auf den Roland hätte, und ginge der Roland verloren, so würde mit ihm Wolde auch alle seine Gerechtsame verlieren. Es würde dann dem Lande unterthan sein müssen, das den Roland in seine Gewalt bekäme und müßte dann Steuern zahlen und Rekruten stellen, wie jeder andere Ort.

So erzählen sich die Leute von Wolde und seinem Roland; und sei hier nur noch erwähnt, daß Wolde in gerichtlicher und kirchlicher Beziehung augenblicklich wenigstens mit Mecklenburg verbunden ist und im gewöhnlichen Leben als mecklenburgischer Ort betrachtet wird. Uebrigens wohnen in Wolde verschiedene Handwerker und ein Kaufmann, wie denn auch der Ort in dem Vertrage von 1600 zwischen Pommern und Mecklenburg „Städtlein“ genannt wird.

Der Räuber Röpke mit seinen sieben Köpfen auf dem Tisch in den Stahlbergen bei Crivitz.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Früher, als man noch keine Chausseen und Eisenbahnen kannte, zog sich die Landstraße von Hamburg nach Berlin unmittelbar an der Lewitz hin, ging bei dem Dorfe Sukow durch den „Flakenfort“ und durchbrach hinter dieser Furth die stark bewaldeten Stahlberge bei Crivitz, wodurch ein tiefer Hohlweg entstand.

In einem dieser Berge, hart am Hohlwege, lebte vor vielen Jahren der berüchtigte Räuber Röpke, den das Volk auch für

einen Teufelskünstler hielt. Passirte nun ein Frachtfuhrmann oder Reiter zur Nachtzeit diesen Weg, so vernahm man den Ton einer Glocke und gleich darauf erscholl des Räubers gewaltiger Ruf: „Röphk mit sien säben Köpp up'n Dischk!“*)

Dadurch wurden die Menschen schon so in Furcht und Schrecken versetzt, daß, wenn der riesige Röpke erschien, sie allen Muth zur Gegenwehr verloren und sich gewöhnlich schon nach wenig Kampf tödten ließen. Dann durchsuchte er den Wagen und den Erschlagenen und nahm mit, was ihm gefiel.

Viele Jahre trieb der Räuber sein Unwesen und war die Plage dieser Gegend, denn keine Nachstellung half; er verschwand so plötzlich, als er kam.

Einst verfolgte ein einzelner Jäger einen Dachs und war, ohne zu wollen, in die Gegend dieses Hohlweges gekommen, als er Röpke erblickte. Sogleich eilte er hinter einen Baum und sah von diesem Versteck aus, wie Röpke ungewöhnliche Bewegungen an der Erde machte. Bald darauf öffnete sich diese, und der gefürchtete Räuber verschwand.

Der Jäger merkte sich genau die Stelle und machte von dem Gesehenen Anzeige.

Die Bewohner mehrerer Dörfer wurden nun aufgefordert, sich mit Aexten und Spaten zu bewaffnen, um den Räuber gefangen zu nehmen. Als sie aber, vom Jäger geführt, an die gemerkte Stelle kamen, vermogte auch nicht das schärfste Auge einen Eingang in den Berg zu entdecken. Wacker wurde indeß darauf losgegraben, und bald zeigte sich ein geräumiger Gang, der zu einer großen Höhle führte.

Mit grimmiger Geberde stellte sich Röpke den Leuten ent-

*) „Röpke mit seinen sieben Köpfen auf dem Tisch!“

gegen. Ein kurzer, wenn auch verzweiflungsvoller Kampf entspann sich.

So sehr aber auch der Räuber um sich hieb, und so viele er auch verwundete, er erlag der Uebermacht, und ein gewaltiger Axthieb spaltete sein Haupt.

Nun erst fand man Gelegenheit, das Innere der Höhle in Augenschein zu nehmen. In der Mitte stand ein Tisch, darauf befand sich eine brennende Lampe, umgeben von sieben Todtenköpfen. Hart am Eingang der Höhle war eine Glocke angebracht, daran ein Strick befestigt war, welcher nach dem Hohlweg führte. An den Wänden lagen verschiedene Kaufmannswaaren fußhoch aufgestapelt, darüber aber hingen Waffen aller Art. Hinten in der Höhle fand man eine Tonne; als diese fortgeschafft werden sollte, fielen die morschen Stäbe zusammen, allein eine dicke Haut umschloß die Flüssigkeit. Als man diese kostete, war es so schönes Bier, wie man nie getrunken hatte.

Die baaren Schätze des Räubers Röpke sollen indeß in einem Hügel zwischen den Stahlbergen und der Flakenfurth begraben liegen. Dieser Hügel war vor etwa vierzig Jahren von drei großen Steinblöcken eingeschlossen, und auf demselben stand eine mächtige Eiche. Einmal im Monat sollen die Schätze brennen, dann aber von einem schwarzen Hunde bewacht werden.

Es wird erzählt, daß einst ein beherzter Schmied hingegangen ist, und so viel der Hund auch die Zähne zeigte, mit einer langen Stange einige Kohlen vom Feuer abgerührt hat, die am andern Morgen sich als pures Gold zeigten.

Der Ort ist auch jetzt noch so verrufen, daß kein Mensch in der Nacht daran vorüber gehen mag.

Der erblindete Papist zu Rostock.

(Von C. F. E. Hahn, Organist zu Dargun.)

„Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehet nun und nimmermehr!“

So hat man einst geschrieben,
So ist's bis heut geblieben;
Drum will ich auch zu Gottes Ehr'
Verkünden eine schöne Mähr,
Die einst sich zugetragen
Bei Luthers Lebenstagen
Im Mecklenburger Lande.
Dort an der Ostsee Strande,
In Rostock, auf der Altenstadt,
Hört, was sich da begeben hat:

Gott sandte Jochim Slüter*) —
Genannt der schwarze Küter
Zum Spott von Päpstler Rott, —
Daß er ein Bote werde
Des Friedens auf der Erde,
Und Lösung von der Sünde
Durch Christi Blut verkünde.

*) Joachim Slüter — aus Dömitz gebürtig, etwa um das Jahr 1490 geboren und am 19. März 1532 an Gift in Rostock gestorben — war der erste evangelische Prediger in Rostock, der sich durch seine große Hingebung und durch seinen Feuereifer für Luthers Lehre unendliches Verdienst und unsterblichen Ruhm und Namen erworben hat. Der Herausgeber.

Darob er mußte leiden
Den Martertod mit Freuden,
Als man ihn thät vergiften
Nicht weiter Heil zu stiften.

Er hatt' ob seiner Pforte
Geschrieben diese Worte:
„Das Wort des Herrn bleibt
In alle Ewigkeit;"
Darob sich zornig reibet
Ein Katholik voll Neid,*)
Und nahm den Quast voll Theere,
Löscht aus des Herren Ehre.
Doch hat ihn Gott geschlagen
Mit einer bösen Plagen;
Er ist sogleich erblindet,
Und Licht er nimmer findet.
Drum: „Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehen nun und nimmermehr!"

Der spukende Gefangenwärter zwischen Neuburg und Steinhausen bei Wismar.

(Von Frau Dr. L. Niederhöffer.)

Nahe bei dem Dorfe Neuburg, unweit Wismar, liegt ein ziemlich hoher Berg, auf dem Johann I. von Mecklenburg*) im

*) Dionysius Schmidt mit Namen, ein junger papistischer Priester.
**) Johann I., Herr von Mecklenburg regierte von 1227 und starb 1264.

Jahre 1244 ein Schloß zum Wittwensitz für seine Gemahlin Luitgard*), eine geborene Gräfin Henneberg, erbauen ließ. Die Burg ist aber nach dem Tode der Luitgard wieder abgebrochen, und soll von den Steinen derselben die Kirche zu Neuburg gebauet sein.

Die Sage weiß auch noch, daß früher einmal auf dem Gipfel des genannten Berges — ob vor, oder nach dem Schlosse der Luitgard, darüber schweigt sie — eine feste Raubritterburg gestanden hat, deren Insassen die ganze Umgegend beunruhigten, hauptsächlich aber das nahegelegene Steinhausen. Der darauf wohnende Edelmann konnte sich nicht mehr vor den Räubern retten oder bergen; alle Tage fast wurde er von ihnen geplündert, und schließlich raubten sie ihm seine älteste Tochter, eine holde Jungfrau in der schönsten Blüthe ihrer Jahre.

Als das arme geängstigte Geschöpf nicht, so wie der Raubritter es wünschte, sein Weib werden wollte, wurde sie in den tiefsten Kerker geworfen, wo sie alsbald vor Hunger und allen möglichen Qualen ihr junges Leben aushauchte.

Daß der steinhausensche Edelmann alles nur Erdenkliche zur Befreiung seiner armen Tochter that, kann man sich wol denken; als er aber von dem schrecklichen Ende derselben hörte, da schwur der tief erzürnte Vater der ganzen Bande ihren Untergang. Es gelang ihm denn auch, Minen in dem Berg anzulegen und das Raubschloß mitsammt seinen Bewohnern in die Luft zu sprengen.

Die vergrabenen Schätze der Räuber befinden sich jedoch noch jetzt in dem Berge, darunter auch eine goldene Wiege mit Edelsteinen rc. gefüllt, die vom Teufel bewacht wird.

Wol Jahrhunderte hindurch war diese Geschichte frisch in

*) Luitgard starb den 11. Juni 1268

dem Gedächtniß aller Einwohner von Neuburg und Steinhausen geblieben; doch wie es gewöhnlich mit allen Begebenheiten ist, daß sie nach und nach in Vergessenheit gerathen, so war es auch hiermit der Fall. Von einem alten Schäfer, der auf dem Hofe zu Steinhausen sich vermiethet hatte, wurde die Sache aber wiederum aufgefrischt. Derselbe war nämlich ein Neujahrskind, das heißt, in der Neujahrsnacht zwischen zwölf und ein Uhr geboren; und, wie bekannt, sagen die Leute, daß solche Menschen Gespenster und allen Spuk sehen können.

Es war im Sommer, unser Schäfer blieb mit seiner Heerde des Nachts draußen auf freiem Felde und hatte sein Lager nicht weit ab von dem Wege zwischen Steinhausen und Neuburg aufgeschlagen. Von hier aus sah er nun häufig, wie in später Abendstunde ein Mann in altfränkischer Kleidung, mit einem Schlüsselbunde am Gürtel und einer Laterne in der Hand, bei ihm vorbei eilte und in der Ferne verschwand. Alte erfahrene Leute, denen er von dieser seltsamen Erscheinung erzählte, riethen ihm, den Spuk anzureden.

Der Schäfer wollte dies anfänglich nicht wagen, doch endlich faßte er sich ein Herz, und, als am nächsten Abend die unheimliche Gestalt sich wieder zeigte, redete er sie an. Auf alle seine vielen Fragen erhielt er jedoch nicht die mindeste Antwort. Da rief er denn endlich: „Guter Freund, so möge Dir denn unser liebe Herrgott helfen und Dir gnädig sein!"

Doch wie der alte Hirte kaum diese Worte gesprochen hatte, da fing die seltsame Erscheinung an zu reden und sprach: „„Durch Deine letzten Worte, lieber Mann, hast Du mich erlöset! Schon Jahrhunderte hindurch wandele ich diesen Weg, vergebens auf Erlösung hoffend. Ich war nämlich der Gefangenwärter auf jenem Raubschlosse bei Neuburg, das vor dreihundert Jahren in die Luft gesprengt worden. Zur Strafe

dafür, daß ich auf das Flehen des unglücklichen Fräuleins von Steinhausen nicht gehört und sie statt jeglicher Hülfe stets nur auf den Teufel verwiesen habe, wurde ich von der Vorsehung verdammt, so lange diesen Weg mit der Laterne in der Hand zu wandeln, bis ein braver, frommer Mensch Gottes Hülfe für mich erbitte und mich so erlöse, was Du jetzt gethan und wofür ich Dir aus tiefster Seele danke.““

Als der Geist also geredet hatte, verschwand er vor des Schäfers sichtlichen Augen und ist hinfort nie wieder gesehen worden.

Unser Schäfer aber lebte nur noch eine ganz kurze Zeit nach dieser Begebenheit, und mit dem Bewußtsein, eine arme Menschenseele erlöset zu haben, schlummerte er sanft in jene bessere Welt hinüber.

Die Wiederauffindung der Burg Stargard und der Jungfernbrunnen daselbst.

Eine kurze Strecke westlich von der kleinen Stadt Stargard liegen, auf der bedeutendsten der sie umgebenden steilen Anhöhen, die Ueberreste der altehrwürdigen Feste gleichen Namens.

Schon im grauesten Alterthum stand hier, an Stelle der jetzigen, eine wendische Burg, auf der auch, unter andern heidnischen Herrschern, etwa um das Jahr 322 vor Christi Geburt, Anthyrius oder Anthur I., König der Wandalen und wahr-

scheinlicher Ahnherr der jetzigen Großherzöge von Mecklenburg, residirt haben soll.

Uralt, wie die Burg Stargard, ist auch ihr Name. Derselbe ist nämlich ebenfalls wendischen Ursprungs und heißt auf Deutsch soviel als Altenburg oder alte Burg.

Nach Ausrottung des heidnischen Wendenthums und Einführung der Christenlehre soll nach langem, langem Vergessen die alte Burg Stargard zuerst wieder durch einen Jäger aufgefunden worden sein. Dieser verfolgte, wie die Sage erzählt, durch die damals ganz mit Wald und Gebüsch bedeckte, fast undurchdringliche Gegend einen Hirsch mit goldenem Halsbande, der sich endlich in die Ruinen genannter Burg flüchtete und so zu ihrer Wiederentdeckung führte.

Bald nach Wiederauffindung der alten wendischen Burg Stargard erhob sich auf ihren Trümmern eine neue christliche Feste, welche vom Jahre 1258 — wo die Markgrafen von Brandenburg ihre Länder theilten und der jüngere Markgraf Otto III. die Herrschaft Stargard *) erhielt — bald bleibend, bald vorübergehend Residenz der verschiedenen Beherrscher des Landes Stargard wurde und dies im Ganzen auch bis 1475, dem Jahre des gänzlichen Aussterbens der mecklenburg-stargardischen Linie **), blieb.

*) Durch eine unglückliche Schlacht verloren 1182 die Herzöge von Pommern das Land Stargard an die Markgrafen von Brandenburg, in deren Besitz es bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts blieb. 1302, nach dem Tode des letzten Markgrafen von Brandenburg-Stargard, Albrecht, dessen Tochter Beatrix seit 1290 mit Fürst Heinrich II. oder dem Löwen von Mecklenburg — siehe Anmerkung S. 161 zweiten Bandes — vermählt war, kam die schon in grauer Vorzeit einmal den Vorfahren des mecklenburgischen Fürstenhauses gehört habende Herrschaft Stargard wieder in dessen Besitz

**) Ulrich II. war der letzte Herzog von Mecklenburg-Stargard.

Nach dieser Zeit verfiel die Feste Stargard immer mehr und mehr, bis denn endlich auch im Jahre 1807 der obere Theil des alten Wartethurms wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Aus rühmlicher Pietät aber für seine glorreichen Vorfahren und zu ihrer — und damit zugleich auch zu seiner eigenen — Ehre und Verherrlichung ließ der jetzt regierende, kunstsinnige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz *) im Jahre 1823 den alten Wartethurm oder Bergfrit in seiner vollen Höhe und ursprünglichen Form wiederherstellen. Und so erhebt denn auch heute noch, wie schon vor Jahrhunderten, die berühmte alte Burg Stargard stolz ihr Haupt und ragt hoch hinaus über die Herrschaft Stargard, bis weit nach Pommern hinein, uns an längst vergangene Zeiten und Geschlechter erinnernd.

Am Fuße des Schloßberges, auf dessen Spitze die alte

1466 zur Regierung gelangt, starb er schon 1471 ohne Hinterlassung männlicher Erben und mit den Worten: „Um vier Bretter und ein Leichentuch also hab' ich gekämpft und gerungen!" — Sein Besitzthum ging nun auch an das herzogliche Haus Mecklenburg-Schwerin über, das hierdurch, da alle sonst blühenden mecklenburgischen Fürstenlinien zu dieser Zeit ausgestorben waren, in alleinigen Besitz sämmtlicher mecklenburgischen Stammlande gelangte und sie also auf kurze Zeit wieder einmal vereinigte.

Ulrichs Gemahlin, Katharina, Fürsten Wilhelms von Mecklenburg-Wenden oder Werle Tochter — derselbe starb 1436 und war mit ihm ebenfalls das alte mecklenburg-werlesche Fürstengeschlecht erloschen — wohnte aber noch bis zu ihrem 1475 erfolgten Tode auf Burg Stargard, nach welcher Zeit denn letztere aufgehört hat fürstliche Residenz zu sein.

*) Georg I., fünfter Regent und zweiter Großherzog von Mecklenburg-Strelitz — siehe Anm. 2, S. 210 zweiten Bandes, über die Entstehung des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz — wurde am 12. August 1779 geboren und trat nach dem Tode seines Vaters, Karl II., am 6. November 1816 die Regierung genannten Großherzogthums an.

ehemalige Fürstenresidenz thront, lag vor diesem, zwischen ihm und dem Städtchen Stargard der sogenannte Jungfernbrunnen, dessen Stelle jetzt nur noch eine Linde bezeichnet, die aber auch noch heute, wegen der sich daran knüpfenden schönen Sage, vielfach von Fremden besucht wird.

Diese Sage berichtet uns, daß vor uralten Zeiten die junge, bildschöne Tochter des damals auf der Burg Stargard regierenden wendischen Königs oder Fürsten ein Liebesverhältniß mit einem ebenfalls sehr schönen, jungen Rittersmann hatte. Da nun der Liebhaber der Prinzessin nicht ebenbürtig war und deshalb auch keinen freien Zutritt zu ihr hatte, so konnten sie sich nur heimlich sehen und sprechen. Ihre heimlichen Zusammenkünfte fanden gewöhnlich in der Stille der Nacht statt, und zwar an einem am Fuße des Schloßberges liegenden, von duftenden Linden umschatteten Born — dem später so berühmt gewordenen sogenannten Jungfernbrunnen — wo sie sich dann, unbeobachtet und unbelauscht, wieder und wiederum ihre reine Liebe gestanden und einander Trost und Muth zusprachen.

Wahrscheinlich erfuhren die fürstlichen Eltern der jungen Prinzessin etwas von ihren nächtlichen Entfernungen aus dem Schlosse, genug, der Thurmwächter wurde befehligt, Niemanden mehr nach Thoresschluß aus der Feste zu lassen, es sei auch, wer es wolle. Doch die schöne Prinzessin bat den alten Wächter so rührend und flehentlich, daß er ihr's nicht abschlagen konnte, sie, trotz des Befehls seines strengen Gebieters, mitunter nach Thoresschluß aus der Burg schlüpfen zu lassen.

Wieder sollte einmal eine nächtliche Zusammenkunft beider Liebenden an dem bewußten Orte stattfinden. Die Prinzessin war diesmal eher zur Stelle und erwartete mit hochpochender Brust die Ankunft des geliebten Jünglings. Da stürzte plötzlich statt dessen ein wildes Gethier aus dem Gebüsch hervor.

Erschreckt floh die Prinzessin und sah nicht, wie sie in ihrer Hast ihren Mantel bei dem Brunnen zurückgelassen. Das wilde, von Schmerzen gepeinigte Thier aber bemächtigte sich des Mantels, warf sich darauf und eilte dann mit seinen Jungen davon.

Gleich hiernach erschien auch der junge Ritter auf dem Platze; statt der Geliebten fand er hier aber nur ihren Mantel, mit Blut befleckt und in den Boden getreten. Wilde Verzweiflung und Entsetzen ergriff den Armen, und in dem Wahn, die so innig und wahr von ihm Geliebte und Angebetete sei von einem wilden Thiere zerrissen und das Blut auf dem am Boden liegenden Mantel sei das ihrige, riß er sein Schwert aus der Scheide und bohrte es sich tief ins treue Herz.

Während dies Schreckliche geschah, eilte die vor dem wilden Thiere fliehende Prinzessin immer tiefer in das Dickicht hinein. Ihre Sehnsucht und unbegrenzte Liebe zu dem schönen Jüngling ließen sie jedoch schnell wieder alle Furcht vergessen, und bald war sie auf dem Rückwege zum Born, wo jetzt vielleicht schon der Geliebte auch ihrer mit Sehnsucht harrte.

Doch welch fürchterliches Schauspiel bot sich hier ihren Blicken; der so Heißgeliebte lag auf ihrem zurückgelassenen Mantel, todt, mit durchbohrtem Herzen, das blutige Schwert an seiner Seite. Der Unglücklichen wollte fast die Brust zerspringen vor übergroßem Schmerz. Wild sich die Haare zerraufend und laut schreiend warf sie sich über die blutige Leiche; dann raffte sie sich wieder empor, ergriff schnell des Geliebten Schwert und stieß es auch sich tief, tief in die Brust. —

Am nächsten Tage, als alles das Gräßliche dieser Nacht bekannt wurde, da ließ der hierdurch in tiefste Betrübniß und größten Zorn versetzte Fürst den alten Thurmvogt ergreifen und ihn zur Strafe seines Ungehorsams, die Prinzessin gegen

sein Verbot bei Nacht aus der Burg entlassen zu haben, bei lebendigem Leibe schinden, ihm, wie ein sehr altes hierüber vorhandenes Lied besagt, etzliche Riemen aus der Haut schneiden, ihn gleich einem Fisch zerkerben und also jämmerlich richten.

Die beiden unglücklichen Liebenden aber wurden unter den Linden beim Brunnen begraben — der von dieser Zeit den Namen „der Jungfernbrunnen" führte —, und der ganze Platz mit einer Mauer umgeben. Aus dem Schwerte des so früh verblichenen Ritters bog man eine Trinkkelle und befestigte sie mittelst eines Kettchens an den Brunnen. Den Armen aber wurde der Schlüssel zur Eingangspforte dieses Ortes gegeben und ihnen gleichzeitig erlaubt, von den Fremden, welche häufig die merkwürdige Stätte zu besehen kamen, alldort ein Almosen sammeln und ihnen aus der Kelle einen frischen Trunk Wassers anbieten zu dürfen.

Als unter der Regierung Herzogs Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow*) — zu dessen Gebiete auch die Herrschaft Stargard gehörte — der Jungfernbrunnen und die ihn umgebende Mauer arg verfallen war, da ließ seine Gemahlin, Elisabeth**), ersteren wieder neu ausmauern und eine neue Mauer an Stelle der alten setzen und diese auch noch mit ihrem fürstlichen Wappen zieren.

---

*) Herzog Ulrich III. wurde am 22. April 1527 geboren, regierte vom 17. Februar 1555 und starb am 14. März 1603.

**) Herzogin Elisabeth, eine Tochter des Königs Friedrich I. von Dänemark, wurde am 14. October 1524 geboren und starb am 15. October 1586. Seit dem 26. August 1543 war sie zuerst mit dem Prinzen Magnus von Mecklenburg-Schwerin — geboren am 4. Juli 1509, gestorben am 28. Januar 1550 — vermählt, nach dessen Tode vermählte sie sich aber zum zweiten Male mit Herzog Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow im Jahre 1556.

Leider hat dies gute Beispiel der edlen Herzogin Elisabeth später keine Nachahmung wieder gefunden; und so ist denn im Laufe der Jahre Brunnen und Mauer nach und nach wiederum gänzlich verfallen, weshalb man in neuerer Zeit auch die letzten Rudera davon ganz entfernt und den Platz geebnet hat. Wie schon zu Anfang erwähnt, bezeichnet somit also jetzt nur noch eine Linde den weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus bekannten Ort und erinnert den Vorüberziehenden an die uralte Sage vom stargarder Jungfernbrunnen, die trotzdem bis zur Stunde noch lebhaft und frisch, namentlich im Gedächtnisse des Volkes der mecklenburgischen Herrschaft Stargard, fortlebt und dem Fremden von Alt und Jung ausführlich erzählt wird.

Nach ein Paar alten, diese ganze Begebenheit behandelnden Aufzeichnungen von Latomus und Schedius, sowie nach dem bereits schon erwähnten sehr alten Gedichte und dem, was das Volk noch heute hierüber erzählt, ist Vorstehendes, einige kleine Abweichungen und Verschiedenheiten abgerechnet, der Hauptinhalt der schönen Sage vom stargardschen Jungfernbrunnen. Diese kleinen Abweichungen und Verschiedenheiten bestehen namentlich darin, daß von einer Seite erzählt wird, die junge Prinzessin sei durch eine Löwin zur Flucht getrieben worden — auch Latomus behauptet dies —, was indessen aus nahe liegenden Gründen wol sehr zu bezweifeln ist; während nach einer anderen Erzählungsweise — sowie auch nach Schedius' Aufzeichnung — die Prinzessin, durch ein Gespenst, einen Geist, oder graues Männlein erschreckt, mit Hinterlassung ihres Schleiers oder Obergewandes floh, das durch die rasche Flucht mit Blute befleckt worden war, welches der Prinzessin aus ihrer in dem dornigen Gebüsche verwundeten Nase entquollen. rc. rc.

Schedius giebt endlich auch bestimmte Namen der be-

treffenden handelnden Personen, sowie noch einige nähere Nebenumstände an. Nach ihm hat die Prinzessin Theodora geheißen und ist eine Tochter des Königs Alberich II.*), Herrn der Herulen und Obotriten, und dessen Gemahlin Christa gewesen. Ihr Anbeter aber war ein brittischer Ritter, Graf Turturell mit Namen, der mit seinem Herrn, König Arthur von Brittannien, nach Stargard gekommen war.

König Alberich II. soll nämlich König Arthur gegen die Schweden, um aus ihren Händen Dänemark zu befreien, Beistand geleistet haben und dafür aus Dankbarkeit von Letzterem — in dessen Gefolge sich eben Graf Turturell befand — besucht worden sein. Der Graf, der sich heftig in die schöne Theodora verliebt hatte und dessen Liebe ebenso von ihr erwiedert wurde, hatte sich gleichzeitig auch das Vertrauen und die Freundschaft des Prinzen Johann, Bruders der Theodora, zu erwerben gewußt, und so blieb er denn auch noch nach dem Abzuge seines Gebieters auf einige Zeit am stargardschen Hoflager. Da aber bald die Königin Christa etwas von der Neigung ihrer Tochter zu dem schönen brittischen Ritter, sowie auch von ihren heimlichen Zusammenkünften mit demselben erfahren, sie aber Theodora schon lange dem Prinzen Zinkovit, ihres Bruders, des Königs von Polen Sohn, als Gattin bestimmt hatte, so suchte sie den Grafen Turturell sobald als möglich wieder von ihrem Hofe zu entfernen. Es gelang ihr dies auch vollkommen; nach wenigen Tagen schon verabschiedete sich der fremde Rittersmann bei König Alberich und seiner Gemahlin, unter dem Vorgeben, nun wieder nach seiner Heimath zurückziehen zu müssen. Vorher hatte er aber eine

*) König Alberich II. regierte etwa um 514 und starb wahrscheinlich im Jahre 527.

heimliche Unterredung mit seiner heißgeliebten Theodora gehabt und von ihr die Zusage erhalten, in dieser Nacht nach dem Brunnen am Fuße des Schloßberges zu kommen, um alsdann mit ihm nach Brittannien zu entfliehen. Bei dieser also verabredeten heimlichen Zusammenkunft ereignete sich nun das schon bekannte Unglück und führte das tragische Ende beider Liebenden herbei.

Die verwünschte Prinzessin unter der Stalenbrücke zu Alt-Strelitz.

(Von Frau Dr. **L. Niederhöffer.**)

Bei Alt-Strelitz, eine kurze Strecke vom brandenburger Thore, liegt auf der Chaussee, die nach Woldegk führt, dicht bei den Scheunen die sogenannte Stalenbrücke, eine kleine steinerne Brücke, die über einen breiten Graben führt. Unter dieser Brücke soll eine verwünschte Prinzessin sitzen. Die Sage berichtet darüber Folgendes:

Vor vielen hundert Jahren schwur sich hier ein Prinz mit einer Prinzessin ewige Treue und gaben sie sich dabei einander die Macht, denjenigen verfluchen zu können, der von ihnen die also gelobte Treue bräche.

Die Prinzessin brach ihren Schwur, und der tief beleidigte Prinz verfluchte seine ungetreue Braut und verwünschte sie unter diese Stalenbrücke.

Aus dieser Verbannung kann nun die Prinzessin nur ein nicht bekanntes Wort befreien, und dieses Wort muß ein Mensch zu einem andern sagen, wenn sie gerade über die Brücke gehen. Darauf wird alsdann die Prinzessin kommen und bis zum Thore neben dem gehen, der ihr Erlösungswort

gesprochen hat; duldet dieser das nun und redet sie nicht an, so ist die Macht des Fluches gebrochen und die Prinzessin erlöset.

Einmal muß nun schon das Erlösungswort für die Prinzessin gesprochen sein; denn, als eines Tages zwei im angenehmen Gespräch vertiefte Frauen über die Brücke schritten, erschien plötzlich die Prinzessin. Sie trat zu der Frau, welche zuletzt gesprochen hatte und sagte: „Laß mich bis zum Thore neben Dir gehen und rede mich nicht an."

Das Weib war aber frech und dreist und sagte: „„Was soll das bedeuten? Was willst Du hier?""

Da rief drohend ihre Hand erhebend die Prinzessin: „Wehe, Du böses Weib, warum hast Du meine Bitte nicht erfüllt? Nun muß ich wieder da unten hinunter und warten, bis wieder einmal ein Mensch mein Erlösungswort spricht!"

Bis jetzt soll dieses Erlösungswort nun noch nicht wieder gesprochen sein und die Prinzessin noch immer unter der Stalenbrücke schmachten.

Der Jungfernstein im Walde bei Malchin.

I.

Im Walde bei Malchin, an einem nach Neu-Kalen führenden Fußsteige, liegt ein großer, deutlich den Abdruck eines Fußes zeigender Feldstein, allgemein bekannt unter dem Namen „der Jungfernstein".

Ein alter Mann erzählte über die Entstehung des Namens dieses Steines, sowie über die darauf befindliche Fußspur Folgendes:

Zwei Liebende wandelten hier einstmals in der Kühle des

Abends. Der Bräutigam, der nicht fest an die jungfräuliche Unschuld und Reinheit seiner Verlobten glaubte, gab ihr deutlich seine desfallsigen Zweifel zu verstehen.

Das tugendhafte Mädchen betheuerte erröthend, daß sie rein und schuldlos sei.

Als ihr aber der Bräutigam, trotz ihrer wiederholten heiligen Versicherungen, noch immer nicht glauben wollte, rief sie endlich in größter sittlicher Entrüstung: „So wahr ich jetzt meinen Fuß in diesen Stein eintreten werde, so wahr bin ich auch noch eine unbescholtene Jungfrau!"

Mit diesen Worten stellte sie ihren Fuß auf den beregten Stein, und oh Wunder, wirklich blieb der Abdruck desselben darauf zurück und ist dort noch heute und diesen Tag zu sehen.

II.

Nach einer weiteren Mittheilung über diesen Jungfernstein, soll sich außer dem Abdruck eines Fußes auch noch der einer Scepterspitze darauf befinden, und berichtet eine andere, von der vorstehenden ganz abweichende Sage über die Entstehung der beiden Abdrücke also:

Vor vielen Jahrhunderten gab es in Malchin ein wendisches Schloß, worin die letzte Fürstin, die Prinzessin Wendogard, residirte. Dieser gehörten fast alle Felder und Wälder, welche Malchin zur Zeit im Besitz hat. Nur über den Wald, der sich noch jetzt längst des kumerower Sees hinzieht, war sie mit dem berüchtigten Raubritter Landolph, dessen festes Schloß auf einer Insel im kumerower See lag, im Streit, der ungerechter Weise behauptete, der Wald sei sein Eigenthum.

Eines Tages kam nun die Fürstin in Begleitung ihres Hofes mit dem Ritter Landolph zur endlichen Ausgleichung des Streits in diesem Walde zusammen.

Mit einem feierlichen Eide schwur sie hier in Gegenwart so vieler Zeugen, daß der Wald schon seit undenklichen Zeiten ihrer Familie gehört habe, und daß, wenn Gott sie dereinst in das Jenseits abrufen werde, er nebst all' ihren übrigen Ländereien den malchiner Bürgern angehören solle.

Der Ritter antwortete mit gräßlichem Fluchen, und lästernd setzte er hinzu: „Ich gebe auf keinen Schwur, weil es keinen Gott giebt!"

Empört über solche Frechheit rief die Fürstin: „„So wahr als ich jetzt meinen Fuß und die Spitze meines Scepters in diesen harten Stein stoße, so wahr giebt es einen Gott und so wahr gehört der Wald mir!""

Mit diesen Worten stieß sie ihren Fuß und die Spitze des Scepters so tief in den Stein, daß noch heute die Spuren davon zu sehen sind.

Der Ritter rief hiernach die grauenhaftesten Lästerworte aus und verfluchte den allmächtigen Gott, der solche Zeichen zulasse.

Kaum waren diese Worte aber über seine Lippen, als auch schon die Erde erbebte, sich aufthat und den Frevler vor den Augen der Fürstin und ihrer Räthe verschlang. Zur selbigen Zeit versank auch die Insel mit seiner Burg; und noch heute wollen die Schiffer bei ruhigem, klarem Wetter die Thürme dieses versunkenen Raubschlosses tief unten im Grunde des kumerower Sees erblicken.

Die wesenberger Schatzgräber und die blanke Jungfrau.

(Von **Friedr. Latendorf** zu Neu-Strelitz.)

Am Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts trieb eine ganze Bande von Schatzgräbern in Wesen-

berg und den Nachbardörfern ihr Wesen. Ihr gewöhnlicher Ruhepunkt bei ihren Streifereien war der prelanker oder belower Theerofen, deren Besitzer selbst eifrigst mitgruben, ohne daß es irgend einem von ihnen sonderlich geholfen hätte. Vielmehr ging ihre Wirthschaft mehr zurück als vorwärts, und die Erben mußten gut machen, was die Väter versäumt hatten.

Nun gilt es bekanntlich als Hauptgrundsatz der Schatzgräberei, das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten. An diesem einen Punkte scheiterte denn auch in der Regel das Unterfangen unsrer Helden. So sollen sie oft selbst nicht ohne Behagen, aber doch mit heimlichem Aerger erzählt haben, wie sie ihrer Drei schon so weit gelangt waren, daß sie von einem Schatze den schweren Behälter und großen Umfang deutlich wahrnahmen. Da aber sprang zwischen ihren Händen eine blanke Jungfrau — eine andere Quelle, mein Onkel, nannte sie graugekleidet — hin und her, so daß sie nicht weiter zu arbeiten im Stande waren.

Plötzlich rief einer der Schatzgräber ungeduldig seinem Nachbar zu: „Rehdantz, griep, griep!"*) und im Nu war Schatz, Jungfrau und Alles verschwunden.

Weshalb das sonst gebräuchliche nächtliche Festeinläuten zu Blankensee bei Stargard abgekommen ist.

Wie noch heutigen Tags in manchen Kirchdörfern Mecklenburg's der alte christliche Brauch besteht, daß an den Abenden vor den verschiedenen Festen, namentlich am Weihnachtsheiligabend, wenn der Küster genug gebeiert und geläutet hat, die jungen Landburschen auf den Thurm steigen und die ganze

*) „Rehdantz, greife, greife!"

Nacht hindurch, bis zum Festmorgen das Läuten fortsetzen, so war dies auch früher in Blankensee bei Stargard Sitte. Weshalb nun aber hier dies nächtliche Festeinläuten schon seit vielen Jahren abgekommen ist, darüber berichtet die Sage also:

An einem Festheiligabend hatten sich wieder, wie sonst, die Knechte und unverheiratheten jungen Männer von Blankensee versammelt und das übliche Läuten begonnen. Fleißig wurde dabei der mitgenommenen vollen Branntweinsflasche zugesprochen, manch unschicklich Wort geredet und allerlei Unfug getrieben.

Einer der jungen Burschen aber that es hierin ganz besonders allen seinen Genossen zuvor; er trank nicht nur übermäßig viel, sondern er warf auch mit den leichtfertigsten Redensarten um sich und vergaß sich endlich gar so weit, selbst Gott und Sein Wort zu verspotten.

Wie nun die Reihe des Läutens an diesen gottlosen Gesellen kam, da begann er es mit einer solchen Gier und Heftigkeit, daß den Andern angst und bange wurde. Und als man ihn ablösen wollte, war er weder mit Güte, noch mit Gewalt von der Glocke fortzubringen; er läutete nur noch immer stärker und rasender, bis er endlich todt niederstürzte.

Also hatte Gott den Spötter Seines heiligen Namens bestraft.

Entsetzt wichen die andern jungen Leute von dannen; und nie ist nach dieser Zeit wieder zu Blankensee in den Festnächten geläutet worden.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Vierter Band.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1862.

Inhaltsverzeichniss des vierten Bandes.

Seite

Die wandelnde Leuchte von Proseken bei Wismar.

Wenn das Korn in die Scheunen gefahren ist, der Wind über die Stoppeln streicht und das Laub auf den Bäumen sich herbstlich zu färben beginnt, dann soll dem späten Wanderer bei Proseken oder in dessen Umgegend zuweilen die sogenannte wandelnde Leuchte begegnen, ein einige Fuß über die Felder dahin eilender Feuerklumpen.

Dieser Feuerklumpen, gemeinhin nur „die Leuchte" genannt, hat die Größe und Form einer mittleren Kegelkugel, ist von bläulich rother Farbe und hat oft einen zwei oder drei Schritte langen Funkenschweif hinter sich.

Nach Aussage der Leute erhebt sich die merkwürdige Erscheinung gewöhnlich des Abends zwischen sieben bis acht Uhr auf dem proseker Kirchhofe und nimmt dann von hier aus bald diese, bald jene Richtung. So ist sie z. B. schon häufig in einem von Proseken nach Stoffersdorf, wie auch in einem von Proseken nach Gägelow führenden Fußsteig bemerkt worden. Auch im Fußsteige von Stoffersdorf nach Wendorf, oder in der Nähe des letzteren Dorfes selbst hat man sie schon mitunter umherirren sehen. Doch ist sie auch schon Manchem, ohne jegliches Vorzeichen ihres Kommens, ganz plötzlich in der Dunkelheit erschienen.

Frauensleute, denen „die Leuchte“ begegnet ist, haben fast immer zwei weiß gekleidete Mädchen, eine runde Laterne zwischen sich tragend, gesehen. Andere weibliche Personen wollen diese beiden Mädchengestalten auch mit einem Eimer aus einem Brunnen in Mittel-Wendorf — der jetzt verschüttet ist — Wasser schöpfen gesehen haben ꝛc.

Ueber die Entstehung, den Grund und die Aufgabe dieser geisterhaften Erscheinung wissen die Leute nichts weiter anzugeben, als daß dies ein Paar in früheren Zeiten auf dem proseker Kirchhofe begrabene Mädchen seien, die aus ihnen unbekannten Gründen dazu verdammt sind, während der angegebenen Jahreszeit, zu bestimmten Stunden ruhelos mit einer Laterne umherzuwandeln.

Der im Amtshause zu Feldberg gebannte Geist des Amtmanns S.

(Von Frau Dr. L. Niederhöffer.)

Vor langen, langen Jahren wohnte in Feldberg ein Amtmann Namens S......, der immer gar böse und schlimm gegen die Leute war, ein schlecht Regiment führte und viele Wittwen und Waisen um das Ihrige betrog.

Kein Wunder war es daher, daß alle Feldberger die Stunde segneten, da Gott sie von diesem Bösewichte befreite.

Aber sein Geist konnte im Grabe keine Ruhe finden und peinigte und beunruhigte auch jetzt noch ganz Feldberg und Umgegend.

Bald hockte er im Dunkeln einem Wanderer, oder dem von der Arbeit heimkehrenden Tagelöhner dicht vor Feldberg auf den Rücken, ließ sich so ein ganzes Ende tragen und machte sich so schwer dabei, daß die armen Leute ihn kaum zu schleppen vermogten; dann erschien er wieder plötzlich des Abends in den Häusern, wo er früher verkehrt hatte, und erschreckte durch sein Poltern sämmtliche Bewohner derselben.

Sein Hauptquartier war aber das Amtshaus, wo er sogar am hellichten Tage den in der Gerichtsstube beschäftigten Beamten die Acten wegriß, sie auf die Erde warf und dort umherstreute; am Abend blies er ihnen das Licht aus, polterte fortwährend im Hause herum und quälte und neckte seine Bewohner auf die mannigfaltigste Weise.

Seines argen Treibens überdrüssig, wendete man sich endlich an den in damaliger Zeit so hoch berühmten Geisterbanner, den Scharfrichter zu Neubrandenburg. Dieser erklärte sich auch sogleich bereit, die Menschheit von dem Plagegeist zu befreien. Er kam deßhalb nach Feldberg, fing vermöge seiner großen Kunst glücklich den Geist ein und wies ihm auf einer kleinen, im Haus- oder Feldberger-See gelegenen Insel, unter einer Birke seinen künftigen Wohnort an.

Jetzt hatte man Ruhe; und reich beschenkt zog der Geisterbanner von dannen.

Als im Winter nun der See zugefroren war, fuhren wie gewöhnlich viele arme Leute aus Feldberg mit dem Schlitten über das Eis, um Holz zu holen.

Unglücklicherweise hieb einer der Leute nun auch den Baum auf der kleinen Insel ab, unter dem der Geist des Amtmann S. gebannt war, und so kam denn dieser wieder mit nach Feldberg und trieb dort nach wie vor sein arges Wesen.

Wiederum wendete man sich jetzt an den berühmten Scharfrichter, den großen Geisterbanner zu Neubrandenburg, der sich hiernach auch sofort wieder nach Feldberg begab.

Nach seiner Anordnung wurde hier nun ein kleiner eiserner Käfig angefertigt, worin er auch bald wieder den tobenden Geist einfing und ihn darin festbannte. Auf dem Boden des Amtshauses, hinter einem Bretterverschlage, hing er darauf den Käfig mit dem Geiste auf und verdammte ihn zugleich zum ewigen Stillschweigen.

Noch heute soll der Käfig auf dem Boden des Amtshauses mit seinem Bewohner hängen. Die Feldberger haben aber von da ab Ruhe vor dem bösen Geiste gehabt.

Die Hexe von Schwechow bei Lübtheen.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Vor Alters lebte in Schwechow, unweit Pritzier, ein hochbetagtes Mütterchen, grau und zusammengeschrumpft und mit rothen, triefenden Augen. Gerade also dachten sich die guten Schwechower die Hexen, und wer darum der Alten begegnete, schlug einen Seitenweg ein, oder bekreuzte sich, oder spuckte stillschweigend dreimal hinter sich. Litt Jemand an den „Suchten", von denen es bekanntlich 99 verschiedene Arten giebt, oder starben hie oder da die Ferkel, oder hatte sich eine Kuh oder ein Kalb verfangen, oder war die Milch blutig, lang oder blau — wer in aller Welt konnte anders Schuld daran sein, als die Alte mit den rothen Triefaugen. Dabei war sie schlau

und vorsichtig, und Niemand durfte sagen, daß er je die Alte auf bösen Wegen ertappt habe; aber die Augen, die Augen verriethen die Hexe! —

Die ganze liebe Christenheit in und um Schwechow ließ es sich von ganzem Herzen angelegen sein, die bösen Künste des Weibes ans Licht zu bringen. Der Eifrigste unter den Eifrigen aber war der Hirte, denn gerade ihm hatte sie allen erdenklichen Schabernack zugefügt. Kaum war er in den schönen Frühlingstagen mit der lieben Heerde hinausgeeilt auf die Wiese voller Frühlingslust und Frühlingsfreude, dieweil das junge Gras so saftig und die Osterblümchen*) so rosig waren — da plötzlich hatte sich das schönste Thier seiner Heerde verfangen, und seine Lieblingskuh war am Blutharnen erkrankt. Oder glaubte an dem heißesten aller Sommertage seine etwas wohlgenährte Ehehälfte am Butterfasse vergehen zu müssen, von wegen der Hitze und der bittersauern Arbeit des Butterns, so quoll statt der erwarteten goldgelben Butter ein gelbweißer Schaum aus dem Fasse hervor; mogte die gute Frau auch bald kalt, bald warm, bald heiß nachgießen; mogte sie in der kühlen Kammer, oder unter dem heißen Strohdache buttern.

Diese Plackereien konnte kein Christenmensch ertragen, und unser Hirte erst recht nicht. Darum suchte er die Alte auf Schritt und Tritt, auf Wegen und Stegen zu beschleichen, um ihre Zaubersprüche zu hören oder sie in Gesellschaft des Bösen anzutreffen; denn ohne Beweise konnte man ihr unmöglich den Prozeß als Hexe machen. Allein so schlau er auch

*) Osterblümchen, Windröschen, auch Oeschen genannt, anemone nemorosa. — Der Genuß desselben soll dem Rindviehe Blutharnen erzeugen. —

das Weib zu überlisten vermeinte, sie war doch schlauer, neun und neunzigmal zum wenigsten. Meinte er, ein noch so sicheres Versteck gewählt zu haben, von wo aus er die Alte gewiß zu belauschen hoffte, wenn sie dahergewatschelt kam, um ihm oder sonst Jemand in der Nähe einen Streich zu spielen, immer entdeckte sie ihn. Und dann hätte Einer das unschuldige Gesicht des heuchlerischen Weibes sehen sollen, wenn sie entweder Kehrt machte, oder einen Seitenweg einschlug, oder, dem guten Hirten zum Aerger, dicht an ihm vorüberschlüpfte; man hätte eher glauben sollen, sie sei eine römische Kalenderheilige und nicht eine Hexe, was sie doch war!

So konnte es nicht fehlen, daß dem armen Hirten schier die Verzweiflung anzuwandeln drohte und ihn auch wirklich angewandelt hätte, wäre ihm nicht eines glücklichen Tages ein guter Gedanke gekommen.

Außer seinem Hirtenposten bekleidete er nämlich ein anderes Amt, das war nicht weniger wichtig, nämlich das eines Nachtwächters. Da dachte er klüglich also: „Am Tage ist das Weib mit ihren Zauberkünsten noch nimmer ertappt, wer weiß, was sie des Nachts treibt, und was mir als Hirte nicht gelingen wollte, mag mir als Nachtwächter glücken.“

Und als er nun in der nächsten Nacht seinen Rundgang durchs Dorf machte, da trat er in der Nähe des Hexenhauses noch einmal so leise auf und weilte dort noch einmal so lange, obgleich es dort so unheimlich still war und es ihn schüttelte, wenn er einen Blick in die dunkle Stube der Hexe warf.

Achtzehn, neunzehn, zwanzig Nächte hindurch blieb Alles beim Alten, und vergebens maltraitirte er sein armes Gesicht und Gehör. Aber als in der einundzwanzigsten Nacht der Vollmond just über der „Eichhester“ stand, und die Mitternachtsstunde anbrach, und der Nachtwächter hinter der Linde

vor dem Hexenhause der Dinge wartete, die absolut nicht kommen wollten — da knarrte die Thür, und leise und vorsichtig trat die Hexe aus dem Hause. Deutlich sah er, und es war schaurig anzusehen, wie das Weib erst den Blick auf den Vollmond richtete und dann wieder auf das Herrenhaus warf. Ohne Zweifel murmelte sie einen Zauberspruch, und die Schläfer im Herrenhause träumten sicher nicht von dem Unheile, welches so eben über sie heraufbeschworen wurde.

Aber auch das Weib ahnte nicht, daß jetzt das Maaß ihrer Sünden voll sei. Klug und verwegen, wie er war, der Nachtwächter nämlich, ließ er die Hexe den Zauberspruch nicht zu Ende bringen, sondern packte sie mit aller Kraft, daß ihr der gottlose Spruch in der Kehle stecken blieb. Freilich sträubte sie sich gewaltig, wollte sich losreißen, suchte sich durch Zauberkünste zu befreien; aber der kluge Wächter hatte sie so gepackt daß die bösen Zauberaugen des Weibes ihn nicht erreichen konnten, und ihre Bitten und Lamento's und ihr Zetermordio halfen ihr auch blitzwenig. Fort gings mit ihr nach dem Hofe und dort wurde sie bis zum Morgen in einem Säustall einquartirt.

Das setzte am Morgen ein Gaudium, als es hieß: „Sie haben sie, sie haben sie!“ und als Jung und Alt nach dem Hofe eilte, um die gräuliche Hexe zu schauen, die sie doch Alle von Kindesbeinen an von Angesicht zu Angesicht kannten.

Das Verhör begann. Die Hexe beschwur hoch und theuer ihre Unschuld; aber es half ihr natürlich nichts, von wegen der zu klaren Beweise, welche sie gegen sich hatte. Als da waren, Nummer Eins, die rothen Augen, Nummer Zwei, die vielen Unglücksfälle in Schwechow und Umgegend und, Nummer Drei, was in aller Welt hatte sie Nachts Punkt 12, als der

Vollmond gerade über der Eichhester stand, bald nach dem Monde und dann wieder nach dem Herrnhause zu blicken.

Kurz und gut, man machte der Hexe den Prozeß und verurtheilte sie zum Feuertode. Und so verstockt war die graue Sünderin, daß sie nicht allein fort und fort im Leugnen beharrte, sondern auf dem Wege zum Richtplatze noch einmal ihre Tücke an einem der Hofknechte auszuüben versuchte. Zum Glück bemerkte einer der Anwesenden, daß das Weib diesen nicht aus den Augen ließ und gab ihr einen Schlag mit einem Kreuzdornzweig, wodurch ihre Kunst zu Schanden wurde.

Der Berg, worauf die Hexe verbrannt wurde, heißt noch heute der Hexenberg und liegt zwischen Pritzier und Bellahn an der hamburger Chaussee.

Noch vor wenigen Jahren soll unter dem Namen „Hexenpfahl" der Eichenstumpf vorhanden gewesen sein, an dem die arme Hexe den Feuertod erlitt.

Eine alte Urkunde über diese und eine andere Hexenverbrennung lautet also:

> „Den 25. September 1685 ist Johanna Baark wegen Hexerey mit Feuer zur Aschen verbrannt und 1706 ist Trina Karck zu Schwechow wegen Hexerey verbrannt."

Die vom Teufel zu Tode getanzte Braut aus einem Dorfe bei Feldberg.

Johann war ein redlicher, braver Bursche und seiner langjährigen Braut von Herzen immer gut und treu gewesen. Ob diese jedoch letzteres auch immer gegen ihn gewesen, darüber waren sich die Leute nicht recht einig; hingegen munkelte man, daß sie etwas leichtsinnig sei und während ihrer Brautschaft mit Johann öfter Diesen oder Jenen noch heimlich zum Liebhaber gehabt habe.

Als Johann nun nach langem, treuem Dienen sich ein nettes Sümmchen zusammengespart, dachte er ernstlich daran, in seinem heimathlichen Dorfe,*) nahe bei Feldberg, einen eigenen Hausstand zu gründen und sein Lieb heimzuführen.

Schon war der Tag seiner Hochzeit festgesetzt. Einige Zeit vor derselben, als das Brautpaar wieder des Abends zwischen den duftenden Kornfeldern des Dorfes lustwandelte, fragte plötzlich Johann, dem etwas davon, was die Leute Nachtheiliges über den Lebenswandel seiner Braut redeten, zu Ohren gekommen war, diese auf's Gewissen: ob sie ihm denn auch wirklich wol immer so recht treu gewesen?

Die Braut versicherte es wiederholt.

Da aber der Bräutigam noch immer zu zweifeln schien und immer mehr in sie drang, ihm doch die reine Wahrheit zu sagen, da schwur sie es ihm mit frecher Stirne auf das Heiligste zu und rief endlich: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich gelogen!“

*) Den Namen des Dorfes konnte ich nicht bestimmt erfahren.

Johann glaubte ihr jetzt; er war nun völlig beruhigt und fest von der Treue seiner Braut überzeugt.

Der ersehnte Hochzeitstag war endlich da. Viele Gäste waren versammelt; schon war die Trauung und das Festmahl vorüber und der Tanz bereits im besten Gange, als plötzlich ein fremder, sehr reich und vornehm aussehender Herr unter die frohen Tänzer trat, sich mit größter Freundlichkeit vor der jungen Frau verneigte und sie um die Ehre eines Tanzes bat. Dieser wurde natürlich sofort bereitwilligst zugesagt, und bald drehte sich das Paar in rasender Eile in der Stube umher.

Aber immer wilder und schneller wurde der Tanz; dann ging's plötzlich wie im Wirbelwinde hinaus, durch die offenstehende Hausthür in's Freie und, o Wunder, in sausender Hast immer weiter und weiter fort, hoch in die Lüfte hinein.

Versteinert vor Ueberraschung und Schrecken standen Alle da und starrten der seltsamen Erscheinung nach, die bald ihren Augen in der Abenddämmerung entschwunden war.

Dem armen, erstarrten Bräutigam wurde nun Alles klar. Nachdem er sich etwas gesammelt, erzählte er den hochaufhorchenden Hochzeitsgästen das Begebniß jenes Abends, wo ihm seine Braut mit den heiligsten Eiden ihre stete Treue gegen ihn versichert; wie schändlich sie ihn aber belogen und hintergangen, und wie nun der Teufel, dem sie sich selbst verschrieben, die Unwürdige geholt u. s. w.

Traurig und verstört schied hiernach die Gesellschaft von einander.

Am andern Morgen fand man die gräßlich entstellte Leiche der Braut bei einem Schafhürden auf dem benachbarten Dorffelde liegen. Der Kopf war umgedreht; die Eingeweide lagen theils zerstreut auf dem Boden umher, theils waren sie um die Hürdenpfähle geschlungen und hingen also zur Erde hernieder.

Der Schäferknecht aber — der, wie die böse Welt sagt, einer ihrer heimlichen Liebhaber gewesen sein sollte — erzählte schaudernd, daß er, ruhig diese Nacht in der Hütte bei seiner Heerde schlafend, plötzlich um die Mitternachtsstunde durch ein entsetzliches Angstgeschrei erweckt worden. Er habe sich hiernach aufgerichtet und nun beim hellen Mondschein gesehen, wie der leibhaftige Teufel mit Johanns Braut oder jungen Frau in wirbelndem Fluge seinen Hürden umtanzt; wie der Böse dabei, trotz Heulens und um Erbarmen Schreiens des armen Weibsbildes, immer mit ihr gegen die Pfähle und Recke gefahren sei, so daß ihre Eingeweide bald sämmtlich aus dem Leibe herausgerissen und allenthalben am Hürden sitzen geblieben wären. Als der Teufel sie also zu Tode getanzt, habe er den entseelten Körper zur Erde geworfen und sei dann hohnlachend durch die Lüfte wieder davon geeilt.

Der erlöste Geist in der leussower Forst bei Mirow.

(Von Friedr. Latendorf aus Neu-Strelitz.)

Ein alter Dienstknecht des Präpositus Giesebrecht in Mirow, dessen Sohn jetzt auch schon im vorgerückten Alter dieselbe Stelle bekleidet, sein Knecht also, Heinrich Daedelow aus Wesenberg, pflegte häufig ein Abenteuer zu erzählen, das ihm mit seinem Herrn begegnet sei und das Zeitlebens eine bleibende Erinnerung bei ihm zurückgelassen. Meine Verwandten in Userin haben öfter von dieser Geschichte ihre Kinder unterhalten.

Der Pastor ließ also seinen Knecht mitten in der Nacht

zur leussower Forst hinausfahren, an einer bestimmten Stelle Halt machen; dort solle er bleiben, was er auch sehen und hören möge, denn Niemand habe Gewalt über ihn. Der Pastor aber ging weiter in das Dickicht, und bald ließ sich ein lautes Wimmern und Gestöhn vernehmen, daß dem Knecht vor Angst die Haare zu Berge standen.

Schweigend kehrte der Geistliche zurück, und erst als sie eine lange Strecke wieder nach Mirow zu gefahren waren, bedeutete er den Knecht, daß sie nun noch zweimal denselben Weg zu machen hätten. Er solle aber nur ruhig bleiben wie zuvor.

Das geschah denn auch. Bei dem dritten Male aber wollte der Knecht vor Angst fast vergehen bei all dem Geschrei und Gestöhn; und der Pastor selbst kam bleich und matt zum Wagen zurück.

Erst kurz vor Mirow eröffnete er seinem treuen Diener, daß er nun mit Gottes Hülfe den Geist, der in der Forst sein Wesen getrieben, erlöst habe.

Vom Thun und Treiben der Unterirdischen oder Mönken im Damskerberge bei Ludwigslust und ihrem gänzlichen Fortzuge aus Mecklenburg.

Im Damskerberge zwischen Göhlen und der Laukmühle, unweit des ludwigsluster Kanals, war vor diesem der Hauptsitz der Unterirdischen oder Mönken. Hier wohnte auch ihr König, und alle hie und da noch im Lande zerstreut lebenden Unter-

irdischen standen mit dem Damskerberge in Verbindung und erhielten von hier aus ihre Befehle.

Auch heute, nachdem der König der Mönken schon längst mit dem letzten Reste seines Volks Mecklenburg verlassen und weit fort in die Fremde gezogen ist, erzählen sich, wie im ganzen Lande, namentlich in der ludwigsluster Gegend — dem, wie mir schon gehört, ehemaligen Haupttummelplatze der Kleinen — die Leute noch viel und Mancherlei von dem Thun und Treiben der Unterirdischen, von deren kleinen König und dem Damskerberge, seiner früheren Residenz; und lassen wir hier nun zuerst einige dieser Sagen folgen:

Ein Bauer in Göhlen, der immer im besten Einverständnisse mit den Mönken gelebt, sie nie beleidigt oder gekränkt hatte, und dem sie daher alle von Herzen gut waren und ihm riethen und halfen, wo sie nur immer konnten, lud einst sämmtliche unterirdische Bewohner des Damskerbergers zu seiner Hochzeit ein. Sie alle erschienen auch, sammt ihrem Könige, in den schönsten Festkleidern, aßen, tranken und tanzten mit den übrigen Hochzeitsgästen und waren fröhlich und munter dabei, bald in sichtbarer, bald in unsichtbarer Gestalt.

Als das Fest beendet war, zogen auch die Zwerge wieder ab und hinterließen dem jungen Ehepaar die wunderlichsten Gaben, bestehend in Tannen- und selbst Roßäpfeln, kleinen Bündchen Heu oder Stroh und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Obgleich auch die übrigen Hochzeitsgäste über diese merkwürdigen Geschenke herzlich lachten und spotteten, so nahm der Bauer sie doch alle freundlich und mit Dank an; denn er wußte wol, daß ihn seine kleinen Freunde nicht necken würden und daß ihre Gaben, trotz der scheinbaren Unbedeutendheit, doch gewiß gut und werthvoll seien.

Und er hatte sich nicht geirrt; denn am andern Morgen

war Alles schönes blankes Gold- und Silbergeld geworden und der Bauer nun ein wohlhabender Mann und der Reichste des Dorfes.

In späteren Zeiten hütete einmal des Abends der göhlensche Kuhhirte beim Damskerberge. Ruhig bei seiner weidenden Heerde stehend, hörte er es plötzlich zu seinen Füßen mit ganz feiner Stimme rufen: „Kugel rut, mien Hoot!"*) wonach es leise bei ihm im Grase rauschte.

Nachdem sich dieser Ruf und das Rauschen darauf sehr oft wiederholt hatte, wards wieder ganz stille.

Halt, dachte der Hirte jetzt bei sich, sollst doch auch einmal so rufen. Und er thats und bekam auf sein: „Kugel rut, mien Hoot!" aus der Erde die Antwort: „„Is keen Hoot mehr doa, als Grotvaras Hoot!""**)

Da rief er denn wieder: „Grotvaras Hoot iß mie ok noch goot!"***)

Hiernach rauschte es abermals im Grase und ein kleines Hütchen lag zu seinen Füßen.

Der Hirte bückte sich darnach, setzte ihn auf und, o Wunder, das Hütchen paßte ihm trotz seiner Kleinheit, als sei es eigens für seinen Kopf gemacht.

Wie vielmehr aber erstaunte der Mann, als er jetzt um sich sah und die ganze Gegend voller kleiner Leute erblickte.. Sie waren alle so groß wie ein kleines Kind, trugen kleine Ränzel oder Bündel auf dem Rücken und marschirten der Lauckmühle zu, wo morgen große Kindtaufe sein sollte.

---

*) „Kugele heraus, — rolle, komme hervor, aus der Erde nämlich — mein Hut!"

**) „„Es ist kein Hut mehr da, als Großvaters Hut!""

***) „Großvaters Hut ist mir auch noch gut — lieb —!"

Der Hirte ging nun den Unterirdischen nach, die er vermöge ihres kleinen Großvaterhuts sehen konnte, und erlebte hierbei ein ferneres großes Wunder. Niemand der ihm Begegnenden nämlich sah ihn, auch nicht die Thiere; denn ein Hase kam gerade auf ihn los, ohne ihm aus dem Wege zu gehen oder die geringste Furcht zu zeigen. Das kam aber davon, weil er den Hut der Mönken trug, der ihn für Menschen und Thiere unsichtbar machte.

Am andern Tage hiernach fand nun die schon erwähnte große Kindtaufe statt, wozu, außer vielen andern Gästen, auch unser Kuhhirte geladen war.

Nachdem der junge Weltbürger getauft, setzten sich die Gäste zum fröhlichen Mahle um die lange Tafel nieder, und bald dampften darauf auch schon die großen Schüsseln mit allerhand prächtigen Gerichten. Die Kindtaufsgäste nahmen nun schnell Löffel und Messer zur Hand, um sich einmal wieder recht gütlich zu thun. Wer malt aber ihren Schreck und ihre Verwunderung, als, ehe sie zugreifen konnten, die eben noch ganz vollen Schüsseln plötzlich, wie fortgezaubert, schon wieder bis auf den Grund leer dastanden, so daß auch keine Ahnung mehr von den Speisen darin zu erblicken war.

Immer neue Schüsseln mit Essen wurden hereingebracht; kaum aber waren sie auf die Tafel niedergesetzt, so waren sie auch schon in demselben Augenblicke wieder bis auf die Nagelprobe leer und wie ausgeleckt.

So gings mit dem vergeblichen Speisenauftragen fort, bis nichts Eßbares mehr in der ganzen Mühle zu finden war. Alles war nach seinem Erscheinen immer sofort wieder von der Tafel verschwunden, die Gäste hatten keinen Happen davon abbekommen und mußten also mit leerem Magen abziehen.

Deß ärgerte sich aber gewaltig der Kindtaufsvater, und

wüthend rief er endlich aus: „Das geht nicht zu mit rechten Dingen, der Teufel muß sein böses Spiel mit mir treiben!"

Da erinnerte sich zufällig der Kuhhirte seines kleinen Großvaterhuts von gestern, er holte selbigen hervor und drückte ihn dem Müller auf den Kopf. Und wie Schuppen fiel es diesem von den Augen, denn er sah jetzt, wie sein ganzes Haus voller Unterirdischer krimmelte und wimmelte; wie sie immer sogleich die für seine Gäste bestimmten Schüsseln geleert hatten und nun emsig dabei waren, die geraubten Speisen, in ihren Ränzeln und Bündeln verpackt, aus dem Hause zu schleppen.

Einem Rasenden gleich schlug der Müller mit seinen geballten Fäusten zwischen die kleinen Räuber; doch sie wichen geschickt allen seinen Hieben aus und waren gleich darauf spurlos verschwunden.

Der Kuhhirte aber erzählte den erstaunten, hungrigen Kindtaufsgästen die Geschichte mit dem Hute, wie er dazu gekommen, was er durch sein Aufhaben gestern Alles erlebt und gesehen, und welche Eigenschaften derselbe besitze, wovon der Müller ja eben auch eine redende Probe erlebt hatte rc.

Der wüthende Müller aber, der gar oft in seinem Leben die Kleinen geneckt und gefoppt und nie in gutem Vernehmen mit ihnen gestanden hatte, und dem sie dafür nun diesen argen Streich gespielt und sich also gerächt hatten, schwur sich wieder rächen zu wollen.

Freilich wurde ihm dies von allen Anwesenden verwiesen und er sehr abgerathen, die Mönken nicht noch mehr zu reizen, sondern sie fernerhin in Frieden zu lassen, und nun nur lieber gute Miene zum bösen Spiel zu machen, es könne ihm das sonst noch ärger zu stehen kommen, als jetzt rc. Dennoch aber beharrte der Müller bei seinen Racheplänen und schalt und fluchte nur noch ärger auf die Kleinen los, wofür sich diese, wie

wir weiter hören werden, wieder auf eine noch empfindlichere Weise zu rächen wußten.

Als nämlich nach einem Jahre dem Müller wiederum ein Töchterchen geboren war, da ließ die unachtsame Mutter in der Nacht vor der Taufe die bei dem Säugling brennende Lampe ausgehen. Freilich hatte die Wöchnerin hiernach an der Wiege von ihrem Bette aus ein leises Geräusch gehört, doch da alsdann Alles wieder stille war, so achtete sie nicht weiter darauf und schlief ruhig bis zum hellen Morgen.

Zwar schien der Frau ihr Kind jetzt etwas anders auszusehen als sonst, und schon dachte sie mit Schrecken daran, es könne am Ende gar diese Nacht im Dunklen von den Unterirdischen umgetauscht sein. Doch sie irrte sich gewiß, das Kind lag ja noch in denselben Windeln von gestern, die sie selbst genäht hatte und ganz genau kannte, und so beruhigte sie sich denn auch bald wieder vollständig.

Am Nachmittage war nun die feierliche Taufe. Wieder waren viele Gäste versammelt, und Alles ging ohne Störung, in bester Ruhe und Ordnung ab. Die Eingeladenen brauchten dies Mal also nicht wieder wie vorig Jahr mit leerem Magen abzuziehen, sondern kehrten nach beendigtem fröhlichen Feste, über die Maßen gesättigt — wie das auf dem Lande bei dergleichen Gelegenheiten so Mode ist — in ihre Wohnungen zurück.

Ein Jahr verschwand hiernach, so auch noch ein zweites und ein drittes, ja es waren schon sieben Jahre verschwunden, als das Kind noch immer in der Wiege lag. Dabei wuchs es nicht aus der Stelle, auch sprach es nicht, und weinen und lachen that es auch nicht einmal.

Da begab es sich, daß die Müllerfrau eines Morgens in der Küche vor dem Feuerheerde stand und eine große Menge Rührei für ihre auf dem Felde beschäftigten Arbeiter machte.

Zufällig war gerade die Thüre, die aus der Kinderstube in die Küche führte, auf, so daß der schöne Geruch von dem Rührei ungehindert zu dem kleinen Balge dringen konnte. Eier aber, so wie den Geruch der daraus bereiteten Speisen können die Unterirdischen durchaus nicht vertragen, und so sah denn die Müllerin, wie sich plötzlich das Kind kerzengerade in der Wiege aufrichtete und, nach den vielen Eierschalen blickend, schaudernd sagte: „Ick bünn so olt as Böhmengold, äwe so vähl Eiapött heff ick in'n Leb'n noch nich seh'n!"*)

Jetzt wußte die Frau genug. Was sie schon längst vermuthet, war ihr nun zur festen Gewißheit geworden: das Kind in der Wiege war nicht ihr Töchterchen, sondern ein Wechselbalg der Mönken. Still holte sie eine große Ruthe, eilte an die Wiege und klatschte das unterirdische Ding so stark, als sie's nur immer konnte. Gewaltig schrie es nun und bat: „Laß es doch endlich sein, ich will auch Alles gestehen!"

Und als die Müllerin hiernach mit dem Schlagen aufhielt, da beichtete das Kleine, daß es kein Kind, sondern ein völlig ausgewachsener Unterirdischer wäre und in der Nacht vor der Kindtaufe, als die Lampe verlöscht gewesen, von seinen Leuten an Stelle ihres Töchterchens in die Wiege gelegt worden sei. „Und", setzte es endlich hinzu, „wenn Du mich nicht mehr schlagen willst, so sollst Du auch Dein Kind wiederhaben, das, zur Strafe für die viele Unbill, welche Dein Mann uns gethan, von meinem Volke mit hinunter in den Damskerberg genommen worden."

Die Müllerfrau ließ nun die kleine Unterirdische in Ruhe. Als sie aber am andern Morgen erwachte, da war die Wiege

---

*) „Ich bin so alt als böhmisches Gold, aber so viele Eiertöpfe — Schalen — habe ich im Leben noch nicht gesehen!"

leer, das Wechselbalg war daraus verschwunden, und vor ihrem Bette stand ihr vor sieben Jahren geraubtes liebes Kind. Hold lächelnd schauete es sein Mütterchen an, die es gerührt in die Arme schloß.

Aber nicht lange sollten sich die Müllerleute ihres wiedererhaltenen Kindes freuen, es war dort unten zu sehr verwöhnt und zu empfindlich gegen Alles geworden; selbst der geringste Luftzug schadete ihm, auch konnte es die Speisen hier oben gar nicht vertragen. Es kränkelte fortwährend, und als der Frühling wieder in's Land zog, da schloß das liebe Geschöpf für immer seine himmlisch reinen Aeugelein und starr und kalt lag es da, einer geknickten Rosenknospe gleich.

Viele, viele Jahre waren wieder nach dieser Begebenheit verschwunden, da behackte eines Tages ein Mädchen aus Göhlen am Damskerberge die Kartoffeln. Sie war gar emsig bei der Arbeit, denn die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu und das Ackerstück sollte heute noch fertig werden. Als sie eben die Hacke wieder aufhob, sah sie vor sich am Boden eine große Kröte kriechen. Schon wollte sie das häßliche Thier todt schlagen, als ihr der in der Schule gelernte schöne Spruch einfiel:

„Nimm auch dem kleinsten Wurm muthwillig nie sein Leben,
Er hat es nicht von Dir, Gott hat es ihm gegeben!"

Mit bessern Gedanken wollte sie nun noch einmal nach der Kröte sehen, allein diese war plötzlich verschwunden.

Einige Tage hiernach kam ein Unterirdischer zu dem Mädchen in's Haus und lud sie zu Gevatter bei seinem neugebornen Kinde. Anfangs hatte sie gar keine Lust dazu, da aber die Eltern zuredeten und meinten, daß man solches nicht abschlagen dürfe, so folgte sie doch endlich dem Kleinen, wenn auch nicht ohne Herzklopfen.

Bald kamen Beide beim Damskerberge an. Das Männchen stampfte dreimal mit dem Fuße, und auf sprang eine Thür, die das Mädchen noch nie zuvor bemerkt hatte, obgleich sie sonst jede Stelle des Berges genau kannte. Dem Mönken folgend, stieg sie viele Stufen hinab und kam endlich in einen großen Saal, wo's gar herrlich aussah. Allenthalben glänzte und funkelte es von Gold und Edelsteinen; kurz es war da unten ein Glanz und eine Pracht, wie es das arme Mädchen noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. Und auch recht lustig ging's hier zu, denn an einem Ende saßen auf einer Erhöhung viele kleine Spielleute, die eine gar liebliche, herrliche Musik machten. In der Mitte stand eine lange gedeckte Tafel, mit allerlei prächtigen Speisen und Getränken bedeckt. Eine kleine Wiege aber barg das Knäblein, dessen Pathin das erstaunte Mädchen werden sollte.

Schon hatte die heilige Handlung begonnen; das Mädchen stand nebst den andern Gevattern vor dem Taufstisch und hielt das Kind. Da sah sie zufällig in die Höhe und erblickte einen großen Mühlenstein über ihrem Haupte schweben, der nur von einem einzigen seidenen Faden gehalten wurde. Fast hätte sie vor Schreck und Entsetzen das Kind auf die Erde fallen lassen, doch die Kindtaufsmutter beruhigte sie und redete also leise zu ihr: „Fürchte Dich nicht, Menschenkind! Ich war jene Kröte, als Du Kartoffeln behacktest; sowie damals mein Leben unter Deiner Hand an einem seidenen Faden hing, so schwebt auch jetzt Dein Leben unter dem Mühlstein an einem solchen. Doch sowenig mir Deine Hacke was Leides that, sowenig soll Dir auch der Mühlstein jetzt ein Leid zufügen.“

Der Mühlstein verschwand hiernach. Und als der feierliche Taufact zu Ende, da war das Mädchen vergnügt mit den kleinen Kindtaufsgästen, aß und trank, scherzte, lachte und

tanzte mit ihnen und wurde endlich wieder, reich beschenkt, von dem Kindtaufsvater nach Hause gebracht.

Viel erzählte nun das Mädchen, was sie dort unten bei den Mönken alles gesehen und erlebt, wie herrlich es bei ihnen aussehe, wie reich sie sein müßten, und welche Schätze sie gewiß besäßen, da alles von Gold und Edelsteinen gewesen, und dergleichen mehr. Und viele ihrer Zuhörer wurden lüstern nach den Schätzen des Damskerberges; sie nahmen Hacken und Gräber und wühlten große Löcher in den Berg. Niemand der Schatzgräber aber fand das Geringste, keine Spur von Gold oder Goldeswerth, auch keine Gänge oder unterirdische Gemächer; kurz der Damskerberg war in seinem Innern ebenso beschaffen, wie alle andern Berge.

Die Mönken ertrugen diese Nachstellungen zwar Jahre lang hindurch; doch als sich dieselben immermehr mehrten und die Menschen überhaupt nach und nach all ihre ihnen früher bewiesene Furcht und allen Respect vor ihnen zu verlieren schienen, da sahen sie ein, daß nun ihre Zeit um, und ihres Bleibens hier nicht mehr länger sei.

Ihr König erließ daher an alle seine noch im Lande zerstreut wohnenden Unterthanen den Befehl, sich unverzüglich mit Hab und Gut nach seinem Hauptquartiere zu begeben, um von hier aus unter seiner Leitung auszuwandern und ihren schon früher vorausgegangenen Brüdern nachzuziehen. Und alle gehorchten und bald war das ganze Volk der Mönken um ihren König im Damskerberge versammelt.

Dieser ritt nun in sichtbarer Gestalt eines Abends spät gen Dömitz und schloß mit dem dortigen Fährmann gegen reichen Lohn einen Kontract ab, wonach er am nächsten Abend, vom Erscheinen des ersten Sterns am Himmel, bis zum Auf-

gang der Sonne, die ganze Nacht hindurch unsichtbare Lasten nach dem jenseitigen Ufer der Elbe übersetzen sollte.

Als am nächsten Abend der erste Stern am Himmel glänzte, langte auch schon wieder der Unterirdischen König bei dem Fährmann an, und hinter ihm her kam's mit Schwirren und Summen, als wenn viele Bienenschwärme angezogen kämen.

Und hinein gings jetzt in des Fährmanns Kahn, daß nur eine Hand breit Bort übrig blieb; und hinüber und herüber fuhr er so die ganze Nacht hindurch ununterbrochen fort, ohne daß er auch nur das Geringste von dem sehen konnte, was er schweißtriefend übersetzte.

Endlich begann sich der Himmel im Osten zu röthen; jetzt stieg auch der König, der bis dahin immer auf seinem weißen Rößlein am diesseitigen Ufer gehalten hatte, in den Kahn und ließ sich mit hinüberschaffen.

Drüben angelangt, zahlte er dem erschöpften Fährmann zuerst seinen Lohn, dann aber sprach er freundlich zu ihm: „Gucke mir jetzt einmal über die Schulter, damit Du doch auch siehst, was Du diese Nacht gefahren.“

Und als der Fährmann dies nun that, da sah er mit Verwunderung und Staunen, wie das ganze hannöversche Land, soweit er sehen konnte, voller Mönken wimmelte. Alle hatten kleine Wanderstäbe in den Händen; die Männlein trugen auf Bahren, in Säcken und Ränzeln ihr Hab und Gut, die kleinen unterirdischen Weiber aber hatten ihre Kinder auf dem Rücken.

Der König wendete sich jetzt noch einmal mit den Worten: „Wir reisen unsern voraufgegangenen Brüdern nach Lappland nach!“ zu dem Fährmann um, winkte ihm zum Abschiede und sprengte dann seiner forteilenden Volksschaar nach.

Seit dieser Zeit sind auch die letzten Mönken oder Unterirdischen aus dem Lande verschwunden, und nie hat man wieder etwas von ihnen in Mecklenburg gehört und gesehen.

Eine große goldene Wiege, mit Edelsteinen gefüllt, soll der Mönkenkönig bei seinem Abzuge in dem Damskerberge zurückgelassen haben; vielleicht also, daß er noch dereinst mal wieder zurückzukehren gedenkt, wenn die Zeiten seinem Volke hier wieder günstiger geworden.

Schon häufig wollen des Nachts vorbeigekommene Leute diese Wiege im genannten Berge rummeln und klingen gehört haben; auch ist schon vielfach darnach gegraben worden, aber immer ohne jeglichen Erfolg.

Die vom Teufel geholten Kartenspieler von Westenbrügge bei Neu-Bukow.

(Von Dr. K. Petermann.)

Zwischen Neu-Bukow und Kröpelin liegt ein Dorf Namens Westenbrügge. Dort im Wirthshause spielten einmal Sonntags unter der Predigt vier wüste Gesellen Karten.

Plötzlich trat ein Fremder zu ihnen an den Tisch. Sie ließen sich dadurch in ihrem Fluchen und Toben nicht stören.

Einem der vier Spieler war eine Karte in der Heftigkeit seiner Gesten niedergefallen; er bückte sich, um sie aufzuheben.

Als er auf dem Fußboden die Karte suchte, erblickte er

einen Pferdefuß und erkannte daran den Teufel. Er wurde leichenblaß; und unter einem nichtigen Vorwande entfernte er sich dann zitternd und zagend aus dem Wirthshause.

Die drei andern Spieler aber, die nichts merkten, ergriff der Teufel bald darauf und stürzte mit ihnen durch die Wand.

Noch heute soll zu Westenbrügge im Kruge die blutige Stelle zu sehen sein, wo der Teufel mit den wüsten Kartenspielern durch die Wand gefahren ist.

Der spukende Grenzgänger von Linstow bei Krakow.

Vor ungefähr fünfhundert Jahren lebte auf Linstow bei Krakow ein rüder, wüster Geselle. Mit den sämmtlichen Nachbaren in stetem Streit und Hader, verpraßte er mit seinen Rauf- und Saufkumpanen das Mark seiner Untergebenen, die er auf das Schändlichste quälte und drückte.

In seiner nächsten Nähe, auf Dobbin, wohnte ein wackerer Edelmann, der, brav und gottesfürchtig, jede Gelegenheit vermied, mit seinem rohen Nachbar in Berührung zu kommen. Desto mehr aber war dieser dafür bemüht, mit ihm anzubinden, indem er sich auf die unverschämteste Weise ein Stück seines Landes nach dem andern anmaßte.

Der Dobbiner versuchte zuerst mit Güte, dann aber, da diese nicht fruchten wollte, mit Gewalt das ihm geraubte Land wieder zu erlangen; aber was wollte er gegen seinen wilden

Feind machen? Er richtete deßhalb eine Bitte um Schutz und Hülfe an den damals regierenden Herzog Albrecht II.*) Jedoch, bevor ihm solches wurde, starb er plötzlich und hinterließ eine trauernde Wittwe und drei unmündige Kinder, wovon die Erstere dem geliebten Gatten bald nach in die Ewigkeit folgte.

Der Linstower ließ nun diesen für sich so glücklichen Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen, indem er auf das Schamloseste seine Grenze erweiterte und also ein großes Stück Land des dobbiner Gebiets stahl.

Herzog Albrecht zog, nach wiederholtem Bitten und Drängen von Seiten der Vormünder der dobbiner Waisen, endlich selbst nach dort, um strenges Gericht zu halten. Doch der Linstower beeidigte jetzt mit einem furchtbaren Schwur, daß sich schon seit undenklichen Zeiten das linstowsche Gebiet so weit erstrecke, wie es jetzt seine Grenzpfähle anzeigten.

Gegen diesen Schwur konnte in damaliger Zeit auch der Fürst nichts einwenden; die Sache war damit erledigt und der Linstower stand somit vor der Welt als rechtmäßiger Besitzer des so schändlich geraubten Landes da.

Nicht lange sollte aber der Meineidige sich des angeschworenen Gebiets erfreuen; denn eines Morgens fand man ihn mit umgedrehtem Halse todt an der dobbiner Scheide liegen. Der Teufel hatte ihm, als er spät von einem Gelage aus Goldberg heimkehrte, auf der Grenze das Genicke umgedreht.

Aber auch im Grabe ward dem bösen Sünder, der ohne Reue und Buße gestorben war, keine Ruhe; denn seine gemarterte Seele hat von nun an, als spukender Grenzgänger, bald in dieser, bald in jener Gestalt, zum Schrecken und Entsetzen

*) Siehe Anmerkung 2, Seite 208 zweiten Bandes.

der Menschheit umherirren müssen, bis sie dereinst durch Gottes Gnade erlöst werden wird.

Auch noch jetzt erscheint der linstower Grenzgänger des Nachts dem einsamen Wandrer.

Bald zeigt er sich in übergroßer Gestalt, mit Grenzpfählen bepackt, längst der Nebel*) hingehend und Grausen erregende Töne ausstoßend; bald schwänzelt er als ein schwarzes Hündchen dem Wanderer um die Füße und verwandelt sich plötzlich in einen dunkeln, unheimlichen Körper, der sich thurmhoch vor ihm ausstreckt, dann wieder zu einem kleinen Balle zusammenschrumpft, und sich bald vor, bald an der Seite, bald hinter dem Gehenden fortwälzt.

Noch vor wenigen Jahren ist, wie mir Jemand mittheilte, einem achtbaren Bürger aus Krakow, der sich des Abends zu lange in Kieth aufgehalten hatte, auf der dobbiner Scheide Folgendes begegnet:

Ruhig fortrauchend stößt derselbe nämlich plötzlich mit seinem Fuße an einen vor ihm liegenden schwarzen Gegenstand. Er bückt sich, um denselben aufzunehmen, da rollt derselbe aber langsam wol an zehn Schritt weiter und bleibt ruhig liegen. Der gute Krakower kann trotz des hellen Mondscheins doch nicht recht dahinter kommen, was dies eigentlich ist; er geht daher dreist nach und versucht nun mit seinem Krückstocke den wunderlichen Klumpen aus dem Wege zu werfen.

Da breitet sich dieser plötzlich zu einer gewaltigen Größe um ihn aus und versperrt ihm nach allen Seiten hin den Weg, so daß sich der geängstigte Mann weder vor noch rückwärts bewegen kann; dabei ist er wie festgebannt, die Zunge klebt ihm

*) Die Nebel, ein kleiner Fluß.

am Gaumen und Hände und Füße sind ihm wie gelähmt; kurz, er weiß selbst nicht, wie ihm ist und geschieht.

Erst nach längerer Zeit wurde der arme Mensch durch das Herannahen eines Wagens aus diesem martervollen Zustande erlöst; je näher nämlich der Wagen kam, desto mehr verkleinerte sich auch nach und nach das ihn umschließende Ungethüm, bis es sich endlich bei Ankunft des Wagens ganz in sich selbst auflöste und ihn also wieder frei ließ.

Auch einem Müllergesellen aus Dobbin, der sich im Bornkruge bei Tanz und Bier gütlich gethan hatte, erschien dieser Grenzgänger urplötzlich in Gestalt eines kleinen schwarzen Hundes, der auf ein Mal lustig vor ihm hintrabte. Der Geselle, der das Hündchen lockte, erschrak nicht wenig, als sich dasselbe nach ihm umwendete, mit zwei feurigen Augen ihn anglotzte und darauf sich zu einem unförmlichen Klumpen verwandelte, der sich schwerfällig vor ihm hinwälzte.

Der Müllergeselle fand es nun für gerathen, sofort Kehrt zu machen und in schnellsten Sprüngen nach Linstow zurückzukehren.

Doch um wie viel mehr erschrak er jetzt aber, als sich nach kurzer Zeit mit einem Male der unheimliche Klumpen wieder auf's Neue vor ihm hinwälzte. So oft er sich nun auch wenden mogte, der Klumpen blieb immer vor ihm; sein schnelles Vor- oder Rückwärtslaufen half ihm nichts, er kam dabei doch nicht aus der Stelle.

Erst der anbrechende Morgen erlöste den geängstigten Müllergesellen von seinem Plagegeiste, und acht Tage später trug man ihn auf demselben Wege als Leiche zur Gruft.

Der schwarze Bolle auf dem Jungfernbachs-Stege bei Ankershagen, unweit Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Ueber die sogenannte Jungfernbek, einen kleinen Bach, der bei Ankershagen in den Mühlensee mündet, führte ehedem, als sie noch wasserreicher war, ein Steg. Auf diesem Stege war es zur Mitternachtsstunde nicht richtig, denn dann lag da ein großer, schwarzer Bolle, der Jedem, der des Weges kam, den Paß streitig machte, so daß man umkehren, einen Umweg machen, oder durch den Bach waten mußte.

Hiervon hörte auch ein Zimmergeselle, der einmal in jener Gegend arbeitete. Er war einer von denen, die selbst den Teufel nicht fürchten, und darum fürchtete er sich auch nicht vor diesem Spuck. So begab es sich denn, daß er einst spät Abends diese Straße wandern mußte. Er hatte aber sein gesammtes Zimmergeräth in einem Bündel bei sich. Als er nun zu der berüchtigten Stelle kam, war es gerade Mitternachtsstunde, und richtig lag auch das Ungethüm auf dem Stege, ihm trotzig den Weg versperrend.

Umkehren konnte unser Geselle nicht, denn er mußte heim, und durch den Bach wollte er auch nicht waten; so machte er denn Anstalt, sich freie Bahn zu verschaffen. Ohne Zaudern legte er sein Bündel auf die Erde und langte sich aus demselben seine große Zimmeraxt. Mit dieser machte er sich an den Schwarzen und bearbeitete ihm aus Leibeskräften sein dickes Fell, indem er zu den Hieben immer „Eins! Zwei!“ ausrief.

Eine Zeitlang schien das seltsame Thier die dröhnenden Schläge gar nicht zu beachten, endlich aber erhob es sich doch

brummend und verschwand unter einem Knall, als ob alle Bäume der ankershäger Heide zusammenbrächen, und mit den Worten: „'t is Dien Glück, dat Du man „Een! Twee!“ seggt hest. Du harst man bett Dree tell'n söllt, denn har'k Di wat Annes wiesen wollt.“ *)

Dem Gesellen widerfuhr nichts Arges; er konnte in Frieden seine Straße ziehen und nach ihm hier auch jeder Andere zu jeder Zeit; denn der Bolle ließ sich nicht wieder blicken.

Die drei Schatzgräber von Grünow bei Alt-Strelitz.

In Alt-Strelitz war Jahrmarkt gewesen. Unter den Abends heimkehrenden Landleuten befanden sich auch drei aus dem Dorfe Grünow, der Schneider, der Weber und ein Arbeitsmann.

Sie schwatzten dies und das; unter Anderm äußerte auch der Weber, wie er sich gerne noch so Manches auf dem Markte gekauft hätte, aber das leidige Geld sei bei den jetzigen hochbeinigen Zeiten zu behende 2c.

„Ganz recht, Gevattersmann,“ pflichteten ihm seine Begleiter bei, „auch wir hätten's gerne gethan, aber das leidige Geld ist auch uns gewaltig knapp.“

„„Hol's der Teufel,““ meinte der Weber, „„wenn ich nur einen Schatz wüßte, ich wollte ihn heute noch heben.““

*) „Es ist Dein Glück, daß Du nur „Eins! Zwei!“ gesagt hast. Du hättest nur bis drei zählen sollen, dann hätte ich Dir etwas Anderes zeigen wollen.“

„Und wir wollten Dir tapfer dabei helfen und dann brüderlich mit Dir theilen!“ rief der Schneider und der Arbeitsmann.

Kaum waren diese Worte verklungen, als sich zu den drei also Redenden noch ein Vierter hinzugesellte.

„Einen Schatz mögtet Ihr heben?“ redete dieser sie freundlich an; „nun, da kann ich Euch gerade behülflich sein. Kommt nur mit mir; nicht weit von hier liegt ein solcher. Aber reden dürft Ihr bei Leibe nicht dabei, es mag Euch auch passiren was da will, sonst verschwindet der Schatz.“

„„Ja, ja, wir wissen's schon““, sagten die drei Grünower und folgten eiligst dem voraufgehenden Fremden.

Bald stand dieser stille. „Hier liegt der Schatz vergraben“, sprach er auf einen kleinen Hügel zeigend, „und da liegen auch gleich Hacken und Gräber für Euch. Also jetzt nur fleißig dabei; haltet aber bei Leibe den Mund und denkt an meine Worte.“

Die nach dem Schatze lüsternen Drei ließen sich nicht zwei Mal zur Arbeit aufforder, schnell griffen sie nach Hacke und Gräber, ohne sich in ihrer Geschäftigkeit weiter um den Fremden zu bekümmern, der nach seinen letzten Worten verschwunden war.

Der Schweiß rann unsern eifrigen Schatzgräbern bereits in großen Tropfen über die Stirn, als plötzlich eine Kutsche, mit zwei schnaubenden schwarzen Rappen bespannt, angejagt kam. Mehrere scheußlich aussehende Gestalten stiegen heraus, schleppten allerlei Geräth und Balken herbei und errichteten daraus einen Galgen.

Wol sahen dies unsere Schatzgräber, aber: „Laß Dich nicht verblüffen!“ dachten sie bei sich und gruben und hackten lautlos weiter, denn schon sahen sie den Schatz dort unten in dem Loche blinken.

Der Galgen war fertig. Laut beriethen sich die unheimlichen Gestalten jetzt, wer zuerst baumeln solle. „Ih, nehmt den Rothstrumpf!" schrie endlich einer von ihnen.

Rothe Strümpfe aber trug der Weber. Eiskalt rieselte es diesem bei den eben vernommenen Worten durch die Glieder; und Alles vergessend erhob er ein Zetermordio und flehete um sein Leben.

Kaum hatte der Weber aber den Mund aufgethan, so schwand auch schon allen Dreien das Bewußtsein; sie sahen und hörten nichts mehr und wußten nicht wie ihnen und was mit ihnen geschah.

Als unsere Schatzgräber endlich wieder zu sich kamen — es war am Morgen des andern Tages — da lagen der Schneider und der Arbeitsmann mit zerquetschten Gliedern vor ihren Hausthüren in Grünow; der Weber aber steckte in einem Backofen des Dorfes Groß-Schönfeldt, welches eine halbe Meile von Grünow entfernt ist.

Alle Drei waren hiernach gründlich von ihrer Schatzgräberei kurirt und dankten ihrem Schöpfer, also mit einem blauen Auge davon gekommen zu sein.

Der schwarze See an der Chaussee zwischen Malchin und Neu-Kalen.

(Von Franz Gesellius.)

Nicht weit von Franzensberg, einer Försterei bei Neu-Kalen, liegt im Holze an der Chaussee, welche nach genanntem

Städtchen führt, ein kleiner, winziger See, der schwarze See genannt, von welchem folgende Sage erzählt wird:

Vor Jahren, als es noch keine Chausseen gab, ist in diesem kleinen, unergründlich tiefen See eine Gräfin mit Pferd und Wagen ertrunken, und zwar durch die Nachlässigkeit des Kutschers.

Dies Unglück ist gerade in der Neujahrsnacht geschehen; und soll man nun seit jener Zeit in jeder Neujahrsnacht ein um Hülfe rufendes, Einem durch Mark und Bein gehendes Geschrei hören können.

Die Reise eines Schäferknechts aus Spornitz bei Parchim in der Mainacht nach dem Blocksberge.

In Spornitz bei Parchim wohnte einstmals ein Bauer, dessen Frau eine Hexe war. Wie alle Hexen, pflegte auch sie in der ersten Mainacht nach dem Blocksberg zu reisen.

Einst machte sie dem in ihrem Hause dienenden Schäferknecht, auf welchen sie ein Auge geworfen hatte, den Vorschlag, doch einmal mit ihr nach dem Blocksberg zu reisen.

Der Knecht, der sehr einfältiger, aber dabei auch höchst neugieriger Natur war, ließ sich bereden, und so ging denn schon in der nächsten Mainacht die Reise wirklich vor sich.

Die Bauerfrau befahl ihrem Auserkorenen, gleich ihr einen Besenstiel zu besteigen und ihr folgende Worte nachzusprechen: „Auf und davon und nirgends an!“

Der Schäferknecht, der aber nicht genau zugehört haben mogte, rief in der Hast: „Auf und davon und allenthalben an!“

Sein hölzernes Roß schwang sich hiernach auch richtig in die Höhe und fuhr mit ihm durch die Lüfte dahin, dem Blocksberge zu; aber er stieß allenthalben an, bald an einen Kirchthurm, bald an einen hohen Baum rc., während seine Hausfrau ungehindert über Alles hinwegsauste.

Endlich auf dem Blocksberg angelangt, findet unser Schäferknecht schon die ganze saubere Gesellschaft versammelt. Die ausgelassenste Freude und Lust herrscht überall; es erschallt eine rauschende, prächtige Musik, so schön wie er sie noch nie gehört; Alles jubelt und lacht, tanzt oder macht Musik.

Nachdem sich auch unser Freund aufs Meiste gütlich gethan hat und eine Masse der im Ueberfluß bereit stehenden herrlichen Speisen und Getränke zu sich genommen hat, wird ihm, da er nicht tanzen will, eine Trompete gegeben, um sich damit zu vergnügen und lustig mitzublasen. Obgleich er niemals Musik getrieben, geschweige je eine Trompete geblasen hat, so will er in seiner frohen Laune darauf doch einmal sein Heil versuchen. Er setzt also dreist das Instrument an den Mund; und siehe da, es geht ausgezeichnet, und er bläst besser, als der neustädter Stadtmusikant, wenn er in Spornitz zu Hochzeiten oder Erndtebier aufspielen mußte.

Als kaum der Morgen zu grauen beginnt, hat das Fest ein Ende. Alles schwingt sich auf und eilt der Heimath zu.

Auch der Schäferknecht besteigt wie seine Hausfrau sein Holzroß, spricht jetzt richtig die bekannten Worte und kommt glücklich und ohne diesmal wieder gegen Thürme oder Bäume anzufahren nach Hause. Hier legt er sich zu Bette, um noch die Paar Stunden bis zum gänzlich angebrochenen Tage zu verschlafen und sich also von den Anstrengungen der Reise zu erholen.

Seine Trompete, die er auf dem Blocksberge so herrlich

geblasen, und die er sich dort hatte schenken lassen, legt er bei sich in's Bett. Aber oh Wunder, als er am andern Morgen aufwacht und nach seiner Trompete greift, ist dieselbe ein Katzenschwanz.

Wunderbares auf dem Kreuzwege zwischen Alt-Nantrow und Caminshof, bei Neu-Bukow.

(Von A. P. D. Camin.)

Von dem Bauerdorfe Alt-Nantrow führt ein Weg nach dem ausgebauten Bauerhofe Caminshof; derselbe ist, ungefähr zehn Minuten von dem letzteren Gehöfte entfernt, von einem andern Wege durchschnitten, wodurch ein sogenannter Kreuzweg gebildet wird. Wie's denn an solchen Stellen gewöhnlich spuken und nicht richtig sein soll, so auch hier.

Zwischen 12 und 1 Uhr des Nachts soll nämlich dort ein zottiger, schwarzer Hund mit goldenem Halsbande sein Wesen treiben und einen dort versunkenen Schatz bewachen. Obgleich der Hund noch Niemandem etwas zu Leide gethan hat, so zeigt er doch ein grimmiges Gesicht und einen feuerspeienden Rachen, wenn man sich ihm nähert.

Als einst auch zwei Reiter in der Geisterstunde dieses Weges kamen, hatten sie bei dem Kreuzwege eine noch andere sonderbare Erscheinung. Sie sahen nämlich, wie die schwarzen Mähnen ihrer Pferde plötzlich lichterloh brannten, ohne daß diese Schmerzen empfanden, geschweige denn Wunden hierdurch erhielten; doch wurden die Thiere sehr unruhig und wild und nöthigten dadurch ihre Reiter zum Absteigen.

Das Feuer loderte einige Minuten auf den Mähnen der Pferde, dann verschwand es plötzlich wieder. Die dampfenden Pferde wurden nun ruhiger, so daß die Reiter sie wieder besteigen und ihren Weg fortsetzen konnten.

Des Müllergesellen Pumpfuss wunderbare That auf einer Mühle bei Dömitz.

Bei Dömitz fand sich einst auf dortiger Mühle ein Müllergeselle, Namens Pumpfuß, ein, der nach Aussage der Leute mit der Zauberei sehr vertraut sein sollte. Da er hier nicht die gewünschte Aufnahme fand, so machte er sich alsbald wieder aus dem Staube.

Auf der Mühle aber hatte man eine neue Welle gezimmert, die jetzt gerade eingebracht werden sollte. Doch, oh Wunder, als man sie hineinpaßt, ist sie plötzlich zwei Fuß zu kurz, während sie doch früher die gehörige Länge hatte. Bald erkennen Alle, daß der Pumpfuß hier gewiß seine Hand im Spiele gehabt; schnell wird daher ein reitender Bote abgesendet, um ihn wieder zurückzuholen.

Nach vielem Bitten kehrt denn auch der glücklich vom Boten wieder engeholte Pumpfuß zurück nach Dömitz und versteht sich, nach großen Versprechungen von Seiten des Mühlenbesitzers, endlich dazu, den Schaden wieder zu kuriren.

Geselle Pumpfuß befiehlt nun hierauf der einen Hälfte der arbeitenden Mannschaft, das eine Ende, der andern Hälfte

aber das andere Ende der Welle anzufassen und aus Leibeskräften zu ziehen, während er selbst eine Axt ergreift und gewaltig mit ihrer verkehrten Seite auf die Welle losschlägt. Endlich läßt er die Arbeiter mit dem Ziehen aufhören, und siehe da, die Welle hat sich noch einen halben Fuß über die nöthige Länge ausgedehnt.

Darauf haut Pumpfuß allein wieder zwei- bis dreimal gegen das eine Ende der Welle. Wie er dies gethan, hat sie zum größten Erstaunen Aller wieder das richtige Maß.

Die Welle wird nun sofort in die Mühle eingebracht, wo sie, wenn sie nicht schon vergangen, sich noch heute und diesen Tag befinden mag.

Der Sechspfennig-Zug im See bei Wesenberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Die Fischer alter und neuer Zeit haben den verschiedenen Stellen der Seen, in die sie ihre Netze zum Fischfang werfen, besondere Bezeichnungen gegeben, die den Gattungsnamen „Züge“ führen. So ist beispielsweise der Tollensesee bei Neu-Brandenburg in über hundert solcher sogenannter Züge getheilt, die alle ihren eigenen, oft sehr eigenthümlichen Namen führen.

In dem wesenberger See führte ehemals eine Stelle den Namen Sechspfennigzug, weil an dieser die Fischer jahrelang umsonst gefischt und kaum für sechs Pfennige Fische gefangen hatten.

Einmal zur Winterzeit war hier wieder vergebens zu Eise

gefischt, und der Fischer begab sich mit seinen Leuten und Werkzeugen nach einem andern Zuge. Aber der Bruder des Fischers war an der ersten Stelle betrunken auf etwas Stroh auf dem Eise liegen geblieben und in einen festen Schlaf verfallen, der bis gegen Mitternacht währte. Da erwacht er; es ist kalt und Alles um ihn herum still. Mit einem Mal hört er in der Tiefe des Sees eine Stimme und vernimmt die Worte: „Nun wollen wir die Fische wieder nach dem Sechspfennig-Zug treiben."

Sogleich springt er auf, sucht seinen Bruder, theilt ihm das Gehörte mit und redet ihm zu, dort noch einen Zug zu thun.

Dieser will anfangs nicht darauf eingehen, doch giebt er endlich den dringenden Bitten des Bruders nach, indem er meint, es käme auf einen vergeblichen Zug mehr oder weniger nicht an.

Aber siehe, der Fischer fängt eine solche Menge Fische, wie noch nie vorher und legt dadurch den Grund zu seinem späteren Reichthum.

Was man über eine alte verstümmelte Steinfigur in der Kirche zu Doberan erzählt.

In der doberaner Kirche wird dem Fremden, unter andern ähnlichen Raritäten oder sogenannten Reliquien, auch die Salzsäule von Loot's Weib gezeigt, eine aus einer Art kalkhaltigem Sandstein roh gehauene Figur, welcher aber der Kopf, beide Arme und der untere Theil der Füße fehlen.

In katholischen Zeiten wurde diese alte Figur von der

Geistlichkeit für die wirklichen Reste der genannten, in Stein verwandelten biblischen Person ausgegeben und als großes Heiligthum von den Gläubigen verehrt und angestaunt. Seitdem nun Luthers Lehre den Katholizismus aus unserm Lande vertrieben, geschieht Beides nicht mehr, sondern was früher fest behauptet wurde, lebt jetzt nur noch als Sage fort.

Außer dieser einen Sage, daß nämlich die beregte verstümmelte Steinfigur Loots verwandeltes Weib sei, existirt auch noch eine zweite, also lautend:

Vor Alters wurde einst ein in Doberan dienendes Mädchen von ihrer Herrschaft zu Felde geschickt, um dort eine Arbeit zu verrichten. Man hatte ihr Käse und Brod als Essen mit gegeben. Diese war aber hiermit nicht zufrieden, sondern fluchte, auf dem Felde angelangt, laut darüber, daß sie so schlechte Nahrung von ihrer Herrschaft bekomme.

Andere Leute, die das Dienstmädchen beruhigen wollten, machten sie nur noch immer böser und wüthender. Als sie nun aber endlich gar auch das Brod und den Käse verfluchte, da wurde sie zur Strafe für solchen Frevel in jenen Stein verwandelt, dessen Reste man noch heutigen Tages in der Kirche zu Doberan sieht.

Der Stein wurde nämlich später von dem Felde in die Kirche gebracht, und dort zur Warnung für andere Gottlose aufbewahrt.

Der durch einen Unterirdischen oder Mönken beschenkte Arbeitsmann von Kritzemow bei Rostock.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Ein im Dorfe Kritzemow wohnender Tagelöhner, welcher fast das ganze Jahr Arbeit in Rostock fand, pflegte den Weg dahin immer sehr früh des Morgens zu machen, um zu rechter Zeit an die Arbeit gehen zu können.

Als er nun eines Tages in der Morgendämmerung sich noch nicht sehr weit von seinem Dorfe entfernt hatte, gesellte sich zu ihm ein kleines Männchen, ein sogenannter Unterirdischer oder Mönk, und erkundigte sich, weshalb er schon so früh ausgegangen sei.

Der Tagelöhner erwiederte, er sei sehr arm und müsse deshalb zeitig in Rostock eintreffen, um seine Arbeit und seinen Tagelohn nicht zu verlieren; er kehre darum auch Abends immer erst spät nach Hause zurück.

Das Männchen lobte seinen Fleiß und Eifer; gab ihm auch beim Abschiede den Rath, er solle heute Abend auf dem Heimwege das Erste, was er finden würde, mit nach Hause nehmen.

Der Tagelöhner, welcher in diesem Männchen einen der wohlthätigen Zwerge erkannt hatte und wußte, daß man sich auf ihr Wort verlassen könne, behielt diese Worte in seinem Herzen, und während der Arbeitszeit sehnte er sich wie noch nie nach dem Heimwege am Abend.

Endlich kam die Stunde und aufmerksam sah er vor sich und um sich auf dem Wege, der ihn nach seinem Dorfe führte, um nicht des Verheißenen durch Unachtsamkeit verlustig zu

gehen. Aber er hatte schon über die Hälfte des Weges zurückgelegt und noch immer nichts gefunden.

Schon hielt er sich für gefoppt und erinnerte sich einzelner Vorfälle, in welchen diese Zwerge nur ihren Muthwillen mit den Menschen getrieben haben sollten, als er seitwärts in einem Graben ein todtes Pferd liegen sah. Nun glaubte er erst sicher, daß er geneckt sei und ging unmuthig weiter, denn, sprach er bei sich selber: „Wie kann ich ein todtes Pferd mit mir nach Hause schleppen?“

Doch bald besann er sich. „Kann ich auch das ganze Pferd nicht mitnehmen, so kann ich doch einige Stücke davon in meinen Brodbeutel packen und nach Hause tragen!“

Damit kehrte er um, schnitt aus den Keulen ein Paar tüchtige Stücke heraus und schleppte sie im Beutel nach Hause. Als er ankam, fragte ihn seine Frau, was er im Beutel mitbringe; er aber, weil ihm schon so allerlei Gedanken zuletzt unterwegs gekommen waren, was seine Frau zu dieser Fracht, die er sich aufgeladen, sagen würde, und Hohn und Spott voraussah, warf den Beutel in eine Ecke und sagte: „Oh nichts!“

Als auf ihre wiederholte Frage immer dieselbe Antwort erfolgte, öffnete endlich die Frau aus Neugierde den Beutel und siehe da, das Fleisch war in lauter schönes Silbergeld verwandelt!

Nun erzählte der Mann, wie er dazu gelangt sei; die Frau aber rieth ihm, schnell zurückzukehren und noch mehr, soviel er tragen könne, von dem todten Pferde zu holen; was er auch that.

Allein, obgleich er den Graben ganz genau kannte und soviel er in der Dunkelheit auch suchte, das Pferd war verschwunden und er mußte sich mit dem begnügen, was er zuerst mitgenommen hatte.

Das spukende Weib am Kreuzwege zwischen der faulenrostschen Mühle und Rittermannshagen bei Malchin.

Drei Müllergesellen, welche auf der faulenrostschen Mühle arbeiteten, gingen einst, nachdem sie Feierabend gemacht, nach dem Kruge zu Rittermannshagen.

Als sie spät Abends wieder heimkehrten und gerade bei einem Kreuzweg angelangt waren, rief der eine Geselle den andern zu: „Kiek, doa sitt's!“ *)

Die beiden andern Gesellen aber, die nichts sehen konnten, fragten ihren Kameraden, — der ein „Sonntagskind“ war, — was er denn eigentlich sehe.

„Doa bie'n Duhrnbusch sitt'n oll Wief,“ **) erwiederte dieser, und damit ging er, da er ein beherzter Bursche war, dreist nach dem Dornbusche, um das dort hockende alte Weib einmal anzureden.

Kaum aber war er bei dem Dornbusche angelangt, so vernahmen die beiden zurückgebliebenen Gesellen einen gellen Schrei. Entsetzen erfaßte sie, und eilends ergriffen sie die Flucht.

Einige Stunden später kam erst ihr College auf der Mühle an; er war auf dem ganzen Leibe naß und konnte sich vor Mattigkeit kaum aufrecht erhalten. Am andern Morgen erzählte er seinen Mitgesellen, daß das alte Weib ihm sofort auf den Rücken gesprungen sei und ihm gar jämmerlich zugesetzt habe. Trotz alles Rüttelns und Schüttelns sei es ihm doch

*) „Siehe da, dort sitzt sie.“

**) „Dort bei dem Dornstrauch sitzt ein altes Weib.“

endlich erst kurz vor der Mühle gelungen, das alte „Scheusal“ wieder los zu werden, die so fest, als sei sie angewachsen, auf seinem Buckel gesessen.

Von nun an konnte der Müllergeselle nie wieder des Abends unangefochten nach Rittermannshagen gehen, denn jedes Mal hockte ihm das alte spukende Weib auf den Rücken. Zuletzt kam sie sogar bis zur Mühle und wartete dort auf den Gesellen; oder sie rief ihn auch, wenn er des Nachts mahlte, doch hinaus zu ihr zu kommen 2c.

Nach und nach sprach sich diese wunderliche Begebenheit in der ganzen Nachbarschaft aus und viele Leute kamen herbei, um das alte Weib zu sehen. Aber Niemand konnte es erblicken, denn — setzt die Sage hinzu — es war kein Sonntagskind unter den Neugierigen.

Dem also geplagten Müllergesellen wurde endlich die Sache über; deshalb schnürte er sein Bündel, nahm den Wanderstab und reisete in die Welt hinein, seiner entfernten Heimath zu.

Der Schlangenkönig im Walde bei Sülz.

(Von Frau Dr. L. Niederhöffer.)

Mitten im Walde liegt, nicht weit von der Stadt Sülz entfernt, ein kleines Wirthshaus, Mückenkrug genannt.

Vor vielen Jahren, so erzählt man, hat sich hier vielfach eine große Schlange, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, gezeigt. Feiner wie alles andere irdische Gold ist dieses Gold gewesen und hat einen ganz eigenthümlichen Glanz verbreitet.

Von den Leuten wurde das Thier, ob dieser seiner Krone, der Schlangenkönig genannt.

Der damalige Besitzer des Mückenkruges hatte einen kleinen Sohn, und dieser hielt innige Freundschaft mit der Schlange. Er aß, trank und spielte mit ihr; kurzum die Schlange war sehr viel bei ihm und that dem Buben nie ein Leides.

Späterhin, als aus dem Knaben ein großer erwachsener Bursche geworden war, erschlug er den Schlangenkönig — weshalb? darüber schweigt die Sage — und schenkte die Krone seinen Eltern, die sie verkauften und reiche Leute dadurch wurden.

Die erste Kirchenglocke Vellahn's bei Wittenburg.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Vom Thurm, oder besser, vom Boden der vellahner Kirche herab verkünden drei Glocken den Gemeindegliedern die Tage des Herrn. Die zwei großen tönen hell und voll, die dritte hat einen Riß und klappert, und der Vellahner ist es gewohnt und findet das Anklappen auch ganz hübsch und sagt: „Klingt's nicht, so klappert's doch; eine gesprungene Glocke ist besser, als gar keine!" und wenn eingeläutet wird, nimmt er darum nicht weniger schnell seinen Sonntagsrock vom Nagel.

Es gab aber einmal eine Zeit, da hatten die Vellahner weder die beiden großen Glocken, noch die kleinen; und wenn der Sonn- oder Festtag da war, so fehlte der Kirche der metallene Mund der Glocke, und die Kirchgäste mußten schon unge-

mahnt und ungeladen im Hause des Herrn erscheinen. Das waren Sonntage mit Sang ohne Klang, und die kamen der Gemeinde trostlos vor.

Wäre die vellahner Gemeinde so groß gewesen, wie sie klein und so reich, wie sie arm war, so wäre bald eine Glocke angeschafft gewesen. In Hamburg, Lübeck und Bremen gab's Meister genug, die mit Freuden die allerschönste angefertigt hätten; versteht sich, für Geld und gute Worte. Aber das Geld, das Geld! war ein harter Punkt. An guten Worten ließen sie es nicht fehlen. Es verging kein Sonntag, an welchem nicht die wärmsten Gebete um eine Glocke gen Himmel stiegen; und von Sonntag zu Sonntag wurden sie inbrünstiger und heißer. Freilich blieb die Erhörung lange aus; aber lau und flau wurden darum die Beter nicht und sie meinten, deßhalb eben sei die Erhörung auch um so gewisser, und was lange dauere, werde endlich gut.

Eines Sonntags Morgens — einige Kirchgänger schritten bereits ernst und andächtig der Kirche zu — wurde es dem Hirten auf dem Felde unter seinen Schweinen so weh und übel, daß er die Heerde verlassen und nach Hause eilen mußte. Der Sohn mußte die Stelle des Vaters vertreten, und dieser legte sich schlafen und meinte, das Fieber, oder das „Herzspann", oder die „Kolik" werde sich schon verziehen.

Und wie der alte Hirte also auf Besserung hoffte und so seine Gedanken hatte, wie die alten Knochen doch lange so gut nicht mehr wollten, als vor so und so vielen Jahren; und wie die Gemeinde in der Kirche so eben dem Herrn vielleicht zum hundertsten Male ihren Lieblingswunsch vortrug und neun gläubige Seelen dachten: „Nun bleibt die Erhörung nimmer mehr lange aus" und die zehnte zu verzweifeln anfing und dachte: „Hilft's nicht, so schad's nicht" — da kam athemlos und eiligen

Laufes der Sohn von der Heerde zurück und bat den Vater, wenn's ihn doch nicht allzusehr fröstele, oder brenne, oder reiße, oder grimme, so möge er doch um des Himmels Willen mit zur Heerde zurückkommen, er könne nichts mit dem Sauvieh anfangen und glaube gewiß, Stück für Stück sei vom Schwanz bis zum Schopf totaliter närrisch geworden.

Und so fand es der Alte. In der Mitte stand des Schulzen große Sau und um sie herum im dichtgedrängten Kreise die ganze Heerde; und alle Schweine wühlten so emsig und lautlos, als gelte es, einen unermeßlichen Schatz zu heben.

Die beiden Hirten hatten gut schreien, schlagen, stoßen; taub und toll schien das Vieh zu sein und drängte sich immer dichter zusammen und wühlte sich immer tiefer in die Erde. Und als endlich der Alte sich bis zu des Schulzen Sau gedrängt hatte, da fielen ihm die Arme am Leibe nieder und er schaute und schaute und wollte und konnte es nicht glauben, und sein Sohn auch nicht. Halb aus der Erde gewühlt, lag vor ihnen die schönste Kirchenglocke, so blank und unversehrt, als komme sie gerade aus der Werkstatt des Glockengießers.

Wie weggeblasen war des Alten Krankheit, und seine alten Knochen dünkten ihn kräftiger denn je. Der Sohn wollte ins Dorf zurück, um den noch versammelten Kirchleuten die freudige Mähr zu überbringen; aber der Alte litt es nicht und meinte, seine sechszigjährigen Beine seien doch stämmiger und des Laufens mehr gewohnt, als die sechszehnjährigen Beine eines Jünglings, und die Nachricht von dem gefundenen Schatze könne doch nimmer schnell genug ins Dorf kommen.

Wie ein Böcklein, so leicht und lustig, trabte der alte Hirte dahin, und wo ihm ein Stein im Wege lag, ging er nicht um weg, und wo ihm ein Graben entgegen trat, sprang er hinüber, und einen Teich durchwatete er, denn das Wasser war ihm heut

nicht naß, und die Kirchhofsmauer überkletterte er, denn nach der nächsten Pforte hin war ein Umweg. Und obgleich das Vaterunser noch nicht gebetet war und die Gemeinde den Segen noch nicht empfangen hatte, so ging's doch schnurstracks in die Kirche und in den Beichtstuhl hinein.

Noch nach Jahren hat der Herr Pfarrer gemeint, so freudestrahlend, wie das Antlitz des Hirten bei Ueberbringung der Freudenbotschaft, so freudestrahlend denke er sich die heiligen Angesichter der himmlischen Heerschaaren am ersten Weihnachtsmorgen. Allein der gute Pfarrer hat nur sein eignes Angesicht nicht gesehen, und auf die freudeleuchtenden Augen der Gemeindeglieder zu schauen, dazu war damals keine Zeit.

Zuvörderst hatte der Herr Pfarrer genug zu thun, die übergroße Freude des Alten zu mäßigen, der da meinte, Kirche, Kirche sein zu lassen und sogleich nach der Weide zu eilen; der Herr Pfarrer könne ja am Schlusse des nächsten Gottesdienstes zwei Vaterunser beten und zwei Segen austheilen, so komme der liebe Herrgott ja auch nicht zu Schaden.

Aber der Herr Pfarrer brachte den Gottesdienst fein säuberlich zu Ende; so meinte er nämlich, obgleich die Gemeinde fand, daß er das Vaterunser gotteslästerlich schnell gebetet und im Segen sogar das zweite Bekreuzen vergessen habe, was doch falsch und sündlich sei. Als aber der Herr Pfarrer den guten Leuten die Botschaft des Hirten mittheilte, da geriethen sie selbst aus Rand und Band. Der Eine vergaß, ganz gegen Gewohnheit und Gewissen, das Schlußvaterunser, der Andere überschlug ein paar Bitten, ohne daß er's merkte und der Dritte sagte hinter der vierten Bitte schon Amen und meinte, ehrlich ans Ende gekommen zu sein.

Und als Alle am Platze waren, da schauten und schauten

sie und konnten und konnten es nicht begreifen. Jetzt völlig aus der Erde gewühlt, lag vor ihnen die schönste Kirchenglocke, so schön und makellos, als sei sie so eben erst der Form entnommen. So groß und schön hätten sie nimmer eine Glocke kaufen können. Sogar zwei Figuren schmückten die Glocke; und der Eine behauptete, sie stellten einen Glockengießer mit seinem Lehrburschen dar, und der Andere, es sei Maria mit dem heiligen Christkindlein an der Hand, und der Dritte, es sei ein Engel mit einem Engelein, und das Engelein habe eine Fahne in dem Händchen; und am Rande der Glocke war eine wunderschöne Inschrift, die Niemand lesen konnte.

Das war ein Jubel, als die Glocke auf dem Thurm im neuerbauten Glockenstuhl hing und ihre Stimme zum ersten Male erschallen ließ! Die Dankgebete wollten kein Ende nehmen und die Vaterunser, die an jenem Sonntage vergessen oder andachtlos über die Lippen gegangen waren, wurden doppelt und mit der inbrünstigsten Andacht wiederholt; und am Schluß des Gottesdienstes hat der Herr Pfarrer auch das Vaterunser wieder gebührend langsam gebetet und im Segen das Bekreuzen nicht wieder vergessen.

Jetzt ist der Thurm längst verschwunden, nur einige Fundamentüberreste ragen kaum sichtbar aus der Erde hervor, ein Blitzstrahl soll seine Vernichtung herbeigeführt haben; aber die Glocke ist noch vorhanden und ist noch heute die größte und schönste unter den drei vellahner Glocken.

Der schwarze oder Teufelssee bei Neu-Schlemmin unweit Bützow.

Am Fuße der herrlichen sogenannten Hohen- oder Waldburg, dem höchsten Punkte der schlemminer Berge, liegt, nach dem Dörfchen Neu-Schlemmin zu, der berüchtigte schwarze oder Teufelssee, ein zwar nur kleines, aber fast unergründlich tiefes, finsteres Wasser.

Einstens eggte unfern dieses Sees ein schlemminer Knecht den Acker seines Herrn. Er hatte einen alten, magern Gaul vor, und die Arbeit ging schlecht von Statten. Und doch sollte und mußte noch vor Abend das Stück Land gut und ordentlich bestellt sein, denn eher durfte der Knecht nicht wieder heimkehren.

Schon nahete der Abend mit schnellen Schritten heran, aber noch lange nicht war die bestimmte Arbeit vollendet. Es mogte kaum die Hälfte davon fertig sein. Soviel der Knecht auch fluchte und auf die alte steife Mähre lospeitschte, sie kam fast nicht mehr von der Stelle und fiel endlich ganz ermüdet um. Hiedurch fast außer sich vor Zorn gerathend, schrie der Wüthende: „So hilf Du mir denn, Satan, schnell den Acker bestellen und nimm dann immerhin meine Seele dafür!“

Und siehe da, kaum waren diese Worte verhallt, da kam auch schon im sausenden Galopp ein prächtiges, kohlschwarzes Roß vom nahen kleinen See daher gerannt. Mit munterem Wiehern und muthigem Fußscharren näherte es sich dem Gottlosen und ließ sich geduldig, statt des noch immer erschöpft am Boden liegenden alten Thieres, aufschirren und vor die Egge spannen.

Fort ging's nun in gewaltiger Eile, ohne Rast und Aufenthalt. Und kaum war die Dämmerung angebrochen, da war auch schon der Acker auf's Beste bestellt, ohne jeglichen Makel und Tadel.

Der von dem schnellen Arbeiten ganz erschöpfte Knecht schwang sich jetzt auf des Teufelspferdes Rücken, um nach Hause zu reiten, und kaum saß er darauf, als auch schon das Pferd gell wiehernd und feuersprühend in gewaltigen Sätzen fortsprang und dem nahen kleinen See zueilte.

Kein Schreien und Toben, kein Fluchen und Schlagen half dem armen Wicht; er war in des Teufels Gewalt, und Roß und Reiter, und mit ihnen auch die Eggen, waren im Nu in der Tiefe des Sees verschwunden.

Da sitzt nun der so hart bestrafte Knecht, und häufig, gewöhnlich am Johannistage, vernimmt man seine Klagerufe aus der Tiefe und die beiden Eggen schwimmen dann auf der Oberfläche des Wassers umher.

Das Wasser des Sees aber ist nach dieser schrecklichen Begebenheit trübe und dunkel geworden, und das Volk nennt ihn seit der Zeit nur den schwarzen oder Teufelssee.

Der Stier auf der quassower Brücke bei Strelitz.

(Von **Friedr. Latendorf** aus Neu-Strelitz.)

Auf der Brücke zwischen Groß- und Klein-Quassow war es vor dem Nachts nicht geheuer. Ein großer Stier pflanzte sich der Länge nach darauf hin und ließ Niemand hinübergehen.

Da kam eines Tages ein alter Mann des Weges, „der mehr verstand als alle Tag'" — dessen Wissen über das Alltägliche hinausging —, und obwol man ihm abrieth, erklärte er doch seinen Entschluß, Nachts über die Brücke zu gehen. Man ließ ihm also seinen Willen.

Er nahm dann einen Kreuzdornstock und ging getrost dem Stier entgegen. Hier schlug er denn ohne Weiteres mit den Worten: „Eins, zwei!" auf den Stier ein.

„„Sla den drütten ok!""*) rief dieser; er wußte wol, daß er dann Gewalt über den Mann habe und ihn zerreißen könne.

Der Greis aber erwiederte ruhig: „Es geht immer wieder auf's Neue." Und trotz wiederholter Zurufe des Stiers blieb er die ganze mitternächtliche Stunde hindurch bei seinem: „Eins, zwei!"

Als aber die Glocke Eins schlug, verschwand die Erscheinung und kehrte in Zukunft nie wieder. Der Greis aber erklärte, nun sei das Gespenst erlöst.

Die Gründung der Kirche zu Wasdow bei Gnoien.

Das Kirchdorf Wasdow bei Gnoien soll in früheren Zeiten eine alte Ritterburg gewesen sein und Wasitha geheißen haben. Heute noch steht am jetzigen Hofgarten ein alter soge-

*) „„Schlage den dritten — nämlich Schlag — auch.""

nannter Fangelthurm, von dem der Sage nach ein unterirdischer Gang nach einem ähnlichen Thurm auf dem, eine halbe Meile entfernt liegenden Rittergute Nehringen in Pommern führen, und der, nebst einigen Spuren alter Wälle und Gräben, noch ein Ueberbleibsel der alten Burg Wasitha sein soll. Ueber den Ursprung und die Gründung der wasdower Kirche erzählt die Sage Folgendes:

Zur Zeit der Kreuzzüge zog auch der Ritter von Wasdow, Herr von Hoben, mit fort in das ferne gelobte Land, um, nach damaliger Sitte, zur Ehre Gottes tapfer mit zu kämpfen gegen die Heiden.

Mit schwerem Herzen riß er sich los aus den Armen seiner geliebten, trauernden Gattin Luitgarde und ließ sie daheim auf seiner Burg.

Mehrere Jahre schon waren vergangen, die verlassene treue Burgfrau bestieg jeden Morgen einen in der Nähe gelegenen kleinen Hügel, von dem sie eine weite Aussicht hatte, und spähete hinaus in die Ferne, ob der Heißersehnte noch immer nicht wiederkehre.

Doch stets war der Armen Spähen umsonst. Schon glaubte sie den Gatten todt im fernen Lande, und daß er nimmer wiederkehre in ihre Arme; schon war sie der Verzweiflung nahe, und nur im Gebete noch fand sie einigen Trost und faßte neue Hoffnung.

Als sie eines Abends wieder im brünstigsten Gebete zum lieben Gott um Rückkehr ihres Gatten flehete, da gelobte sie Ihm, dort zu Seiner Ehre eine Kirche zu erbauen, von wo aus sie ihren Gatten zuerst wieder erblicken werde.

Am nächsten Morgen, als das treue Weib wie gewöhnlich wieder den Hügel erstiegen hatte und mit banger Sehnsucht hinaus in die Weite nach dem Langerwarteten schauete, da

tauchte plötzlich am Rande des Horizonts eine Reiterschaar in glänzender Eisenrüstung auf.

Und der heißersehnte Gatte war's; auf seinem treuen Schlachtrosse jagte er, seine Knappenschaar weit hinter sich lassend, im sausenden Galoppe daher und bald lag die vor Dank und Freude laut schluchzende Gattin an des Geliebten Brust.

Gott hatte das heiße Flehen der Burgfrau erhört, ihr Gatte war gesund und frisch heimgekehrt aus dem gefährlichen Kampfe gegen die ungläubigen Saracenen, und hatte tapfer mitgekämpft für Christi und seiner Kirche Ehr; deshalb war es jetzt auch ihr Erstes, ihr Gelübde zu erfüllen.

Dort auf dem Hügel, von dem sie so oft in die Ferne geschauet, von wo aus sie den heimkehrenden Gatten zuerst erblickt, erhob sich bald das von ihr erbaute Gotteshäuschen, das heute auch noch steht, und über dessen Ursprung auch heut noch die Leute vorstehende schöne Sage zu erzählen wissen.

Vom waghalsigen Kantor und dem Spuk auf dem alten Kirchhofe zu Alt-Strelitz.

In alten Zeiten lag um die alt-strelitzer Kirche ein Friedhof und vor demselben, wie auch noch heute, das Schulhaus, in welchem der Kantor seine Wohnung hatte.

Dieser bemerkte einstmals, als er gerade um Mitternacht aus dem Fenster schaute, daß aus einem Grabe eine Leiche stieg, sich ihres Sterbehemdes entledigte und von dannen ging; bald

darauf erschien dieselbe aber wieder, zog sich das Leichenhemd wieder an und verschwand in dem Grabe.

Der Kantor, aufmerksam gemacht, war in der folgenden Nacht wieder am Fenster und sah wirklich dasselbe Schauspiel sich erneuern.

In der dritten Nacht, als der Todte, wieder aus dem Grabe gestiegen, sich entfernt hatte und das Hemd auf dem Leichensteine lag, schlich der Kantor, ein waghalsiger Mann, aus seiner Wohnung hinaus und holte sich dasselbe.

Als der Todte zurückkam und sein Hemd nicht fand, begann er einen furchtbaren Lärm. Bald wußte er, wo seine Kleidung verborgen lag und zwang durch seine Drohungen den Dieb, als er denselben am Fenster bemerkte, ihm das Hemd wieder eigenhändig hinauszubringen.

Der Kantor wollte anfänglich zwar nicht nachgeben, machte sich aber dennoch bald auf den Weg zum erbitterten Todten.

Als er aber unten auf dem Friedhof angekommen war, sprang ihm der Spuk auf den Rücken, und jagte ihn in die Kirche hinein, zum Altare hin. Hier mußte der Kantor dreimal die Worte sagen: „Vergessen und vergeben!"

Als der Kantor das erste Mal diese Worte sagte, antwortete eine Stimme aus der Ferne: „Vergeben, aber nicht vergessen!" So auch beim zweiten und dritten Male, wo der Kantor diese Worte sprach.

Sodann eilte der Todte wieder mit dem Kantor aus der Kirche, gab ihm aber vor der Thüre noch zwei furchtbare Ohrfeigen, in Folge dessen er erkrankte und bald darauf auch starb.

Das ruhelose Schwesternpaar auf dem alten woldegker Kirchhofe.

Der Kirchhof zu Woldegk war ehemals von einer schönen Pappelallee durchschnitten, zu deren beiden Seiten sich die Gräber der Dahingeschiedenen befanden.

Unmittelbar an der Allee lagen auch die Gräber zweier jung gestorbenen Schwestern. Dieselben konnten, aus einem unbekannten Grunde, im Grabe keine Ruhe finden und wandelten häufig des Abends Arm in Arm, mit ihren weißen Sterbegewändern angethan, in der Allee, die auch vielfach von andern Fußgängern aus der Stadt, der Nähe halber, als passender Spaziergang benutzt wurde. Auch die Abends von der Arbeit heimkehrenden Leute pflegten diesen Weg über den Kirchhof gewöhnlich zu wählen.

Eines schönen Abends ging nun auch ein Dienstmädchen mit einem Eimer Bier dieses Weges. Es war schon spät und dem Mädchen wurde recht unheimlich und graulich zu Muthe.

In der Mitte der Pappelallee angelangt, standen plötzlich die beiden Gestalten der Schwestern vor ihr. Erschreckt hierüber und auch wol etwas muthwillig dabei, warf das Dienstmädchen schnell ihren gefüllten Eimer den unheimlichen Erscheinungen vor die Füße und entfloh dann eiligst.

Kaum war jedoch das Mädchen zu Hause angelangt, als es an ihrer Kammer klopfte, und als sie zur Thüre hinausschauete, standen die beiden spukenden Schwestern vor ihr und sprachen also: „Begieb Dich morgen Abend zu dieser Stunde wieder auf den Kirchhof und reinige dann unsere Kleider, die Du leichtsinnig beschmutzt!“

Erschreckt schlug das arme Mädchen die Thüre wieder zu und lief in ihrer Herzensangst, sobald der Morgen graute, zum Prediger und Küster. Diese riethen ihr, der Stimme, die sie gerufen, zu folgen und versprachen sie zu begleiten.

Am andern Abend begaben sich nun der Prediger und Küster mit dem Mädchen auf den Kirchhof, wo sie denn auch die Schwestern in ihren weißen Todtenkleidern antrafen. Nachdem das Mädchen ihnen die beschmutzten Gewänder gereinigt hatte, stiegen sie wieder in ihre Gräber.

Das arme Dienstmädchen aber starb, nachdem es zuvor noch die Segnungen der Kirche empfangen, drei Tage darauf und wurde neben den beiden Schwestern begraben.

Seit jener Zeit hat das spukende Schwesternpaar Ruhe im Grabe gefunden, und Niemand hat sie wieder gesehen.

Die untergegangene Ortschaft Smort bei Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Neben Penzlin und früher schon, ehe dieser Ort eine Stadt wurde, so geht die Sage, lag eine große Stadt, Namens Smort. Durch ihre Gottlosigkeit aber zogen die Bewohner derselben Gottes Zorn auf sich, also daß der Herr eine Pest über sie schickte, die die Stadt gänzlich verheerte.

Nur zwei alte reiche Damen, die immer recht fromm gewesen waren, blieben verschont. Diese aber hatten theils durch Erbschaft, theils durch Kauf nach und nach die ganze Feldmark der ausgestorbenen Ortschaft an sich gebracht, und als sie nun auch

ihr Ende herannahen fühlten, vermachten sie, da sie weiter keine Erben hatten, all ihr Hab und Gut der neben dem untergegangenen Smort aufblühenden Stadt zum Eigenthum, jedoch so, daß der Kirche davon ein Zehntel zufallen sollte.

„Daher", sagen die Penzliner, „ist die Stadt in den Besitz der Feldmark Smort und unsere Kirche zu ihrem Reichthum gekommen."

Ein Theil der penzliner Feldmark, ein daranstoßender See und ein Gehölz führen noch heut den Namen Smort. Smort selbst soll an dem smorter See auf dem „Seehührn" gelegen haben und führt jetzt noch eine nicht weit davon abgelegene Stelle den Namen Heidenkirchhof. Ein noch weiter abwärts gelegener Ort heißt „Heidenhölter".

Nach Rabes Vaterlandskunde war 1273 zu Smort bei Penzlin noch eine Kirche, und 1327 erwarb die Stadt das Eigenthum Smorts, dessen Acker zur Stadtfeldmark gezogen wurde.

Der sogenannte Todtschlag auf der mildenitzer Grenze bei Waldegk.

Dort, wo auf der mildenitzer Feldmark beim Pfarracker, nahe an der alten Landstraße nach Waldegk — unfern der jetzigen Chaussee — ein großer Dornbusch steht, ist der sogenannte Todtschlag, wo's immer nicht recht geheuer ist und öfter spuken soll.

Während Einige sagen, dieser Ort habe seinen Namen davon, weil hier einst Jemand seinen leiblichen Bruder aus unbekannter Ursache erschlagen hätte, und daß eben von dieser schrecklichen That das Spuken am Dornbusch herkomme; bestreiten dies wieder Andere und behaupten, der Name und das Spuken stamme von einem ganz andern dort vor Alters vollführten Morde her.

Nach dieser zweiten Erzählungweise war nämlich einst ein reisender Handwerksbursche, ein Nagelschmiedgeselle von Profession, in dem Kruge zu Milbenitz eingekehrt. Hier zog derselbe nun mit prahlender Miene einen straffen Beutel aus der Tasche hervor, so daß alle Anwesenden nicht anders glaubten, als der Beutel sei voll schierem Gelde.

Als der Handwerksbursche hierauf seinen Weg nach Wolbegk fortsetzte, schlichen einige rüde Kerle, welche auch gerade in der Schenkstube gewesen waren, als er dort seinen Beutel hervorgeholt, ihm nach, überfielen ihn beim Dornbusche an der mildenitzer Grenze und erschlugen ihn allda.

Als aber die gierigen Raubmörder jetzt den vollen Beutel öffneten, fanden sie ihn, statt des erwarteten Geldes, mit weiter nichts als lauter kleinen Nägeln angefüllt.

Die Entstehung des sogenannten Fangelthurms am Mühlenthore zu Malchin.

(Von Franz Gesellius.)

Es mag seit der Zeit schon viel Wasser vom Berge gelaufen sein, als einst die malchiner Rathsherrn den Ritter und

Freiherrn auf Kumerow in Pommern zu sich auf's Rathhaus zu einem frohen Bankette luden.

Die Ländereien dieses Ritters zogen sich nämlich damals noch bis an's Mühlenthor von Malchin, und schon lange war es der heißeste Wunsch der dortigen Bürgerschaft gewesen, diese Wiesen und Felder wenigstens bis zum kumerower See zu erwerben.

Als nun die malchiner Stadtherrn mit dem Herrn von Kumerow so fröhlich auf dem Rathhause bankettirten, fragte ein Rathsherr den Ritter: „Herr Ritter, wollt Ihr uns nicht Eure Ländereien bis zum kumerower See verkaufen?"

Ueber diese Worte lachte der Ritter und rief: „„Ja wol, wenn Ihr nur soviel Geld hättet. Doch ich bin reich, ich will Euch bei meinem Ritterwort soviel schenken, als Ihr diese Nacht von 12 Uhr bis Morgens 4 Uhr mit einem Paar Zugochsen umhaken könnt. Doch müßt Ihr zu meinem Angedenken einen Thurm bauen, und zwar am Mühlenthor, woran Ihr mein Wappen anbringen sollt. Wenn Ihr aber den Thurm niederreißt, so gehört das Feld meinen Nachkommen.""

Dies Alles wurde urkundlich verbrieft.

Nachts um 12 Uhr hakten nun die malchiner Bürger los und zogen eine Furche von Malchin bis Dukow — einem kleinen Dörfchen, eine halbe Stunde von Malchin entfernt —, von da bis zum kumerower See und dann in einem weiten Bogen bis Malchin wieder zurück. Gerade, als es vom Thurme 4 schlug, gelangten sie in's Mühlenthor.

Daher kommt es, daß Malchin so reich an Feld und Wiesen ist.

Beregter Thurm — allgemein „der Fangelthurm“ genannt, der früher als Gefängniß diente — steht noch heute, obgleich das Wappen daran schon längst verwittert ist.

Vor ungefähr 20 Jahren wollten die Malchiner den Thurm niederreißen lassen, um die Steine zum Rathhausbau zu benutzen, doch da rief ein alter Bürger: „Daut dat nich, bei Kumerowsch kikt all ut dei Auken!“ *)

Da wurden sie der alten Urkunde eingedenk, und ließen den Thurm stehen.

Der Hexenbaum von Ulrichshusen bei Malchin.

Das 1562 erbaute Ritterschloß Ulrichshusen ist das einzige seiner Art in Mecklenburg, welches, aus dieser Zeit stammend, noch ganz in seiner ursprünglichen Form erhalten ist, und daher wol der Beachtung des Alterthumsforschers und Kunstfreundes verdient. Die eigenthümliche Bauart des Schlosses, der erhöhte Burgplatz vor demselben, der umschließende Wallgraben 2c. 2c., kurz Alles trägt noch so ganz den Charakter des Mittelalters und erinnert den Beschauer lebhaft an die Ritterburgen der damaligen Zeit. Das alte Thorhaus trägt, außer dem Bilde seines Erbauers, eines Ulrich von Maltzan, auch noch seine alte, also lautende Inschrift:

---

*) „Thut das nicht, der Kumerower sieht schon aus der Dachluke!“ d. h. er paßt schon auf, um laut Kontrakt sein altes Besitzthum wieder in Empfang zu nehmen.

„Ulrichshausen ist mein Nahm.
Wer Herberg in mir will han,
Der nem vor gut Stube und Gemack
Und was Küch und Keller vermag
Und nem den Willen vor die That
So wird dem Gaste guter Rat."

Wie von allen alten Ritterburgen die Sage gar viel und mancherlei Schauriges und Schauerliches zu erzählen weiß, so ist dies auch bei Ulrichshusen der Fall, und lasse ich nun nachstehend ein Pröbchen hiervon folgen.

Zu jener traurig-trüben Zeit der Hexenverfolgungen und Hexenverbrennungen war auch ein Untergebener des ulrichshusener Burgherrn, ein alter Arbeitsmann mit blöden Augen und grauem Haar, böswilliger Weise von einem ihm feindlich gesinnten, gottlosen Schäfer der Hexerei angeklagt worden. Sogleich wurde dem Alten der Prozeß gemacht und er, trotz seines Flehens und heiligsten Betheuerns, daß er unschuldig und nur verleumdet worden, zum schrecklichen Feuertode verurtheilt.

Am nächsten Tage schon führte man den Unglücklichen auf einen nach Marxhagen hin liegenden Hügel, band ihn erbarmunglos an den Pfahl und thürmte ein hohes Feuer um ihn auf.

Ehe jedoch der alte Mann unter den gräßlichsten Martern seinen Geist aushauchte, flehete er laut zu Gott: Er möge, zum Zeichen seiner Unschuld, ein Wunder geschehen lassen.

Und der Allmächtige erhörte sein Flehen. Als der Scheiterhaufen herunter gebrannt und des Gerichteten Leib in Asche verwandelt war, da schoß plötzlich auf der Brandstätte, aus dem noch heißen Erdboden, ein gar wunderbarer, hoher Baum hervor, wie ihn noch nie zuvor ein Menschenauge gesehen. Der Baum hatte weder Blätter, noch trug er Früchte; seine dürren

Aeste aber streckten sich mahnend zum blauen Himmel empor, als forderten sie Sühne von Oben herab für das schuldlose Opfer.

Und alles Volk, das da herbeigeströmt war, das schreckliche Schauspiel mit anzusehen, entsetzte sich ob dieses Gotteswunders, und erkannte jetzt mit Schrecken die Unschuld des alten Arbeitsmannes.

Den gottlosen Schäfer, seinen böswilligen Verleumder und Mörder, aber fand man am nächsten Morgen mit gräßlich verzerrten Zügen und mit ausgerißner Zunge todt auf dem Acker liegen; der Teufel hatte ihn in der Nacht zu Tode gehetzt und ihn also, wie er's verdient, gerichtet.

Lange, lange Jahre hiernach, bis in die neueste Zeit, stand noch der wunderbare Baum mit seinen kahlen, geisterhaft in die Höhe gerichteten Aesten und Zweigen, dessen Holz anfänglich so hart gewesen sein soll, daß auch die schärfste Axt nicht hineinzudringen vermogte, und das Volk nannte ihn allgemein nur den Hexenbaum.

Das im dreissigjährigen Kriege zerstörte Dorf Glienken und der Glockenbrunnen unweit des Hofes Retzow bei Plau.

(Von A. P. D. Camin.)

Die Religion, welche überall der Menschen theuerstes Gut ist und sein soll, hat leider oft blutige Kriege herbeigeführt. Auch der 30jährige Krieg — von 1618 bis 1648 — verdankt seinen

Ursprung, wie allgemein bekannt, Religionsstreitigkeiten. Wild lodert die Kriegsfackel empor und wird zum entfesselten Elemente, wenn sie stark angefacht wird.

Aehnlich ging es her im 30jährigen Kriege; ganze Gegenden wurden zerstört und unbewohnbar gemacht; manches Dörfchen wurde Wind und Wetter preisgegeben, und diente wildem Gethier zur Wohnung; denn die Einwohner waren entweder getödtet oder geflohen.

Auch unser liebes Mecklenburg wurde in dem genannten Kriege hart mitgenommen; hatte es doch sogar einige Zeit den Tieger in Menschengestalt, den Wallenstein*) zum Herzoge und Beherrscher. Kein Wunder also, daß die damals geschlagenen Wunden erst kaum verharrscht, und daß Mecklenburg noch Spuren von Zerstörungen damaliger Zeit an sich trägt, die der fleißige Landmann hinter dem Pfluge findet und der unermüdete Alterthumsforscher aufsucht. So hat zum Beispiel auf dem jetzigen retzower Hoffelde früher ein Dorf, Namens Glienken, gelegen.

Wie die Ueberreste zeigen und im Munde des Volks erzählt wird soll Glienken ein Kirchdorf gewesen sein. Zwischen einem von Ganzlin kommenden Bache und dem Hofe findet man noch jetzt eine Stelle, die etwas höher als der übrige Acker liegt, einen Raum von 200 bis 350 Quadratruthen einnimmt und einem Kirchhofe nicht unähnlich sieht. Selbst die Stelle, wo hier die Kirche gestanden haben soll, ist noch an umherliegenden alterthümlichen Bausteinen zu erkennen.

Obgleich der Pflug des Landmannes diesen Ort seit lange urbar gemacht, so hat er doch diese Stelle nicht verwischen können.

---

*) Siehe Seite 213 und 214 zweiten Bandes. Der Herausg.

Das Dorf Glienken selbst soll südöstlich vom Kirchhofe gelegen haben, wie dies die Stelle der untergegangenen Dorfschmiede bezeugt, deren Lage man an den umherliegenden Essestücken deutlich erkennen kann.

Wo die Glocken der Kirche geblieben sind, weiß man nicht genau. Viele bringen den in der Nähe sich befindenden sogenannten „Glockenborn" damit in Verbindung. Der Glockenbrunnen ist eine Viertelstunde nordöstlich von der Dorfstelle Glienken, in einem Scheidegraben zwischen dem ganzliner und retzower Felde gelegen. Es ist ein rundliches Loch von einem Fuße im Durchmesser und bedeutender Tiefe. In demselben sollen sich 2 Glocken befinden, die vom Teufel bewacht werden, und an jedem Johannismittage an die Oberfläche kommen.

Es sind dies, wie viele meinen, die Glocken der in Glienken zerstörten Kirche, die von rohen Hände in die Tiefe geworfen und der Obhut des Teufels anempfohlen worden sind.

Der zurückgelassene Messingtopf der unterirdischen Frau aus dem Galgenberge bei Alt-Strelitz.

In der Beguinenstraße zu Alt-Strelitz lag vor Zeiten eine Herberge.

Der Herbergvater, welcher Fitzner hieß, hatte mehrere Kühe, die er gut fütterte und die deshalb reichlich Milch gaben. Aus dem Verkaufe der Milch bestritt seine sparsame Hausfrau die Kosten ihrer Wirthschaft, weshalb sie diesem Geschäfte an jedem Morgen und Abend, wenn die Kühe gemolken waren, mit vielem Eifer oblag.

An einem Decembermorgen, als es noch dunkel war, kam auch eine kleine, nur ein Paar Spannen hohe Frau mit einem niedlichen Messingtöpfchen zu ihr in die Gaststube und forderte einen halben Pott Milch.

Der Messingtopf der kleinen unterirdischen Frau — denn eine solche war sie — wurde, weil die Milch noch nicht da war, vorläufig zu den übrigen Gefäßen der wartenden Milchkunden auf den Tisch gesetzt, um nachher, der Reihenfolge nach, ebenfalls gefüllt zu werden.

Bevor aber das kleine unterirdische Weib abgefertigt war, huschte ein noch kleineres Mädchen als sie selbst in die Stube und rief mit feiner Stimme: „Mutter, komm geschwind nach Hause, Brüderchen ist gleich todt."

Eilig drehte sich die Gerufene um, und lief mit ihrer Tochter hastig von dannen.

Draußen auf der Straße war es indessen schon hell geworden und es gingen die Kinder zur Schule. Als diese nun die beiden kleinen Wesen erblickten, liefen sie hinter ihnen her und verfolgten sie durch das neubrandenburger Thor bis zum Galgenberg, wo sie verschwanden.

Das bei der Frau Fitzner zurückgelassene zierliche Messingtöpfchen wurde nicht wieder abgeholt und noch viele Jahre hindurch den in der Herberge einkehrenden Gästen als etwas Rares gezeigt.

Ebersbach, der ewige Jüngling.

(Von **Friedr. Latendorf** aus Neu-Strelitz.)

Die nachfolgende Geschichte erzählte um den Anfang der zwanziger Jahre „Mutter Nettelbeck" in Alt-Strelitz ihren

Nachbarskindern. Eine der damaligen Hörerinnen, meine Cousine, hat mir wiederum die Begebenheit, wie es scheint, mit ziemlich treuem Gedächtniß mitgetheilt.

In einem mecklenburgischen Orte*) starb ein junger Mann, den man in Verdacht hatte, daß er seiner Braut die Treue gebrochen, mit Namen Ebersbach. Und wunderbarer Weise hielt sich der Leichnam frisch und roth und schien eher einem Lebenden, als einem Todten ähnlich, so daß die ganze Stadt von der wunderbaren Begebenheit erfüllt war.

Indessen Alles schweigt sich einmal todt, und als Ebersbach einmal erst begraben war, war nachher nicht mehr lange von ihm die Rede.

Nach vielen, vielen Jahren aber sollten die Gräber des Kirchhofs geöffnet und derselbe zu andern Zwecken verwendet werden; die Särge waren meist zerfallen, die Leichen zerstiebt und vermodert. Nur Ebersbach blühte auch jetzt noch in jugendlicher Frische. Da wurde denn für die Leiche ein neuer Sarg gemacht, und er mit demselben nach der Kapelle gebracht, wo er noch Jahre lang durch seine wunderbare Erhaltnng die allgemeine Aufmerksamkeit von Einheimischen und Fremden erregte.

So kamen auch eines Abends Gäste zu einem Gastwirthe, die die wunderbare, vielbesprochene Leiche gerne gesehn hätten; sie scheuten sich aber bei nächtlicher Weile die Kapelle zu betreten, und doch führte ihr Weg sie gleich am nächsten Morgen weiter. Gleichwol glaubte der Wirth, dem Wunsche seiner Gäste entsprechen zu können; er hatte nämlich eine frische kecke Magd in seinem Dienst, der es selbst nicht zu viel gewesen wäre, mit dem Teufel anzubinden, und diese erklärte sich in der

*) Den Namen wußte die alte Frau nicht bestimmt anzugeben.

That bereit, für ein gutes Trinkgeld den Gästen die Leiche selbst herbeizuschaffen.

Gesagt, gethan. Sie eilt schnell zur Kapelle, schwingt sich Ebersbach auf den Nacken, und bringt ihn ohne weitere Zögerung vor die erstaunten Fremden, die über ihren Muth fast nicht weniger in Verwunderung gerathen, wie über die so seltsame Leiche. Nachdem sie genug geschaut, erklärt die Magd ihnen, gleich den Leichnam wieder zurückbringen zu wollen, schwingt ihn sich auf den Nacken, und macht getrosten Muthes denselben Weg zum zweiten Mal.

Mitten aber auf dem Kirchhof hört sie, wie die Füße des Todten auf dem Boden nachschurren, und gleich darauf vernimmt sie auch aus seinem Munde die Aufforderung, ihn höher zu nehmen, damit seine Füße nicht den Boden berührten. Ruhig gehorcht sie dem Gebote und gelangt denn ohne Störung in die Kapelle.

Als sie nun den Leichnam in den Sarg gelegt hat, spricht der Todte zu ihr: sie habe ihn nun aufgestört, sie müsse ihn jetzt auch erlösen. Gerne ist die Magd dazu bereit und hört nun von ihm weiter: sie solle gleich in die Kirche gehn, dort werde sie einen Brautzug, und die von ihm verlassene Braut auf der Kanzel finden. Diese solle sie für ihn um Vergebung bitten.

Sie geht hin, findet Alles, wie es Ebersbach gesagt, den Festzug, die predigende Braut; ihre Vergebung aber kann sie ihm nicht zurückbringen.

Er heißt sie zum zweiten Male gehen; aber eben so erfolglos. Zum dritten Male soll sie denn in seinem, in ihrem und in Jesu Christi Namen nochmals die Vergebung der Braut erbitten. Und nun gewährt sie die Verrathene und Verlassene.

Als aber die Magd mit der tröstlichen Botschaft zurück-

kehrt, findet sie den Leichnam schon in Staub und Asche zerfallen; und tief erschüttert und in ihrer jugendlichen Keckheit gebrochen tritt sie den Rückweg zu dem Hause ihres Dienstherrn an.

Hier aber will sie Niemand kennen, und erst nach langer Erkundigung stellt sich heraus, daß vor vielen Jahren bei einem früheren Besitzer die Magd in nächtlicher Stunde zum Kirchhof gegangen, aber nicht zurückgekehrt sei.

Da erkennt die Zurückgekehrte, daß ihres Bleibens auf der Erde nicht mehr lange sei; sie bereitet sich fromm zum Tode, und, gleichsam schon berührt vom Hauch der Grüfte, verschied sie nach dreien Tagen.

Der mit dem Teufel im Bunde stehende Bauer und des Drachens Besuche in Prislich bei Grabow.

Wie überall im Lande, so hat sich früher auch in Prislich bei Grabow häufig der Drache sehen lassen, und noch in neuester Zeit wollen ihn Leute in dem nahen Dorfe Neese spät Abends gesehen haben, wie er, einem gewaltigen, feurigen Weesbaume*) gleich, durch die Lüfte dahingezogen ist.

Früher wohnte ein alter reicher Bauer in Prislich, der hatte mit dem Teufel ein Bündniß gemacht und ihm seine Seele verschrieben. Natürlich hatte er aber dies nicht umsonst ge-

*) Plattdeutsch: „Weesbohm," ein langer Baum, der auf die mit Heu oder Stroh beladenen Wagen befestigt wird, um das volle Fuder zusammenzuhalten.

than; Gott bewahre, der Böse mußte ihm dafür, so oft er wollte, seinen Diener, den Drachen schicken und ihm durch diesen allerlei schöne Sachen, Korn und Stroh, Mehl und Butter, kurz alles Mögliche zutragen lassen, was der alte Bauer nur immer brauchte und haben wollte; und eben davon war er denn auch so unverschämt reich und wohlhabend geworden.

Der Schäfer des Dorfes, der ein geriebener Kopf war und mit dergleichen Dingen umzugehen verstand, paßte des Nachts zuweilen dem Drachen auf und zwang ihn vermittelst seiner Zauberkünste, ehe er das Gehöft des gottlosen Bauern erreicht, auf freiem Felde, hoch in der Luft abzuladen und somit das für den alten Sünder Bestimmte in alle Winde zu zerstreuen.

Der Drache mitsammt seinem Herrn und Meister, dem Teufel, wüthend über diese Unbill des Schäfers, beschlossen, sich hierfür schrecklich zu rächen und alles Vieh im Dorfe mit Läusen zu besetzen und es also zu verderben.

Zu diesem Zweck zog denn der Drache mit einer vollen Ladung solchen Ungeziefers in einer Nacht gen Prislich. Da er sich dort seit einiger Zeit nicht mehr gezeigt hatte, so glaubte der Schäfer, er habe ihn auf immer von seinem Dorfe vertrieben und war deshalb ruhig zu Bette gegangen. Ein anderer Prislicher, ein Büdner, war aber zufällig in dieser Nacht gerade draußen, als der Drache herangebraust kam. Schnell that dieser nun, wie er's von dem Schäfer gehört, und ließ den Drachen abladen. Aber er hatte hierbei versäumt, unter Dach zu treten, und so bekam er denn die ganze Ladung Läuse über sich ausgeschüttet.

Wenige Tage hiernach hatte, zur Freude des ganzen Dorfes, des alten Bauern letztes Stündlein geschlagen. Als er wimmernd auf dem Sterbebette lag, kam der Teufel selbst in

der Nacht, drehte ihm das Genick um und ging mit seiner Seele davon.

Der Drache, der jetzt also nichts mehr in Prislich zu thun hatte, kam nun nicht wieder nach dort, sonst mögte es den guten Leuten im Dorfe doch noch recht schlecht ergangen sein.

Der Schuhmachersee und die Dorfstelle bei Fürstenberg.

(Von Frau Dr. L. Niederhöffer.)

Die Grafen von Fürstenberg wohnten im Sommer häufig auf einem ihrer vielen Güter, welches nahe bei der Stadt Fürstenberg lag, und wo ausser ihren vielen Hintersaßen auch ein Prediger wohnte; denn es stand in dem Dorfe eine gar stattliche Kirche.

Wegen des lasterhaften nnd gottlosen Lebens der Dorfbewohner versank dasselbe jedoch plötzlich, mit sammt seiner Kirche; und es kräuselte dort, wo Dorf und Kirche gestanden, ein kleiner See seine klaren Wellen.

Dieser noch heute vorhandene See ist von ungeheurer Tiefe und führt den merkwürdigen Namen „Schuhmacher“. Am Ufer desselben wird noch eine Stelle „die Dorfstätte“ genannt, weil dort in der Nähe das versunkene Dorf gelegen haben soll.

Das Riesenkönigsgrab oder der Trünnelberg bei Melkhof, unweit Hagenow.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Wer aus Wittenburg durch das Steinthor kommt, oder aus Hagenow unter dem Schlagbaum hindurch über das Kiesende geht — denn die guten Hagenower haben statt der Thore Schlagbäume; warum? das werde ich dem geehrten Leser, will's Gott, ein andermal erzählen *) — und anderthalb Stunden oder zwei tüchtig marschirt, oder reitet, oder fährt, der trifft das Dorf Helm; versteht sich, wenn er den richtigen Weg dorthin einschlägt. Und erblickt er rechts und links die verräucherten Kathen in demselben und unter den Füßen den grauen Flugsand und die dunklen Tannenwaldungen in der Nähe und Ferne, so soll er's nun und nimmer verrathen, und wäre er noch so klug und könnte Gras wachsen und Mücken niesen hören, welch eine gewaltige Stadt Helm einst gewesen ist, mit Thoren und Thürmen so fest und hoch, wie sie heut zu Tage keine Stadt in Mecklenburg aufzuweisen hat**).

Die helmer Feldmark erstreckte sich in einem Kreise von rings zwei Meilen um die Stadt, und hier und dort noch oft einen „Hundeblaff weit" ***) darüber hinaus. Und reich waren die Helmer, davon war Ende und Zahl weg.

*) Siehe Seite .... bis .... dieses Bandes.

**) Wodurch Helm soweit heruntergekommen ist, weiß die Sage auch nicht.

***) „Hundeblaff weit" heißt, so weit die Stimme eines bellenden Hundes dringt.

„Arm Lühr möht borg'n, und riek Lühr heft Sorg'n!" *) sagte der lübtheener Schulze, da lebt' er noch. Und Sorgen kamen über die Helmer mit Haufen und mehr, als ihnen lieb waren. Denn der Riesenkönig hatte von ihrem grausamen Reichthume gehört, und er dachte: Blöde Hunde werden nicht fett, und zu sich nehmen fackelt nicht. Und dieweil einen Knittel wol findet, wer einen Hund schlagen, und einen Strick, wer einen Dieb hängen will, so hatte er eine Ursache zum Kriegen bald gefunden. Mit einer Kriegserklärung beeilte er sich eben nicht groß, desto mehr aber mit dem Kriege selbst.

Die guten Helmer dachten an nichts Arges, aßen und tranken, freieten und ließen sich freien, da zog schon der Riese heran, und hinter ihm drein sein ganzes Kriegsvolk, Mann an Mann, wie eine Wetterwolke so dicht, dabei unbändig und grausam und in großer Menge.

Das gab ein Zetergeschrei in der Stadt, als die Hiobspost noch gerade zur rechten Zeit, doch kurz vor Thorschluß, dort anlangte. Der Eine verlor den Kopf und der Andere das Herz — und die Feinde waren nur noch eine gute Tagereise entfernt und kamen mit jeder Stunde näher. Zum Glück behielt der Bürgermeister Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und mit ihm ein tüchtiger Haufe handfester Burschen und Männer, die sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren beschlossen.

Und das war dem Riesenkönige ein Strich durch die Rechnung, und zwar ein grimmig dicker. Denn in seinem Uebermuthe dachte er nicht anders, als daß die Helmer ihm ihre Schätze entgegentragen, oder wenn's hoch käme, die Thore und Thüren verriegeln und verrammeln und nach Erstürmung der-

*) „Arme Leute müssen borgen, und reiche Leute haben Sorgen!"

selben sich geduldiglich wie Regenwürmer spießen lassen würden. Darum zog er mit den Seinen wohlgemuth drauf los in größter Unordnung, hier ein Haufe und dort einer, dieser singend, jener schwatzend, wie Bauern vom Jahrmarkte.

Das ging gut, aber nur bis an die helmer Stadtgrenze. Da brachen aus den Wäldern und hinter den Hügeln und Hecken die Helmer hervor, unvermuthet, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie stürmten grimmig auf die Feinde ein, und es hagelte Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag.

Wohin ein Helmer traf, wuchs kein Gras mehr, und mancher Riesenschädel zerflog, wie ein vom Sturm geschüttelter, überreifer Borsdorfer, oder Gravensteiner, oder Prinzapfel, oder trug eine Wunde heim, wogegegen der geschickteste Doctor alle Heilsalben und Pflaster der ganzen Welt vergebens verstrichen und verklebt hätte.

Dennoch mußten die Helmer unterliegen; denn die Uebermacht der Feinde war zu groß, und „geg'n Backab'n lett sick nich anhojahn'n*).“ Nach langem Kampfe zogen sie sich in die Stadt zurück. Dort erwarteten sie auf und hinter den Mauern den Feind.

Sie hatten aber gut warten, denn kein Feind ließ sich blicken.

Den Riesenkönig gelüstete nämlich nimmermehr nach den Schätzen der Helmer, dieweil er erschlagen auf dem Schlachtfelde lag. Jetzt war er zufrieden mit dem, was ihm sein Kriegsvolk gab — drei Särge und ein Grab. Sein Leib wurde in einem goldenen Sarg gebettet, den man wieder mit einem kupfernen und dann mit einem eisernen umschloß. Nicht weit von Melkhof wurde das Grab gegraben und nach der Beerdi-

*) „Gegen einen Backofen läßt sich nich: angähnen!“

gung des Leichnams mit einem gewaltigin Grabhügel bedeckt, der noch heute vorhanden und unter dem Namen „Trünnelberg" dort Alt und Jung bekannt ist.

Die Särge ruhen noch heute im Trünnelberge. Mancher Glücksritter hat schon den Schatz zu heben versucht, wie noch deutliche Spuren auf demselben zeigen, aber immer vergebens. Das macht, der Teufel selbst hält Schildwache bei demselben, und der läßt sich seinen Raub nicht nehmen, selbst durch Zauberformeln und Bannsprüche nicht.

Nur einmal ist es einem Haufen Bauern aus der Umgegend gelungen, den Schatz zu erblicken. Und das ging so zu:

Ein reisender Schatzgräber war nach Melkhof gekommen und hatte Diesen und Jenen beredet, mit ihm in Gemeinschaft den Schatz zu heben und zu theilen. In einer Johannisnacht ging die Arbeit vor sich.

Eine Wünschelruthe war mitgenommen und wurde von dem Banner um und über den Berg getragen. Ziemlich auf dem Scheitel des Hügels neigte sich die Ruthe, und dort lag der Schatz.

Vor Beginn der Arbeit ließ der Banner sich von jedem Einzelnen heilig versprechen, während derselben kein Wort, auch nicht das allerkleinste sprechen zu wollen. Denn das kleinste Wort bricht auch den kräftigsten Zauber. Dann sprach der Schatzgräber seine Zauberformel, und die Arbeit begann.

Schon nach einer Stunde klapperten die Schaufeln auf dem eisernen Sarge. Derselbe wurde eiligst von der ihn umschließenden Erde völlig befreit und mit armdicken Tauen umspannt. Bis jetzt war Alles in säuberlicher Ordnung vor sich gegangen. Keiner hatte ein Wörtchen gesprochen, und kein Hund mit tellergroßen Augen, oder sonst etwas hatte sie gestört.

Die Bauern erfaßten die Taue und Hebel. Jetzt ein kräf-

tiger Ruck und Zuck, und der Schatz hätte sich gehoben — da erschien der leibhaftige Teufel.

„Dat is mien un blift, wo't ligt!“*) sagt er kurz und herrisch.

„„Dreck ist Dien!““**) giebt ihm ein naseweiser Bursche zur Antwort, der vielleicht glaubt, weil er den Schatz vor Augen habe, könne er ihm nicht mehr entgehen.

Das war aber, was Beelzebub gewollt hatte, eine Antwort nämlich.

Sarg und Teufel verschwanden hiernach sogleich, die Grube stürzte krachend zusammen; und wer mit langer Nase abziehen mußte, das waren die Schatzgräber.

Das ist das letzte Mal gewesen, daß Schatzgräber versucht haben, den dreifachen Sarg des Riesenkönigs zu heben.

Die Nixe im Stolpsee bei Fürstenberg.

Am Rande des schön gelegenen, blauen Stolpsees, der vom fürstenberger und himmelpforter***) Gebiete umschlossen wird, erhebt sich ein kleiner Berg, auf dessen Höhe sich ein prächtiger Laubwald, der Ering genannt, ausbreitet. Auf der einen Seite am Abhange dieses Berges, seewärts, steht ver-

*) „Das ist mein und bleibt mein, wo es liegt!“

**) Soviel als: „Es ist nicht wahr, es ist doch nicht Dein!“

***) Himmelpfort ein preußisches Kirchdorf, unfern der mecklenburgischen Grenze.

einzelt ein kleiner Buchbusch, von dem sich nicht weit davon die grüne Wiese des Unterförsters zu Drögen befindet.

Der Schneider und Fischer Seiler aus Fürstenberg fischte einst in einer dunklen Sommernacht auf dem Stolpsee. Da ihn bei diesem Geschäft eine große Müdigkeit überfiel, fuhr er mit seinem Kahn an das Ufer, befestigte ihn dort, damit er nicht abtreibe, und legte sich dann unter dem beschriebenen Buchbusch zum Schlafe nieder.

Er mogte so ungefähr eine halbe Stunde geschlafen haben, da — es war gerade Nachts zwischen 11 und 12 Uhr — packte ihn plötzlich etwas bei den Füßen, und zog ihn den Berg hinunter in den Stolpsee.

Als er die Kälte des Wassers an seinen Füßen spürte und jeden Augenblick erwarten konnte, ganz in die Tiefe des Sees gezogen zu werden, rief er in seiner Todesangst die göttliche Hülfe an, trat dabei fest auf den Grund und entkam glücklich wieder aus der unbekannten Gewalt.

Diesen Vorfall erzählte Seiler nach einigen Tagen seinem Freunde, dem Schiffer Scharff, der gleichfalls Fischer war. Derselbe wollte aber nicht recht an die Wahrheit der Geschichte glauben, lachte darüber und legte sich — es war zwar einen Monat später, die Nächte aber waren noch warm — selbst einmal des Nachts unter den gefährlichen Buchbusch, um zu probiren, ob wol nicht sein Freund gelogen habe.

Aber es ging ihm jetzt gerade ebenso, wie früher dem Seiler. Und nur mit genauer Noth, unter größter Anstrengung und Aufbietung aller seiner riesigen Kräfte rettete er sich als geübter Schwimmer aus der Tiefe des Stolpsees, in die er bereits gezogen war.

Der Schuhmacher Rehfeld aus Fürstenberg, der einmal des Nachts um 12 Uhr in die Nähe des Buchbusches gekom-

men war, erzählt noch mit Grauen, daß es ihm dort gewesen, als wenn eine große Heerde Vieh über den Stolpsee getrieben werde, und daß er sich des Nachts nie wieder dorthin begeben mögte.

Daß dies Alles das Werk einer im Stolpsee hausenden Wassernixe ist, die zwar noch Niemand genau gesehen hat, glaubt man allgemein.

Noch Einiges über die Hünengräber bei Mollenstorf unweit Penzlin.*)

(Von A. C. F. **Krohn** zu Penzlin.)

Wenn man die alte Landstraße von Penzlin nach Waren geht, und eben die mollenstorfer Tannen verlassen hat, gewahrt man bald unweit des Weges drei große Hünengräber, eins rechts nach Mollenstorf zu, der Lindenberg genannt, und die andern jenseits, diesem gegenüber. Die beiden letztern führen den Namen Fuchsberg und Pfenningsberg.

Von diesen drei sogenannten Bergen erzählen sich die alten Mollenstorfer, daß sie in alten Zeiten Raubhöhlen gewesen seien. Damals, so geht die Sage, reichte der Busch noch über diese Berge hinaus bis nach Mollenstorf hin, und die Landstraße führte unmittelbar an dem Lindenberg vorbei, der aber doch durch dichtes Gebüsch so versteckt war, daß ihn nur ein Eingeweihter bemerkte.

In diesen Bergen, die innen hohl und ausgewölbt waren,

*) Siehe Seite 227 bis 229 ersten Bandes. Irrthümlich ist dort nur von zwei Hünengräbern die Rede, während es drei heißen muß.

hatte zu den Zeiten eine Räuberbande ihre Schlupfwinkel. Nach Einigen soll der berüchtigte Henning Bradenkierl Anführer auch dieser Bande gewesen sein, was aber Andere verneinen.*)

Abends, wenn es anfing zu dunkeln, zog man eine Kette quer über den Weg vom Lindenberge bis zu dem zunächst gelegenen Fuchsberge, wo mit der Kette eine Klingel in Verbindung stand. Während nun der Hauptmann von seinem Versteck, im Lindenberg, aus auf den Weg spähete, warteten die Raubgesellen drüben im Fuchsberg, bis die Klingel das Zeichen gab, daß wiederum ein sicheres Opfer arglos in die Falle gegangen sei. Von beiden Seiten zugleich angegriffen, war auch für eine zahlreiche Reisegesellschaft zumeist jeder Widerstand erfolglos, und es konnte der Gott danken, der nur das nackte Leben rettete.

Zuletzt aber, als die Obrigkeit erstarkte, wurde auch hier dem Unwesen ein Ende gemacht, man vertrieb die Räuber und rottete sie aus.

Wenn aber die Räuber auch verschwanden, so blieben doch ihre Schätze zurück, die sie außer im Pfenningsberg, der eigentlichen Schatzkammer, auch im Lager des Hauptmannes, dem Lindenberg, tief unter der Erde verborgen hatten. Es hat wol Manchem nach diesem Mammon, unter dem auch eine goldne Wiege und nach Andern ein goldnes Kalb sein soll, gelüstet, aber es hat ihn Niemand zu heben vermogt. Ueber das Warum nicht? schweigt die Sage.

Der vorletzte Besitzer von Mollenstorf soll einmal Anstalt gemacht haben, die Berge abtragen zu lassen. Die Leute aber behaupten, es sei ihm das sofort von der Landesregierung un-

*) Siehe Seite 215 bis 224 ersten Bandes.

tersagt, weil, wie sie sagen, die Berge schon „in die Weltbeschreibung" aufgenommen sind. Nach ihrer Meinung muß sich der, der sie herunter nehmen will, dieselben noch besonders von der Regierung kaufen, wenn ihm auch Mollenstorf ohnehin schon gehört.

Seit länger denn Menschengedenken schon sind die Spitzen aller drei Hügel trichterförmig eingesenkt, was von dem Einsturz der alten Gewölbe herrühren soll.

Mit dem einen dieser drei Hünengräber, dem Lindenberg, stehen nun noch folgende Sagen in Verbindung:

In der Gegend des Lindenberges, als das Holz umher schon ausgerodet, das Land urbar und einem der mollenstorfer Bauern zur Beackerung überwiesen war, hakten einmal die beiden Knechte desselben. Einer von ihnen bekam so heftige Leibschmerzen, daß er die Arbeit verlassen und sich am Lindenberge in's Gras niederlegen mußte. Auf sein Winseln und Wehklagen eilte auch sein Mitknecht herbei, um ihm wo möglich beizustehen.

Als dieser aber noch bei seinem Kranken beschäftigt war, gewahrte er plötzlich neben sich zu seiner nicht geringen Verwunderung und ohne daß er wußte, woher es kam, eine Schüssel mit einer kräftigen, dampfenden Brotsuppe nebst zwei Löffeln. Das Gericht sah so einladend aus und roch so lieblich, daß er sofort seinen kranken Genossen ermahnte, davon zu essen, weil sich dann wol seine Schmerzen geben würden.

Doch diesem stand der Sinn gar wenig nach Essen und Trinken, vielmehr nahm sein Leiden dermaßen überhand, daß es schien, als müsse er mit draufgehen; und erst als sein Kamerad zulangte und auch ihn mit vielen Worten nöthigte, machte er den Versuch, einige Löffel voll hinunter zu bringen. Das aber war eine Speise gar wunderbarer Art, denn es legten sich

nicht blos gleich bei ihrem Genusse die Schmerzen, sondern es schien auch darnach neue Lebenskraft den Kranken zu durchströmen. Darum langte er auch eifriger zu, während sein Nebenmann nur zum Scheine löffelte und ihm die ganze Portion allein überließ. Als die Mahlzeit beendet war, war von Schmerzen nichts mehr zu spüren, ja der Kranke fühlte sich kräftiger, denn zuvor, so daß er gleich wieder an seine Arbeit ging.

Nun erwachte aber in dem andern Knechte der Neid, daß er nicht auch gehörig von der köstlichen Speise gegessen hatte. Er hatte sie nämlich für eine Kost der Unterirdischen gehalten und darum dem Frieden nicht recht getraut. Jetzt hätte er auch wol zugelangt, aber es war nichts mehr übrig, und um seinem Aerger darüber Luft zu machen, besudelte er das Gefäß in einer Weise, deren sich billig jeder ehrliche Mensch schämt, wobei er sagte:

„Geft Jie mie nicks to bieten,
So will ick Juch wat.........!"*)

Wer die Speise gebracht und wen der Grobian hiemit beleidigt hat, weiß man nicht; aber von Stund an verging der Neidhals wie der Tag und sank bald als ein Schatten in sein frühes Grab, während der Andere herrlich gedieh und sichtlich an Kräften und Leibesumfang zunahm.

Einst kamen auch bei dem Lindenberge zwei Leute aus Zahren vorbei, welche von Penzlin heimkehrten. Der eine von ihnen hatte Durst nach Möglichkeit und wußte seiner Noth kein Ende, weil auf dem Wege von Penzlin nach Zahren keine Krüge und auch nicht sonderlich Quellen anzutreffen sind.

*) „Gebt Ihr mir nichts zu beißen, so will ich Euch was.........!"

Als er nun zu dem Lindenberge kam, hörte er drinnen eine gar prächtige Musik, wie zum Erntebier, und zwischen dem Gebüsch durch schien Licht zu blinken. Weil er nun wußte, daß in dem Berge Unterirdische wohnten, und die Leute der Oberwelt damals noch auf vertrautem Fuße mit den Kleinen drunten lebten, so dachte er gleich, hier könntest du wol etwas für den Durst bekommen.

Während nun sein Gefährte weiter ging, ging er um den Berg herum, um sich den Eingang zu suchen. Als er aber sahe, daß all sein Bemühen vergeblich sei, rief er laut den Lustigen drinnen zu: „Heft Sie nich eens to drinken; mie döst't ok goar to dull.“*)

Kaum hatte er dies gesagt, als auch schon ein Kleiner mit einem prächtigen Krug neben ihm stand und ihm freundlich zu trinken bot. „„Da,““ sagte der, „„drink, äwe kiek jo nich in den Krooß!““**)

Der zahrensche Mann ließ sich dies nicht zweimal sagen, und es schmeckte ihm gar köstlich, denn in dem Kruge war ein feiner Trunk von lieblichem Geschmack. Als er aber also trank, flüsterte ihm der Versucher zu: „Lauf mit dem Kruge davon; es ist seines Gleichen nicht, und mit dem Kleinen da wirst du schon fertig.

Wie nun der Mann sich umsahe, und nur den einen Kleinen gewahrte, lief er ihm, der da nichts Arges ahnte, mit dem Kruge ab und davon. Aber der Unterirdische erhob gleich ein großes Geschrei und alsobald wimmelte aus dem Berge die ganze Schaar der Kleinen heraus und hinter dem großen Spitzbuben her.

---

*) „Habt Ihr nicht eins zu trinken; mich durstet auch garzu sehr.“
**) „„Da,““ sagte der, „„trinke, aber sieh ja nicht in den Krug.““

Aber so eilig und eifrig auch die Bestohlenen trippelten, so vermogten doch ihre kurzen Beinchen nicht mit den langen und schnellen Läufen des Diebes auszuhalten, geschweige denn sie einzuholen. Es war indeß einer unter ihnen, der hatte zwar nur ein Bein, wie er aber sagte: „Een Been loop.“*) Da wackelte er lustig fort und war bald seinen Genossen weit voraus und setzte dem Räuber rüstig nach. Er war ihm auch schon ziemlich nahe, denn seine schwachbeinigen Gefährten feuerten ihn fortwährend mit dem Rufe: „Brore Eenbeen, loop doch!“**) an. Als sie aber dicht vor Zahren an den Kreuzweg kamen und schon fast zusammen waren, sprang der Verfolgte mit einem Satze hinüber, und war in Sicherheit; denn dahin durfte ihm ja der Einbeinige aus der Unterwelt nicht folgen.

Als dieser nun sahe, daß sein Schatz für ihn dahin sei, rief er dem Entkommenen nach: „Du magst den Krug nun behalten und immerfort daraus trinken, denn er wird nie leer werden; aber hüte Dich, daß Du nicht hineinsiehst.“

Der Mann, froh seinen Raub geborgen zu haben, eilte nun heim und bewahrte das wunderbare Geräth sorgfältig auf. Es war so, wie „Bruder Einbein“ gesagt hatte. Er konnte, so oft er Durst hatte, trinken und trank auch fleißig ohne Nachtheil, vielmehr schmeckte und bekam ihm der Trunk außerordentlich gut.

Als er aber den Krug schon viele Jahre besessen und gebraucht hatte, plagte ihn doch einmal die Neugierde; er sah in das Gefäß und sah im Grunde — eine große häßliche Kröte. Die war also die unversiegbare Quelle des Labetrunks gewesen.

*) „Ein Bein lauf!“

**) „Bruder Einbein, lauf doch!“

Jetzt war's aber auch vorbei. Die Kröte war verschwunden, der Born versiegt und der Krug leer. Der Mann aber siechte in kurzer Zeit elendiglich dahin.

Ob sich bei diesen Bergen späterhin noch Aehnliches zugetragen, meldet die Sage nicht, aber die alten Mollenstorfer halten die Umgebung, namentlich des Lindenberges, noch nicht für recht geheuer. So soll es besonders vielen bei Nachtzeit, die den Richtsteig vom Holz zum Dorf bei diesem Berge vorbei nahmen, passirt sein, daß sie trotz des genauesten Bescheidwissens verirrten und auf diesem zehn Minuten langen Wege Stunden, ja wol die ganze Nacht zubrachten, ohne heimfinden zu können.

Wie viel Schuld nun hiervon dem Lindenberg, dem die Leute Alles in die Schuhe schieben, oder der Nacht, die ja Niemandes Freund ist, oder aber endlich der Verirrenden eigene Verfassung beizumessen ist, das mag dahin gestellt bleiben.

Der Kirchversunk bei Vielank, unweit Lübtheen.

Nahe beim Dorfe Vielank befindet sich eine sumpfige Stelle, die das Volk nur „den Kirchversunk“ nennt.

Hier lagen in uralten Zeiten, als Mecklenburg fast noch ganz von heidnischen Wenden bewohnt wurde und das Christenthum dort nur noch ein ganz kleines Pflänzchen war, im wilden Forst verborgen und versteckt hinter dichtem Gestrüpp

und Buschwerk, einsam und abgeschlossen von der ganzen Welt, die ärmlichen Hütten einer kleinen Christengemeinde, mit ihrem einfachen, aus Holz und Lehm zusammengefügten Kirchlein.

Mehrere Jahre schon war diese kleine Christenansiedelung unbekannt und unentdeckt geblieben, und somit dem Wuth- und Racheschnauben der Heiden entgangen, welche allen Christen den Untergang geschworen hatten; und ruhig und friedlich, zufrieden und glücklich hatte die kleine Gemeinde in ihrer Stille und Abgeschiedenheit ihrem Gotte gedient.

Endlich wurde aber auch ihr Versteck entdeckt. Ein Schwarm wüthender Heiden war ausgezogen, um auch, wie es bereits überall im Wendenlande geschehen,*) diese letzte Zufluchtsstätte des Christenthums zu vernichten, undalso das ganze Land von den fremden Eindringlingen, den deutschen Sachsen, und ihrer Lehre — die ihnen leider mit Feuer und Schwert aufgedrungen worden war — wieder zu befreien und zu reinigen.

Gerade stürmte die wilde Rotte heran, als die kleine Gemeinde zum Abendgottesdienst in ihrem Kirchchen versammelt war. Aber Gott wollte nicht, daß Sein Heiligthum entweihet werde, und daß die Heiden auch diese kleine Christenschaar morde und ihre rohen Hände in das unschuldige Blut tauche; denn plötzlich versank das Kirchlein mit allen seinen Andächtigen, und vor den überraschten Feinden dehnte sich mit einem Male ein großer, tiefer Sumpf aus und verhinderte ihr weiteres Vordringen.

Das Kirchchen aber war und blieb verschwunden, und noch heute nennt man die Stelle, wo dies geschah, den Kirchversunk.

*) Im Jahre 1018.

Die Entstehung des Hospitals zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Eine Prinzessin fuhr einmal nach der Burg Stargard hinauf und traf zwei junge Leute, die ein Grab machten.

Sie fragte, für wen es sein solle und bekam die Antwort, für den dabei stehenden alten Mann, ihren Vater.

Als die Prinzessin verwundert sich weiter erkundigte, warum sie denn jetzt schon ein Grab machten, da der Vater ja doch noch lebe, so erwiderten sie ganz kaltblütig, daß der Alte nicht mehr sein Brod verdienen könne und nach altem Herkommen und dem alten Sprüchwort:

„Krup unna, krup unna,
De Welt is Di gramm!" *)

hier eingebuddelt werden solle.

Da entsetzte sich die Prinzessin und befahl, augenblicklich davon abzustehen; auch werde sie Sorge tragen, daß diese barbarische Sitte aufhöre.

Und sie hielt Wort. Sie stiftete das noch heut stehende Hospital oder Armenhaus der Stadt Stargard.

*) „Krieche unter, krieche unter,
Die Welt ist Dir gram!"

Die Elendseichen bei Sukow, unweit Crivitz.

In der Gegend von Sukow bei Crivitz stand sonst, und vielleicht auch noch jetzt, ein kleiner Trupp Eichen, allgemein bekannt unter dem Namen „die Elendseichen".

In alten Zeiten lag unfern dieser Eichen ein schöner, großer Hof, mit stattlichem Herrenhause und zahlreichen Wirthschaftsgebäuden. Alles zeugte von großer Wohlhabenheit des Besitzers, der auch in der That ein steinreicher Mann war.

Aber anstatt den Bedrängten und Nothleidenden von seinem Ueberflusse abzugeben, war er im höchsten Grade geizig, und all sein Streben und Trachten ging nur darnach, seine irdischen Güter noch immer mehr zu vergrößern und Schätze auf Schätze zu häufen. Hart und gefühllos wurde deshalb jeder um ein Almosen bittende Arme von des Reichen Schwelle abgewiesen und oft gar noch mit Hohn und Spott vom Hofe gejagt.

So begab es sich auch einstmals, daß an einem heißen Sommertage ein armer, altersschwacher Mann auf den Hof gestützt kam und flehentlich um etwas Essen zur Stillung seines großen Hungers und um Schutz und Obdach vor dem herannahenden Gewitter bat.

Aber nichts konnte den reichen Mann erweichen; ohne dem Armen einen Bissen Brod zu reichen, stieß er ihn erbarmungslos hinaus in das daherstürmende Unwetter, mit der Weisung, sich außerhalb seines Hofes ein Obdach zu suchen.

Thränenden Auges schleppte der alte Mann seine matten Glieder mühevoll von dannen, um unter einem nahen Eichentrupp Schutz zu suchen.

Glücklich erreichte er endlich auch die Eichen, sank hier

aber, ganz durchnäßt von dem schon stark herunterfallenden Regen und auf's Aeußerste erschöpft und ermattet von der gehabten großen Anstrengung und dem arg nagenden Hunger, sogleich machtlos zu Boden.

In dieser seiner bejammerungswürdigen Lage flehete nun der hülfelose Greis zu Gott: doch einen Seiner Blitze zu entsenden und seinem elenden Dasein ein Ende zu machen.

Und Gott, der erbarmungsreiche Vater, erhörte des Armen Flehen. Immer näher und näher brauste das Wetter daher; ein Blitz durchzuckte unter gewaltigem Donnern das düstere Gewölk, senkte sich auf den betenden Alten hernieder und machte seinem Leben ein Ende.

Und ein zweiter Blitzstrahl, mit noch furchtbarerem Donnerschlage, durchkreuzte abermals die Lüfte und fuhr zischend in des reichen Mannes Wohnhaus, daß es alsbald, sammt all den andern stattlichen Gebäuden seines Hofes, in lichten Flammen stand und all seine Schätze und Reichthümer nach wenigen Minuten in Asche verwandelte.

Ein ebenso armer Mann*), wie der kurz zuvor verendete Greis, stürzte er laut heulend und fluchend aus dem prasselnden Feuermeer in's Freie, unter den Eichen ebenfalls Schutz zu suchen vor dem entsetzlichen Wetter.

„Du hast mir Alles genommen, rachsüchtiger Gott," fluchte er hier laut, „so nimm auch jetzt mein nacktes Leben!"

Und wiederum öffnete sich der Himmel, und ein blutrother Blitz fuhr unter weithin dröhnendem Knalle hernieder und spaltete des Gottlosen Schädel.

„Arm und Reich, im Tode gleich!" so lagen hier jetzt die vom Blitz Erschlagenen beisammen. Eine mitleidige Hand grub

*) Feuerversicherungen und dergleichen gab es damals noch nicht.

hinen später unter einer Eiche ein Grab, bettete darin beider Gebeine und wälzte einen Stein auf die gemeinschaftliche Gruft.

Die Eichen nannte man aber seit dieser Zeit die Elends-eichen.

Das Abendglockengeläut und Blasen vom Kirchthurme zu Malchin.

(Von Franz Gesellius.)

Vor Jahren wohnte in dem jetzigen Küsterhause zu Malchin, gerade dem Thurme der dortigen Kirche gegenüber, ein Pastor, dessen junge und schöne Tochter Marie mit einem Lehrer der Stadtschule verlobt war.

Eines Abends, es war gerade 9 Uhr, sollte der Pastor nach einem Sterbenden kommen, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen. Er sprach deshalb zu seiner Tochter: „Kind, gehe nach der Kirche, hier sind die Schlüssel, und hole mir vom Altar die heiligen Sakramente; ich werde mich während der Zeit ankleiden."

Sorglos eilte Marie zur Kirche; sie hatte diesen Weg Abends schon häufig ohne alle Furcht gemacht. Ihr Bräutigam, der sie nach der Kirche gehen sah, als er ihr gerade einen Besuch machen wollte, nahm nun schnell ein weißes Bettlaken, hüllte sich hinein und schlich seiner Marie nach, die sich häufig gerühmt hatte, keine Furcht zu kennen, um einmal zu versuchen, ob sie denn wol wirklich nicht bange zu machen sei.

Ach, leider gelang ihm dies nur zu gut. Kaum hatte Marie die weiß bekleidete Gestalt gesehen, als sie erblaßte, zur

Erde sank und nach wenigen Augenblicken unter fürchterlichen Krämpfen ihren Geist aufgab.

Der Lehrer wurde hierüber tiefsinnig und starb ebenfalls nach wenigen Wochen. In seinem Testamente hatte er sein ganzes Vermögen der Kirche vermacht, jedoch mit der Bedingung, daß dafür jeden Abend um 9 Uhr geläutet und nach dem Geläute ein frommes Lied vom Kirchthurm geblasen werden sollte.

Von der Zeit an wird nun jeden Abend um 9 Uhr geläutet und aus allen Luken vom Thurme geblasen, ausgenommen aus der, die nach dem jetzigen Küsterhause hinzeigt. Die Musikanten sagen nämlich, daß, wenn sie aus besagter Luke blasen wollten, sie einen dicken Mund und unversehens eine Ohrfeige bekommen würden, und zwar von dem Bräutigam Mariens, welcher hinter dieser Luke sitze und nach der Thür hinstarre, wohinein seine Geliebte gesund und froh gegangen, durch seinen Muthwillen aber todt wieder hinausgetragen worden sei.

Vor mehreren Jahren hatte ein lustiger Musikant die Dreistigkeit, aus jener Luke zu blasen, bekam aber unversehens eine derbe Maulschelle und hatte am andern Morgen ein dickes Gesicht.

Der unverwesliche Edelmann in der Kirche zu Herzberg bei Lübz.

Viele Leute erinnern sich noch recht gut jener unverweslichen Leiche, die früher hinter dem Altare der herzberger Kirche aufbewahrt wurde.

Wie die Sage berichtet, waren dies die irdischen Ueberreste eines alten Herrn vom Adel, der in alten Zeiten auf Herzberg wohnte und dem sowol dies Gut, wie noch mehrere andere der umliegenden Güter zugehört haben.

Dieser alte Edelmann war nun einst in große Ungelegenheiten gerathen, die ihn zwangen, eines seiner Güter zu veräußern. Unendlich schwer wurde dem alten stolzen Manne ein solcher Verkauf; denn seit langen Zeiten waren seine ererbten Güter schon im Besitz seiner Familie gewesen, und sein höchster Wunsch war, daß sie dies sämmtlich auch noch nach seinem Tode und auf ewige Zeiten bleiben mögten. Doch die Noth gebot und er mußte sich fügen. Sein Geschick verwünschend, verschwur er sich: wenn es ihm nicht gelingen sollte, sein veräußertes Gut noch vor seinem Tode wieder zurückzukaufen, dann nicht eher verwesen zu wollen, bis dereinst einer seiner Nachkommen dies gethan und also alle Güter wieder, wie sonst vereinigt, seiner Familie angehören würden.

Ob aber alle diese Güter ihm und seiner Familie so ganz von Gott und Rechtswegen zugehört hatten, ist wol sehr die Frage. Denn wie unser Edelmann schon nicht der beste Mensch war — stolz und hart gegen seine Leute und habsüchtig und gottlos dabei —, so waren es seine Vorfahren erst recht nicht gewesen. Raubritter waren sie nämlich gewesen, die ihr Hab und Gut zusammengeraubt und gestohlen hatten. Deshalb ruhete auch nicht Gottes Segen auf dieser Familie und ihrem unrechtmäßig erworbenen Besitzthum; denn dieselbe ist später ganz ausgestorben und ihre sämmtlichen Güter, und damit auch ihr Hauptsitz Herzberg, sind nach und nach in andere Hände übergegangen.

Als der alte Edelmann wenige Wochen nach dem beregten unfreiwilligen Verkauf gestorben war, setzte man ihn in der

herzberger Kirche bei. Aber ob auch Jahre hiernach schwanden, so verging doch die Leiche nicht; obgleich auch selbst Jahrhunderte verstrichen und der Sarg verfiel und durch einen neuen ersetzt werden mußte, so blieb doch die Leiche noch immer unverwest und unberührt vom Zahn der Alles vernichtenden Zeit. Sie war nur zusammengeschrumpft wie dürrer Zunder, sah auch so aus und war auch so leicht als solcher.

Und als wiederum zu Anfang dieses Jahrhunderts der Sarg vergangen war und die vertrocknete Leiche uneingeschlossen in der Kirche lag, da trieben die Leute allerlei Spott mit ihr. Oefter schwang sie sich auch ein Beherzter auf den Rücken und schleppte sie des Abends aus der Kirche fort, nach dem Kruge hin, setzte sie hier mit an den Tisch, hielt ihr zu trinken vor und dergleichen Ungebührlichkeiten mehr. Auch bei Hochzeiten, Erndtebieren und ähnlichen Festen holte man häufig den wunderbaren Leichnam herbei, zeigte ihn den anwesenden Fremden und lachte und spottete darüber.

Der damalige Besitzer von Herzberg, ein Baron von Maltzan, machte endlich diesem Unwesen dadurch ein Ende, daß er den Leichnam wiederum einsargen und alsdann in die Erde versenken ließ.

Seit dieser Zeit ist nun aber das frühere Spuken im herzberger Herrenhause noch viel ärger als sonst geworden, ja es werden davon wahre Wunderdinge erzählt. Namentlich soll's besonders arg in einem Zimmer sein; es soll dort nämlich allnächtlich gewaltig poltern und toben, so daß Niemand es darin aushalten kann.

Um einmal der Sache auf den Grund zu kommen, und ihr möglichst ein Ende zu machen, begab sich vor noch gar nicht vielen Jahren eines Abends nach zehn Uhr ein Beherzter

in dies Zimmer, nahm ein Paar geladene Pistolen und seinen wachsamen Hund mit sich und wartete so der Dinge, die da kommen würden. Und nicht lange sollte er darauf warten, denn plötzlich wird der Hund unruhig, fängt an zu heulen und verkriecht sich zwischen die Beine seines Herrn. Dieser greift nun nach seinen Pistolen; da wird's ganz hell im Zimmer und eine scheußliche Fratze ohne Körper grinst ihn an, daß er ohnmächtig zurücksinkt.

Als mehrere Jahre hiernach das Gut Herzberg in den Besitz eines andern Herrn gelangt war, hatte dieser einmal Besuch von seinem alten Vater, für welchen dies Zimmer zur Schlafstube hergerichtet worden war. Als sich nun der alte Herr am ersten Abend spät nach einer fröhlichen Gesellschaft hierher begeben und zur Ruhe gelegt hat, wird es plötzlich wieder ganz hell und ein kleiner Knirps kommt grinsend auf ihn zu. Auf die Frage, was er denn wolle, erwiedert der Kleine nichts, sondern grinst den Alten nur unverwandt an. Diesem wird dies Spiel endlich über, er steht auf und kleidet sich an; der Kleine bleibt dabei immer dicht vor ihm und begleitet ihn auch die Treppe hinunter, wo er dann spurlos verschwindet. Der alte Herr reisete aber noch in derselben Nacht wieder ab.

Solche und noch viele ähnliche Geschichten werden von dem herzberger Herrenhause erzählt, namentlich aber von dem beregten Zimmer, welches der Haupttummelplatz des Spukes zu sein scheint. Plötzliches Hellwerden dieses Gemaches, großes Gepolter, entsetzliches Stöhnen und Geschrei darin soll fast jede Nacht vorkommen.

Daß alle diese Spukereien von nichts Anderem als dem Geist des unverweslichen Edelmannes herrühren, der wegen seines bekannten Schwurs keine Ruhe im Grabe haben soll, daran zweifelt natürlich kein Mensch in Herzberg; sie alle ver-

sichern dies hingegen mit einer Beharrlichkeit, daß man beinahe selbst daran glauben mögte.

Der Schatzgräber von Kakeldütt bei Neu-Strelitz.

(Von **Friedr. Latendorf** aus Neu-Strelitz.)

Im vorigen Jahrhundert streiften Zigeuner, Wahrsager, Bettler und Gesindel mancherlei Art durch die Länder, die ihren Unterhalt auf allerlei Nebenwegen zu finden wußten. So kam einst — wie mein Großvater seinen Kindern zu erzählen pflegte — ein alter abgedankter Soldat zu einem Bauernknecht in Kakeldütt, quartierte sich bei ihm ein und forderte ihn auf, mit ihm gemeinschaftlich einen Schatz in der dortigen Gegend zu heben. Vorher müsse er aber noch drei Tage warten; er bedürfe nämlich dazu dreier Nägel aus einem Kirchhofskreuze, und einen solchen ließen sich die Geister nicht ohne schweren Kampf fortnehmen. Mit diesen Nägeln wurde dann die aufgeworfene Erde gleichsam festgebannt, so daß sie, wenn ein solcher, so zu sagen, Geisternagel hineingesteckt war, nicht wieder auf den Schatz zurückfiel.

Zweimal war schon der Soldat bleich, aber jedesmal glücklich mit dem gesuchten Nagel zurückgekehrt. In der nächsten Nacht stand ihm nun der schwerste Kampf bevor; aber auch diesmal gelangte er zu seinem Ziel, wenn er auch kaum athmend und gespensterbleich bei seiner Rückkunft erschien.

Nun bedrängte er nochmals den Knecht auf das Inständigste, er habe ja nichts zu fürchten. Selbst wenn der Teufel

mit einem glühenden Wagenrade auf ihn losfahre, müsse er doch unmittelbar vor ihm umkehren ꝛc.

Der Knecht blieb unbeweglich; so ging denn der Soldat allein an sein Werk. Niemand aber erfuhr, ob er glücklich den Schatz gehoben, da er am nächsten Morgen nicht zurückkam; und nur eine offene Stelle im Acker ließ schließen, daß dort der Schatz verborgen gewesen.

Die Hunnenstrasse zu Malchin.

In alten Zeiten soll einst aus weiter Ferne ein Trupp Menschen nach Malchin gekommen sein, die eine unbekannte Sprache redeten und sich Hunnen nannten; also wol Nachkommen jenes einst so gefürchteten mongolischen Barbarenvolks waren, welche, tief aus dem Norden Asiens nach Europa herüber gekommen, von 374 bis zum Tode ihres großen Königs Attilia, 453, wie ein Alles verheerender Strom die Länder unsers Welttheils durchzogen. Auch diese Hunnen sollen so ausgesehen haben, wie uns ihre Stammesgenossen aus früheren Zeiten beschrieben werden, indem auch sie von wildem, scheußlichem Ansehen und kleiner, gedrungenen Gestalt waren, schwarzgelbe Hautfarbe und kleine tiefliegende, feurige Augen hatten.

Dieser Trupp Menschen soll sich nun in Malchin, als dasselbe noch ein Dorf war*), angesiedelt und die nach sich benannte Hunnenstraße erbaut haben.

*) 1236 wurde Malchin zur Stadt erhoben.

Jahrhunderte nach der Hunnen Ansiedelung soll man noch ihre Nachkommen an der dunklen Gesichtsfarbe und den kleinen, tiefliegenden Augen erkannt haben. Jetzt dürfte aber wol schwerlich noch ein schwarzgelber, kleinäugiger Hunnennachkömmling in Malchin zu finden sein.

Der Rosenmühlenberg bei Pritzier unweit Lagrunow.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Ein Viertelstündlein von Pritzier liegt zwischen Pritzier und Bellahn, hart an der hamburger Chaussee, ein Hügel, der Rosenmühlenberg. Grüne Laubdächer herrlicher Buchen krönen seinen Scheitel, der silberhelle Faden eines plätschernden Baches umsäumt einen Theil seines Fußes, und wer im Genusse der Natur nur nicht ein allzugroßer Feinschmecker ist, der wird es dort, namentlich im Frühlinge, immer ganz anmuthig finden.

Dessenungeachtet würde sich Dieser und Jener doch gewaltig bedenken, ehe er in später Abendstunde, oder gar dunkler Mitternacht einen Gang auf den Rosenmühlenberg wagte. Denn die Nacht ist Niemandes Freund, und alle Stunden sind nicht gleich — und auf dem Rosenmühlenberge erst recht nicht.

Als es noch keine hamburger Chaussee gab und die Bauern zu Pritzier noch nicht ausgebaut waren, da fuhr einer derselben einst in grauer Morgendämmerung nach Boitzenburg. Am Fuße des Rosenmühlenberges hielt er an, um in dem Bache seine Pferde zu tränken, während er selbst arglos und nachlässig

auf dem Sattel hing und so allerlei Gedanken hatte über dies und das und wie es doch kommen müßte, wenn es so oder so käme.

Da tobt und tost es in den Buchen auf dem Berge, und in den dunklen Laubkronen saust und braust es, und ein riesiger Feuerklumpen kollert unter Heulen und Zischen vom Berge, dicht vor den Köpfen der erschrockenen Rosse vorüber, und stürzt sich kopfüber in einen davon etwas entfernt liegenden Teich.

Zu späteren Zeiten stand einmal ein Mann aus Pritzier in dunkler Abendstunde auf der Chaussee, am Fuße des genannten Berges, und betrachtete mit Angst und Graus die vielen Irrlichter in jenem Teiche und in dem sumpfigen Boden, nicht weit von dem Ufer des Teiches, von denen er wußte, daß sie, wie ja auch allmänniglich bekannt ist, Seelen verstorbener Missethäter sind. Und wie er so dasteht und sich auf seinen Stock hintenüberlehnt und seinen Gedanken nachhängt, kommt ein Mann in grauer Kleidung — in der Tracht eines Müllers — vom Berge und schlüpft lautlos an ihm vorüber. Er denkt sich nichts Arges bei der Erscheinung, auch nicht, als er das erdfahle Antlitz des Grauen erblickt und wünscht ihm freundlich einen guten Abend. Dieser aber läßt den Gruß unbeantwortet und wandert dem oben genannten Teiche zu. Verwundert schaut unser Mann dem späten Wandrer nach, der aber urplötzlich verschwunden ist.

Da wird dem Pritzierschen so unheimlich ums Herz, und es flimmert ihm vor den Augen, und es übergießt ihn eiskalt, so daß er nur mit Anstrengung sich aufrecht erhalten kann. Kaum besinnt er sich etwas, so eilt er in mächtigen Sprüngen dem schützenden Dache zu.

Und es war die höchste Zeit, daß er in aller Eile sich aus dem Staube machte; denn ein gewaltig großer Irrwisch wackelte daher und suchte den Geängstigten zu erreichen. Etwa auf der

Hälfte des Weges versuchte er es noch einmal, seinen Lauf zu mäßigen. Aber wie er sich umschaute, da war das Unthier ihm dicht auf den Fersen. Mit aufgehobenen Rockschößen ging's jetzt dem Dorfe zu, und todtbleichen Antlitzes kam athemlos der arme Gejagte in dem Kreis seiner Familie an. Nur seiner kräftigen Natur hatte er's zu danken, daß er von den Folgen der Angst verschont blieb.

Und diese beiden Erscheinungen, der rollende Feuerklumpen und der Müller mit dem erdfahlen Gesichte, haben schon manchen nächtlichen Wanderer erschreckt, namentlich wenn der Müller, wie ihn Manche gesehen haben, mit blutigen Händen erschien.

Ueber die Entstehung des Spukes erzählt die Sage Folgendes:

Am Fuße des Rosenmühlenberges hauste in alten Zeiten ein Müller, der hieß Rose. Trotz seines schönen Namens stand er dennoch bei Alt und Jung im üblen Geruche, denn alle Welt hielt ihn für einen Geizhals und Mehldieb schlimmster Art. Seine Mühle wurde durch das Bächlein am Fuße des Berges in Bewegung gesetzt und wurde nach dem Namen des Besitzers Rosenmühle und der Berg Rosenmühlenberg genannt. Die Mahlgäste wollten behaupten, daß das Klappern der Mühle nicht wie: „Klipp, klapp", sondern wie: „Halw Part, halw Part!"*) anzuhören sei; denn also laute des Müllers Wahlspruch, wenn es ans Beuteln und Metzen gehe, worauf der Müller sich meisterhaft verstehe.

Dennoch war der Müller mit dem Ertrage der Mühle höchst unzufrieden und meinte: wenn er ein anderes Gewerbe ergreifen könne, das sei doch gut.

*) „Halb Theil, halb Theil!"

Endlich glaubte er das Rechte gefunden zu haben. Er legte nämlich eine Herberge für die vorüberziehenden Reisenden an, und weil eben die Mühle dicht an der Landstraße lag, so konnte es an Zuspruch nicht fehlen.

Da mehrte sich denn sein Reichthum sichtlich, und das Gesinde hörte in des Müllers Schlafkammer das Geräusch des Geldzählens weit öfter als früher. Allein auch etwas Anderes hörten sie. In stiller Mitternacht geschah es dann und wann, daß plötzlich ein jäher Schrei die Mühle durchhallte, oder sich in derselben ein dumpfes Röcheln, wie das Todesröcheln eines Menschen, hören ließ. Andere wollten den Müller mit einem schweren Sack aus der Mühle schleichen und dem Teiche zueilen gesehen haben. Und als endlich Einige bemerkt haben wollten, daß weit mehr Reisende in die Mühle eintraten als zurückkehrten, da hieß es, der Müller sei ein Räuber und Mörder, der seine Gäste heimlich morde und ausplündere.

Und so ist es gewesen. Denn als der Müller längst sein falsches Leben ausgehaucht hatte und die Mühle bis auf wenige Pfähle verschwunden war, da fand man in der Nähe jenes Teiches menschliche Gerippe, wahrscheinlich die Ueberreste der in der Mühle Gemordeten.

Ob der Müller der irdischen Strafe entgangen ist, oder nicht, davon schweigt die Sage; aber sein Geist hat bis jetzt keine Ruhe im Grabe gefunden und erschreckt bald den nächtichen Wanderer in Gestalt jenes Feuerklumpens, oder in der Gestalt jenes Müllers mit dem erdfahlen Antlitze und den blutigen Händen.

Der spukende schwarze Kettenhund von Fürstenberg.

Das jetzige Schulhaus zu Fürstenberg war früher der Theil einer alten Burg, auf welcher auch die Beherrscher der um die Mitte des 14. Jahrhunderts gegründeten, aber bald wieder eingegangenen Grafschaft Fürstenberg residirten.

Einstmals hausten auf dieser Burg auch drei Brüder, wovon der eine ein so wildes, ausschweifendes und gottloses Leben führte, wie es sich gar nicht ärger denken läßt.

Als er zuletzt, wie das so gewöhnlich kommt, seines tollen Treibens überdrüssig wurde und dabei aufs Höchste krank, elend und lendenlahm war, nahm er einen Strick und erhängte sich.

Dieser Selbstmord veranlaßte die beiden andern Brüder, fort von Fürstenberg zu gehen und sich weit von dort, in einem fernen Lande einen neuen Wohnsitz zu gründen.

Der Erhängte aber fand im Grabe keine Ruhe; an jedem Freitage muß er des Nachts als schwarzer Kettenhund die Runde um die Burg machen.

Viele Augenzeugen berichten, daß ihnen der schwarze Kettenhund in den Freitagsnächten auf der Hauptstraße Fürstenbergs, die an der vormaligen Burg vorüber führt, schon begegnet ist, und ihnen dann stumm das Geleite bis zum strelitzer Thore gegeben hat.

Die schwarze Kuhl bei Sülten unweit Stavenhagen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Rechts von dem Kirchwege, der von Sülten nach Kittendorf führt, ist eine große sumpfige Wiese und in derselben ein Wasserloch, vom Volke „schwart Kuhl" genannt.

Von diesem Wasser erzählt man sich, es sei unergründlich und berge in sich außerordentlich große, aber schwer zu fangende Fische. Letzteres wird wol richtig sein, und auch die Grundlosigkeit des Wassers in so fern etwas für sich haben, als man bei einem Versuche so bald nicht festen Boden im Wasser finden dürfte, was wol von dem sumpfigen Untergrunde herrühren mag.

Einst hakte nicht weit von der schwarzen Kuhl ein Bauer und ließ es sich sammt seinen Gäulen in dem schweren Acker recht sauer werden. Er muthete aber seinen Thieren zu viel zu, und so standen diese zuletzt trotz aller Flüche und Peitschenhiebe baumstill.

Nun ging das Fluchen und Wettern erst recht los. Er wünschte seine Pferde zum Teufel und den Teufel sich zur Hülfe.

Da aber sprang plötzlich aus der schwarzen Kuhl ein weißes Pferd heraus, das spannte sich von selbst vor den Haken, und nun gings bergauf, daß die Stücken nur so flogen. Oben machte es Kehrt und arbeitete wieder den Berg hinunter nach der Wiese zu, daß dem Bauern ganz unheimlich zu Muthe ward.

Als sie unten ankamen, wollte der Weiße nicht wieder herum, sondern geraden Weges auf sein Quartier zu.

Unsern Bauern aber hatte schon so etwas geahnt, und so

hatte er sich stillschweigend drei Kreuzknoten in seine Peitsche geschlagen; dazu war er auch nicht von Stroh, und als nun das unbändige Thier mit ihm nach dem Wasser wollte, that er ihm kräftigen Widerstand und knallte ihm so mit der Peitsche um die Ohren, daß dem Bösen, denn der war es, die Lust nach mehr von der Art verging, und er sich ohne Beute eiligst von dannen machte und in dem Wasser wieder verschwand.

Der Bauer aber schrieb sich das hinter die Ohren und dachte, das Mal geflucht und nicht wieder.

Klas Panz, der spukende Grenzgänger von Tatschow bei Schwaan.

Zwischen den Besitzern der Höfe Cambs und Tatschow bei Schwaan waren in alten Zeiten einmal Grenzstreitigkeiten ausgebrochen, die man nicht anders zu schlichten wußte, als alte, bejahrte Leute, denen man gute Kenntniß hierüber zutrauen konnte, beschwören zu lassen, wie es vor diesem hiermit gewesen und wo in ihrer Jugendzeit die alten Scheiden gegangen hätten.

Außer dem alten Bauer Klas Panz aus Tatschow wollte sich Niemand recht zu einem solchen Schwur verstehen; dieser war aber sogleich desto bereitwilliger hierzu.

Klas Panz schwur also, daß, so lange er denken könne, die alten richtigen Grenzen zwischen beiden Hofäckern sonst immer so und so gegangen hätten, wie er es vorher bezeichnet hatte. Der Besitzer von Tatschow verlor hierdurch ein bedeu-

tendes Stück Land, doch half ihm gegen einen solchen Schwur weiter kein Protestiren; das Gericht bestätigte die eidliche Angabe des Alten, und die Sache war damit für immer abgemacht.

Klas Panz aber hatte wissentlich falsch geschworen. War er vielleicht durch den Hofbesitzer von Cambs bestochen worden, oder war er dem von Tatschow feindlich gesinnt? genug den Grund dieses Meineides kennt man nicht; wol aber weiß man, daß er für sein falsches Zeugniß von der Vorsehung hart bestraft wurde. Sobald er nämlich wenige Wochen hiernach seine Augen für immer geschlossen hatte und sein Körper zur Erde bestattet worden war, mußte sein Geist ruhelos auf dem Kannenberge zwischen Cambs und Tatschow umherirren; was auch noch heute und diesen Tag geschieht.

Gewöhnlich erscheint der spukende Bauer Klas Panz dort in der Gestalt eines schwarzen Pferdes, und viele Geschichten erzählen sich die Leute, wie er bald Diesem, bald Jenem begegnet ist und was sich dabei dann Alles zugetragen hat. Ich lasse hier nun zwei dieser Geschichten folgen:

Als der cambser Schäferknecht Christian Meink im Sommer 1798 dicht am Kannenberge die Schafe hütete und auch hier das Nachtquartier für sich und seine Schutzbefohlenen aufgeschlagen hatte, begegnete es ihm mehrere Nächte, daß sein Hund plötzlich mit eingezogenem Schwanze zu ihm in die Hütte hineingewinselt kam und daß die Schafe dann am andern Morgen aus dem Hürden gebrochen waren.

Anfänglich hatte der Schäferknecht nicht weiter hierauf geachtet und sich deshalb auch nicht bemüht den Grund hiervon zu erfahren; endlich aber wurde er doch aufmerksam und beschloß deshalb, wenn der Hund wieder des Nachts so ängstlich zu ihm in die Hütte krieche, aufzustehen und einmal nachzusehen, was denn eigentlich recht draußen passire. Als in der

nächsten Nacht schon der Hund wieder winselnd zu ihm kam, stand er sogleich auf und sahe nun, wie sich ein großes, kohlschwarzes Pferd zwischen seinen ängstlich zusammenkriechenden Schafen am Hürden scheuerte. Schnell erhob er die Hand, um das Roß hinwegzuscheuchen, aber oh Wunder, plötzlich hatte es sich in eine menschliche Gestalt verwandelt.

„Was willst Du hier?“ rief dieser der beherzte Schäferknecht jetzt zu.

„„Die Scheide wahren!““ antwortete dumpf die geisterhafte Gestalt.

„Welche Scheide? und wo ist sie?“ fragte Christian Meink weiter.

„„Ich bin Klas Panz““, sprach die Erscheinung. „„Ich habe, wie Du wol schon gehört hast, vor Jahren den Acker hier falsch an Cambs geschworen und muß nun dafür ruhelos umher wandeln, bis der Prediger zu Cambs auf mir in die Kirche reitet. Du kannst mir behülflich hierzu sein und mich also erlösen. Im Spätherbste werden hier nämlich Pferde auf die grüne Saat des Pastors kommen, worunter auch ich bin, pfände uns alsdann und bringe uns auf die cambser Pfarre. Die andern Pferde werden hiernach wieder eingelöst werden, während ich zurückbleibe; der Pastor muß dann auf mir in die Kirche reiten und ich bin erlöset. Gieb mir die Hand darauf, daß Du meinen Wunsch erfüllen und mir soviel als möglich zu meiner Erlösung behülflich sein willst.““

„Stock so gut, als die Hand!“ sagte der Schäfer und hielt dem Geist seinen Schäferstab hin.

„„Wort so gut, als die Hand!““ entgegnete dieser, ging an den nahen kleinen See, den Phöls genannt, tauchte dort im Schilfe in's Wasser und war verschwunden.

Der Schäferknecht Christian Meink ging am nächsten Tage

sogleich zum cambser Prediger und erzählte ihm alles, was er in der letzten Nacht erlebt. Dieser konnte sich's nicht deuten, schüttelte ungläubig den Kopf und entließ den Christian Meink endlich wieder.

Der Herbst war da; Pferde kamen auf die Saat des cambser Pastors, wurden gepfändet und auf seinen Hof getrieben. Der Prediger aber kümmerte sich nicht darum und ging nicht hinaus, worauf denn sein Knecht um 1 Uhr Mittags das Hofthor öffnete und die gepfändeten Pferde wieder laufen ließ.

Ein ander Mal eggt ein Knecht am Pöhls den Acker. Plötzlich sieht er dort am Wasser ein prächtiges schwarzes Pferd stehen; er geht hinan, spannt es vor die Eggen, was das Thier sich alles gutwillig gefallen läßt, und fängt nun an tapfer damit loszuarbeiten. Zuerst eggt er das Stück Acker in die Länge. Als er es aber darnach auch in's Kreuz zu eggen beginnen will, reißt sich das Pferd los und stürzt sich mit den Eggen in den See, auf welchem sie nachher noch lange umher geschwommen haben, da sie Keiner wieder anzurühren wagte.

Wenn zuweilen auch fremde Pferde auf dem Acker beim Pöhls weiden und das Korn oder die Saat arg ruiniren, so wagt es doch Niemand, sie zu pfänden, denn Jedermann fürchtet, daß Klas Panz darunter ist. Und dies soll auch immer der Fall sein, indem sich stets ein gewaltiges kohlschwarzes Roß dazwischen befindet, das Niemand kennt und keinem Menschen zugehört.

Dies fremde Pferd aber ist dann der Geist des meineidigen Klas Panz, der noch immer nicht erlöst ist und die ewige Ruhe gefunden hat.

Der Teufelsstein zwischen Karpin und Bergfeld bei Strelitz.

(Von Dr. K. Petermann.)

Auf der Feldscheide zwischen Karpin und Bergfeld liegt ein Stein, in welchem deutlich ein Händeabdruck zu sehen sein soll. Die Sage berichtet uns darüber, daß der Teufel einstmals diesen Stein in die Hand genommen hat, um den grünower Kirchthurm damit einzuwerfen. Dies geschah aber, weil die grünower Leute durch ihre Frömmigkeit ihn sehr geärgert hatten.

Als der Teufel zum Wurfe ausholte, fiel ihm der Stein aus der Hand, dorthin, wo er von Wißbegierigen noch heute beschaut wird.

Der spukende Ritter von Basedow bei Malchin.

Von der alten, 1467 vollendeten Burg zu Basedow sind jetzt nur noch Ruinen vorhanden, die nahe bei dem jetzigen Residenzschlosse des Erblandmarschalls Grafen von Hahn stehen.

Auch in dieser Burgruine ist es des Nachts nicht richtig. Ein geharnischter Ritter pflanzt sich dann regelmäßig in der Mitternachtsstunde vor derselben auf und hält mit gezücktem blanken Schwerte Wache, um jedem Nahenden den Weg zu ihr zu versperren, damit die Geister im Innern der Ruine ungestört ihr Wesen treiben können.

Mehrere Leute behaupten, den Ritter schon selbst des Nachts aus der Ferne gesehen zu haben — näher zu gehen wagte nämlich bis jetzt noch Keiner — wie er mitten im Wege vor der alten Burg auf seinem Posten gestanden habe. Der basedower Nachtwächter macht deshalb auch stets bei seinen mitternächtlichen Rundgängen einen weiten Umweg und geht nie an der Ruine vorbei; selbst sein Hund winselt schon und kriecht ängstlich an seinen Herrn heran, sobald sie in die Nähe derselben gelangen.

Die Unterirdischen oder Mönken im Weiberberge bei Malchow.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Die Unterirdischen oder Mönken haben besondere Lieblingsörter, wo sie gerne backen und brauen. So war es auch bei denen, die im Weiberberge an der Klosterseite zu Malchow wohnten. Ich sage wohnten, denn längst sind sie fortgezogen nach einem andern Lande, wo sie ungestört ihr Wesen treiben können, ganz nach ihrem Willen. Dies Land soll Scandinavien sein, wie wir ja bereits schon gehört haben.*)

In Malchow war es nun zu damaliger Zeit das Haus des A . . . . in der Güstrowerstraße, wo die Mönken besonders gern sich aufhielten und verkehrten; und wollten sie backen oder brauen, so ging's nicht anders, als in dem genannten Hause.

*) Siehe Seite 12 bis 23 dieses Bandes.

Jung und Alt dieser Kleinen versammelten sich dann hier zur Nachtzeit, holten den großen Kessel vom Bort, als ob er ihr Eigenthum wäre, und es wurde gebraut, daß es Art hatte. Welche von ihnen standen auf dem Rande des Kessels und rührten mit großen Stäben die Flüssigkeit in demselben um; andere holten Wasser und Holz heran nach Möglichkeit u.s.w.; kurz und gut, es war eine Rührigkeit unter ihnen, wie man sie heutzutage wol nur noch bei der Vorbereitung einer großen Bauernhochzeit antrifft.

Eben so rührig ging's beim Backen her. Da schleppten welche kleine Säckchen mit Mehl auf dem Rücken herbei, andere standen im Backtroge, um den Teig zu kneten, etliche heizten den Ofen, und vier bis fünf Mann waren beim Spalten des Holzes beschäftigt.

Es mußte den Mönken aber eine solche Brau- und Backnacht ein absonderliches Fest sein, denn die Müßigen tanzten Ringelreigen. So oft sie aber in dem a . . . .'schen Hause sich versammelten, jedesmal ließen sie etwas von dem Bier und Brod zurück, um sich dankbar zu beweisen.

Einst waren sie hier wieder zu diesem Zwecke versammelt gewesen und fast graute der Morgen im Osten, als sie fertig wurden. Um nun aber schnell nach ihrer unterirdischen Behausung zu kommen, mußten sie sich über den See setzen lassen. Einige von ihnen weckten deshalb den Fährmann und baten ihn, er möge sie für eine gute Belohnung übersetzen.

Dieser willigte gerne darein, denn ihm war zur Genüge bekannt, daß die Mönken im Geben nicht kärglich waren.

Schnell und ohne Unfall kamen die Kleinen am andern Ufer an. Der letzte von ihnen, der an's Land ging, schüttete

seinen vollen Sack aus in die Fähre hinein und sprach: „Hia is Dien Bethalung!*)

Als der Fährmann es nun besah, waren es lauter Roßäpfel. Unwillig und laut schimpfend auf das kleine Gesindel, stieß er ihre Gabe mit den Füßen in's Wasser. Zurückgekehrt, band er die Fähre wieder an und suchte noch auf ein Stündchen den Schlaf.

Wie erstaunte er aber, als er am Tage auf der Fähre hie und da pure Goldblättchen fand, und wie sehr bedauerte er jetzt, das Geschenk der Unterirdischen nicht besser gewürdigt zu haben.

Wenn der Fährmann aber später die Geschichte seinen Bekannten zum Besten gab, was oft geschah, pflegte er jedesmal dieselbe mit den Worten zu schließen: „Ick har riek sinn künnt, äwa ick hef't mit dei Fäut von mie stött!“**)

Die zu Pleez bei Friedland gefangen genommene Räuberbande und ihr Zaubermantel.

Vor etwa vierhundert Jahren lebte in Friedland ein altes, frommes Ehepaar, ein Schuhmacher und sein Weib. Diese hatten einen einzigen Sohn, Jürgen genannt, welcher ihre Freude und ihr Lebensglück war. Sie erzogen ihn in Gottes-

*) „Hier ist Deine Bezahlung!“

**) „Ich hätte reich sein können, aber ich habe es mit den Füßen von mir gestoßen!“

furcht und hielten ihn fleißig zur Arbeit an. Allabendlich mußte er ihnen ein Kapitel aus der Bibel und den Abendsegen vorlesen.

Leider sollte sich Jürgen nicht lange der Liebe seiner Eltern freuen. Der Tod raffte beide hinweg.

Niemand nahm sich hiernach des verwaisten Knaben an, der Schutz und Trost auf dem Grabe seiner Eltern suchte. Aber auch hier fand er solchen nicht; denn der Bürgermeister ließ ihn durch den Armenvogt von dem Kirchhofe jagen. Der arme Knabe wußte nicht, wo er jetzt noch eine bleibende Stätte habe. Er lief fort durch Feld und Wiesen, ohne zu wissen wohin.

Endlich kam er todtmüde an einen großen finstern Wald; dort legte er sich ganz erschöpft unter einen Baum und schlief ein. In diesem Walde hausete aber eine mächtige Räuberbande, welche die ganze Gegend unsicher machte. Der Räuberhauptmann war im Besitz eines Mantels, der Jeden, welchen er damit bedeckte, ihm unterthänig machte. Als dieser nun Jürgen unter dem Baume schlafend fand, bedeckte er ihn schnell mit seinem Mantel und entfernte sich dann wieder.

Die Sonne sendete schon ihre letzten goldenen Strahlen durch die dichten Kronen der Bäume, als der Knabe erwachte. Er wollte sich erheben und weiter wandern, aber er vermogte es nicht und lag wie gebannt am Boden. Dies beunruhigte den armen Knaben gar sehr, und er fing an bitterlich zu weinen und zu schluchzen.

Da nahte der Räuberhauptmann, hob den Mantel hinweg, faßte Jürgen bei der Hand und führte ihn mit sich fort. Ohne Widerstreben und willenlos folgte ihm dieser.

Nachdem beide so eine Strecke gegangen, bogen sie in ein dichtes Gebüsch und erreichten bald den Eingang zu einer großen, nur durch eine Thranlampe matt erleuchteten Höhle.

Hier hinein führte der Räuber den Knaben und stellte ihn seinen Kameraden als neuen Genossen vor. Als dies geschehen, nahmen alle Anwesenden um einen großen Tisch Platz, dem Jürgen aber wiesen sie ein Lager von Moos an, auf dem er sich ausstreckte.

Aber der Schlummer wollte seine Augen nicht schließen; er dachte an seine lieben Eltern und betete. Die Räuber beriethen sich unterdessen wegen eines Raubmordes, der den ihnen verhaßten Ritter von Bertikow auf Schloß Pleez treffen sollte. Ihr Plan ging dahin, den Knaben voraus zu senden, damit er sich am Tage in das Schloß schleiche und dann Nachts, wenn Alles schlafe, ihnen die Thüre öffne.

Wie bange wurde Jürgen hierbei um's Herz; aber er dachte an die Worte seines alten Vaters, der ihm oft gesagt, daß Gott Keinen verlasse, der Ihn anrufe, und betete deßhalb inbrünstiger zu Ihm.

Am folgenden Tage machten die Räuber, mit Gewehren und Säbeln bewaffnet, sich auf den Weg und Jürgen mußte ihnen folgen. Als sie bis Roga gelangt waren, machten sie Halt, denn es dunkelte bereits. Der Räuberhauptmann schickte nun Jürgen voraus, damit er sich in das Schloß Pleez schleiche und ihnen dann Nachts die Thürriegel öffne.

Niemand achtete des still dahinschreitenden Knaben, der, von der Dämmerung begünstigt, unbemerkt in's Schloß gelangte, wo er einen auf der Diele stehenden Schrank erstieg und daselbst wartete, bis Alles zur Ruhe gegangen.

Endlich war Alles still; nichts rührte sich im ganzen Schlosse und die Schloßuhr verkündete eben mit bangen, weit in die finstere Nacht hinausschallenden Schlägen die eilfte Stunde.

Jetzt konnte der Augenblick nicht mehr fern sein, wo die

Räuber kommen und Einlaß begehren würden. Jürgen fiel dies schwer auf's Herz. Er gedachte seiner guten Eltern, er rief dieselben an, ihn zu beschützen und betete aus tiefster Seele zu Gott. Da endlich fühlte er sich stark genug, den Anschlag der Räuber zu vernichten und den Schloßbewohnern Meldung von ihrem Vorhaben zu machen.

Im Schlosse war aber Alles still und dunkel. Jürgen tappte lange vergeblich in den finstern Gängen umher; endlich, als er um eine Ecke bog, schimmerte ihm ein Licht entgegen. Er eilte dorthin und sah durch ein Glasfenster in ein kleines Zimmer, worin des Schlosses älteste Dienerin, die alte Susanne saß und an dem Garn zu ihrem Sterbehemde spann.

Dieser theilte Jürgen schnell die drohende Gefahr mit und entfernte sich dann langsam, um den bereits klopfenden Räubern zu öffnen. Während dies aber geschah, war auch im Schlosse schon Alles durch die alte Susanne wach gerufen und in höchster Eile unter Waffen getreten. Als die Räuber daher kaum in dasselbe eingedrungen waren, wurden sie auch schon gefangen genommen und sogleich in einen tiefen Thurm, der im Schloßgarten stand, geworfen. Jürgen aber führte man hiernach zum Schloßherrn, dem Ritter von Bertikow, der ihn als den Retter seines Hauses mit Dankesbezeugungen überhäufte.

Am andern Morgen, als Jürgen mit den beiden Kindern des Ritters in dem schönen Schloßgarten umherlief und spielte, begab es sich, daß er dabei zufällig in die Nähe des Thurmes kam, in welchem die Räuber gefangen saßen. Kaum dort angelangt, hielt es ihn auch sogleich mit unwiderstehlicher Gewalt fest, und er vermogte nicht sich wieder zu entfernen.

Angst und Grauen erfaßte den armen Knaben und schaudernd hörte er die Drohungen und Flüche, welche die Räuber gegen ihn ausstießen. Und als er jetzt nun wieder in dieser sei-

ner hülflosen Lage auf zum Himmel blickte, da sahe er, wie von unsichtbarer Hand ein in einem weißen Zettel gewickelter Stein in den Thurm geworfen wurde.

Währen dessen vermißte man bereits auf dem Schlosse den Knaben. Der Herr desselben machte sich deßhalb mit seinen Dienern selbst auf, ihn zu suchen. Als man ihn endlich am Thurme sitzend fand, näherte sich ihm der Ritter mit liebevollen Worten. Jürgen erzählte diesem nun, welche zauberische Macht und Gewalt die Räuber über ihn ausübten, so daß er sich jetzt nicht von der Stelle zu rühren vermöge u. s. w.; und endlich theilte er ihm auch noch mit, wie er soeben gesehen, daß ein Zettel durch die Lüfte in den Thurm geflogen sei.

Ritter von Bertikow ließ den Thurm sogleich öffnen und Alles durchsuchen; aber nirgends wurde ein Zettel gefunden. Allgemein fiel es hierbei aber auf, daß der Räuberhauptmann stets schwieg, während alle seine übrigen Genossen versicherten, nichts von einem Stein und Zettel zu wissen. Endlich zwang man auch den Hauptmann seinen Mund zu öffnen und fand nun unter seiner Zunge ein Stück Papier. Auf demselben stand geschrieben, daß der Falkonier des Ritters die Räuber in der nächsten Mitternachtsstunde aus dem Thurme befreien und sie dann zu einem neuen Ueberfall durch eine Seitenthür in das Schloß führen wolle.

Jürgen wurde somit zum zweiten Male der Erretter des Ritters, seiner Familie und Leute. Aber der arme Knabe war noch immer in der zauberischen Gewalt des Räuberhauptmanns. Um ihn hieraus zu befreien, sendete man zu dem Dorfgeistlichen, der auch sogleich herbeikam

Nachdem sich der ehrwürdige Mann lange mit dem Knaben unterhalten und Alles von ihm erfahren, sich auch von dem

gottesfürchtigen Gemüth desselben überzeugt hatte, ging er mit ihm zu den Räubern in den Thurm.

Beim Anblick des frommen Mannes, der ein Kruzifix in der Hand hielt, verstummten die Flüche der bösen Menschen; der Pfarrer sprach Mark und Bein durchdringende Worte zu ihnen. Sie beichteten ihm ihre Missethaten und bekannten, wodurch der Knabe im Bann gehalten werde. Auf des Geistlichen Verlangen lieferte der Räuberhauptmann ihm endlich auch den Zaubermantel aus.

Mit diesem Mantel begab sich der Geistliche nach dem nahen Schloßteiche, und tauchte ihn dreimal unter Gebet in das Wasser. Und, oh Wunder, der rabenschwarze Mantel war, als er ihn zum dritten Male aus dem Wasser zog, schneeweiß geworden.

Nach dieser Wandelung legte der Pfarrer den Mantel noch einmal auf das Wasser. Derselbe versank jetzt ganz in die Tiefe des Teiches, und ein bläulich rothes Flämmchen schwebte statt seiner aus demselben empor.

Von Jürgen war jetzt der Zauber genommen. Er lebte noch viele Jahre glücklich auf dem Schlosse Pleez, als treuer Diener seines Herrn, des Ritters von Bertikow, dem die Würde und das Amt eines mecklenburgischen Erblandmarschalls wegen seiner Verdienste um das Vaterland zu Theil wurde.*)

Die Räuber aber empfingen die gerechte Strafe für ihre Missethaten auf dem Richtplatz zu Friedland.

*) Auf dem Gute Pleez haftet seit langen Zeiten das Erblandmarschallsamt der Herrschaft Stargard, oder des stargardischen Kreises. Dasselbe gehörte vormals der Familie von Bertikow, welche aber 1469 ausstarb, wonach das genannte hohe Amt mit den von bertikow'schen Gütern Pleez, Rega u. s. w. erblich auf die nahverwandte Familie von Hahn auf Basedow überging.

Die versunkene Teufelsmühle bei Neu-Brandenburg.

(Von Frau Dr. L. Niederhöffer.)

Unweit der schönen, von Eichen umkränzten Stadt Neu-Brandenburg lagen vor Alters, in nicht weiter Entfernung von einander, in einem großen finstern Laubwalde zwei Wassermühlen.

Die eine derselben hieß die „Teufelsmühle", weil der leibhaftige Teufel darin wohnte. Dieser hatte mit dem Besitzer der andern Mühle einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letzterer ihm an jedem ersten Monatstage eine Seele abliefern musste.

Der Müller erfüllte seinen Kontrakt pünktlich. Bald war er aber im allerärgsten Verruf gerathen, denn alle seine Gesellen waren regelmäßig nach kurzer Zeit immer spurlos verschwunden.

Eines Tages kam ein Müllergeselle aus dem fernen Schwabenlande zu ihm gewandert, der, weil er keinen Heller mehr im Beutel hatte und ganz abgerissen war, um jeden Preis Arbeit suchte. Der Müller nahm ihn auch sofort, und machte ihn damit bekannt, daß er weiter nichts zu thun habe, als am Ersten jeden Monats ein Fuder Sägespäne nach der Teufelsmühle zu fahren.

Der Geselle willigte gern darin diese leichte Arbeit zu übernehmen und fuhr munter singend am andern Tage, der gerade des Monats erster war, mit seiner Ladung hinab zur Teufelsmühle.

Als er dort angelangt, trat ein Herr im weiten Mantel vor das Haus, und befahl ihm die Sägespäne in eine tiefe

Grube zu werfen, die auf dem Hofe sichtbar war. In diese Grube hatte der Böse früher stets die Gesellen unversehens gestürzt, wenn sie sich ihr arglos zum Abladen genähert und schwindelnd und schaudernd in den klaffenden Abgrund geblickt hatten.

Des Mantelträgers Augen brannten voll unheimlichen Verlangens, wieder eine reine Seele sein nennen zu können; aber es sollte anders kommen.

Der Müllergeselle, der schon vieles von der Mühle und ihrem Bewohner gehört hatte, weigerte sich die Fuhre abzuladen, weil er dazu nicht gedungen; und wohl oder übel mußte sich jetzt der Teufel selbst an die Arbeit machen.

Kaum bückte er sich jedoch über den tiefen Abgrund, um einen Arm voll Sägespäne hinunterzuwerfen, als der schlaue Schwabe ihn fix beim Schopfe faßte und köpflings hinabstürzte. Kaum war dies aber geschehen, so stieg aus der Grube ein gräulicher Schwefeldampf empor, und mit donnerndem Geprassel stürzten die Mühle und alle Gebäude des Gehöfts zusammen.

Von den Trümmern des Teufelssitzes blieb nichts übrig. Eine Rauchsäule erhob sich über denselben und senkte sich dann in die Grube, worin der Teufel gestürzt war. Der muthige Müllergeselle aber zog leichten Herzens mit seinem Gespann von dannen.

Warum die Stadt Hagenow keine Thore hat.

(Von **L. Kreutzer** zu Parchim.)

Das zu erzählen, bin ich dem geehrten Leser noch schuldig. Und Schulden sind ein Ungeziefer, davor habe ich Ehre

und Respect! Ich erzähle also, wie ich die Geschichte von Dreiers Großmutter gehört habe:

In ganz uralten Zeiten war Hagenow noch keine Stadt, sondern ein Dorf. Just wie noch heute die benachbarten „Griesen",*) waren die Einwohner treuherzig und arbeitsam, aber höchst unsauber und von Herzen klobig. Allein das änderte sich mit der Zeit. Es heißt wol: „Wat einmal tau'n Backeltrog tohaugt is, ward in'n Leben kein Viegelin!"**) Das trifft jedoch nicht alle sieben Wochentage zu. Denn die Hagenower wurden mit der Zeit wohlhabender, dazu manierlicher, und da dauerte es nicht lange, da erhielten sie vom Landesherrn einen langen Brief mit einem gewaltigen rothen Siegel, darin stand, daß Hagenow von nun an kein Dorf mehr, sondern eine Stadt sein sollte.

Was Bauern waren, wurden somit Bürger; der Schulze wurde Bürgermeister und der Krüger sein Rathsherr.

Den guten Hagenowern war wol eine große Ehre zu Theil geworden, dergleichen hundert Dörfern in hundert Jahren kaum einmal passirt; aber hinterdrein folgte doch wie ein Kometen- oder Drachenschwanz eine lange Schleppe von Sorgen. Davon war eine nicht geringe die, woher die funkelnagelneue Stadt mit einem Thor zu versehen sei und zwar auf's Allerschleunigste. Denn so viel Einsicht hatte Allmänniglich von der Sache, daß es sich nimmermehr schicken wolle, die Stadt gleich den gemeinsten Dörfern noch lange der Thore entbehren zu lassen. Bürgermeister und Rath zerbrachen sich darüber die Köpfe, und die Bürgerschaft half getreulich mit.

*) „Die Grauen", die Dorfbewohner zwischen Neustadt, Hagenow, Lübtheen und Dömitz; also genannt, weil sich die Männer grau zu kleiden pflegen.

**) „Was zum Backtroge zugehauen ist, wird im Leben keine Violine!"

„Johann-Vetter", sagte der Bürgermeister zum ehemaligen Krüger, „Du bist Rathsherr, nun thu Deine Schuldigkeit und rathe, woher nehmen wir wenigstens erst ein Thor? Morgen ist Sonntag, und die Bauern gehen zur Kirche. Wir müssen uns ja die Augen aus dem Kopfe schämen, wenn sie sehen, daß unsere Stadt den Dieben und Landstreichern offen steht, wie dem Fuchs ein unverschlossener Hühnerstall."

„„Ginge es nach meinem dummen Verstande,"" sagte Johann-Vetter, sollte morgen schon das Thor zur Stelle sein. Da hat der Schulze in Pampow vor seinem Hofe einen capitalen Schlagbaum, ein wahres Prachtstück — so schier und glatt, als hätte ihn Jürgen Kröger sein Bolle geleckt, sage ich, Vetter. Der gäbe im Nothfalle ein excellentes Thor ab. Wie wär es, Vetter Bürgermeister, wir haben just Neumond, und dunkel ist es über Nacht, und mein Fuhrwerk ist bei der Hand, — ich denke, crepiren wird doch der Schulze just vor Schreck nicht, wenn morgen früh sein Schlagbaum in die Fremde gegangen ist? und bankerott macht er auch nicht davon.""

Gesagt, gethan. Den neuen Bürgern zum Glücke und dem pampower Schulzen zum Unglücke war die Nacht pechrabenschwarz, wie weiland zur Zeit der neunten Plage in Aegypten. Und richtig, am nächsten Morgen stand ein prächtiger Schlagbaum vor der Stadt, und nun konnte doch des Nachts nicht jeder Landstreicher und Dieb stracks und stehenden Fußes in die Stadt rennen, sondern mußte zum wenigsten unter oder über den Schlagbaum hinweg.

„Die Sonne bringt es an den Tag!" heißt es wol. Diesmal that es aber nicht die Sonne, sondern der Schnee, und zwar derselbe, der in besagter Nacht gefallen war. Denn als der pampower Schulze am nächsten Morgen den Diebstahl und mit ihm die Spur im Schnee entdeckte, hatte er nicht Eiligeres

zu thun, als den Dieben zu folgen. Und weil diese den Weg in die Stadt genommen hatten, so kam auch der Bauer dahin. Aber nur zuvörderst bis vor die Stadt kam er, denn da versperrte ihm ein prächtiger Schlagbaum den Weg, den er sonst dort nicht gesehen hatte.

Aufmerksam und wehmüthig betrachtete er den schönen Baum, denn gerade so schön war der seine gewesen, der ihm gestohlen war. Und je mehr er ihn ansah, desto bekannter kam er ihm vor. Er rieb sich die Augen ein-, zwei-, dreimal, und als er zum vierten Male mit der verkehrten Hand darüber hinfuhr, da wurde es ihm sonnenklar, daß er gewiß und wahrhaftig vor seinem gestohlenen Baum stehe.

Er wandte sich schnurstracks an den Herrn Bürgermeister und erzählte, wie sein gestohlener Schlagbaum draußen am Eingang der Stadt stehe, und forderte denselben zurück.

Die Aussage des Bauern wollte dem Herrn absolut nicht einleuchten, und er zog sie etwas stark in Zweifel.

Da aber lief dem Schulzen die Laus über die Leber, und er sagte dem Bürgermeister, was er besser unterwegs gelassen hätte, was auch dem Herrn übel gefiel, und was sich von einem Unterthanen nicht schickte, der Obrigkeit zu sagen.

Und weil er nun seinen Schlagbaum erst recht nicht zurück erhielt, ging er hin und klagte dem Herzoge die ganze Geschichte.

Rath und Bürgerschaft der neuen Stadt wurden vor den Landesherrn geladen, und der Bauer auch. Dieser klagte, der Bürgermeister wolle ihm seinen Schlagbaum nicht herausgeben, und der Bürgermeister erwiederte, der Schulze sei hundert Procent über sackgrob geworden.

Darob sagte der Herzog: „Du, Schulze, der Baum ist Dein, damit hat es seine Richtigkeit. Aber Du hast der Obrigkeit gesagt, was sich nicht gebührt, und das hat nicht seine

Richtigkeit; denn vor der Obrigkeit mußt Du Respect haben. Darum erhältst Du Deinen Schlagbaum nicht wieder zurück, und das von Rechtswegen! Und Du Bürgerschaft, darfst nicht langfingern. Und weil Du's gethan hast, bleibt der Schlagbaum, wo er steht, und Hagenow soll zu allen Zeiten keine Thore, sondern Schlagbäume haben, und das auch von Rechtswegen!"

So kam der Bauer um seinen Schlagbaum, und die Hagenower erhielten, was sie wünschten, und beides von Rechtswegen.

Ob der Bauer sich einen Schlagbaum wieder angeschafft hat, weiß ich nicht; daß aber die Hagenower bis zu dieser Stunde keine Thore haben, das weiß ich.

Wunderbare Erlebnisse eines Postillon zwischen Alt-Strelitz und Fürstenberg.

Vor Jahren, als noch kein Mensch an die jetzige schöne Chaussee von Neu-Strelitz nach Berlin dachte, fuhr der berliner Postwagen, mit vier starken Mecklenburgern bespannt, an einem Freitage in den Zwölfen *) ganz leer von dem Posthause zu Alt-Strelitz ab.

Als der Postillon, die alte ehemalige Landstraße nach Berlin verfolgend, beinahe bis Groß-Trebbow gekommen war, und sich noch immer auch nicht einmal ein Böcklein **) bei ihm

*) Siehe Anmerkung Seite 92 zweiten Bandes.

**) Bock oder blinder Passagier heißt ein solcher, der ohne auf dem Postamte eingeschrieben zu sein, gegen ein kleines Trinkgeld heimlich von dem Postillon mitgenommen wird.

angefunden hatte, da wurde es ihm ganz weh und weich um's Herz, und die Betrübniß lagerte sich so schwer auf ihn, wie der kalte Winternebel auf seinen Mantel. Vergebens arbeitete er sich mit der Peitsche ab; sie wollte nicht knallen und seinen gesunkenen Lebensmuth anfeuern.

Da hielten die Pferde endlich vor dem Kruge in Groß-Trebbowan; heute war das rege Bedürfniß des guten Schwagers sich zu stärken gewiß berechtigt. Er ließ sich daher, weil alle guten Dinge drei sind, einen Rum, einen Kümmel und einen spanischen Bittern einschenken; dann schwang er sich wieder in den Sattel und versuchte einen Zuckeltrab.

Der tiefe Sand war gefroren, und hätte es sich leidlich gefahren, wenn die Wege nicht verschneit gewesen wären. So waren die Pferde aber nicht aus dem Schritt zu bringen und krochen langsam durch den schneebelasteten einförmigen Tannenwald dahin. Ueber den Postillon kam wieder die Einsamkeit und ihre Betrübniß. Er fühlte sich recht unglücklich und war es ihm, als stünde ihm heute noch etwas ganz Fürchterliches bevor.

Als er so etwa eine halbe Meile gefahren und nicht mehr weit von Drevin war, blickte er zur linken Seite, von welcher es ihn so kalt anblies. Er sah dort einen weißen Mann im tiefen Schnee stehen, der bittend die Hände erhob und in den Postwagen zu steigen begehrte.

Den Postillon durchrieselte es kalt und ohne weiter hinzuschauen, trieb er seine Pferde zur größeren Hast an.

Auf's Neue fuhr er eine ganze Strecke. Da trat, als er einmal wieder links blickte, ein ganz rother Mann an das Sattelpferd. Auch dieser verlangte, aber mit gebieterischer Geberde, daß der Postillon still halten und ihn aufnehmen sollte.

Dem armen Schwager war es, als wenn ihn hundert

Kugeln durchbohrten; aber die Pferde ruckten glücklicherweise von selbst an, und kamen nicht eher wieder aus dem Trabe, als bis in dem Grunde vor Düsterfuhrt. Dort standen sie plötzlich wie angewurzelt still. Ein schwarzer Mann stand drohend vor ihnen und schritt auf den Postwagen zu, um ihn zu öffnen.

Da nahte zur guten Stunde der Krüger von Düsterfuhrt und erzählte dem Postillon, wie lange er ihn schon vergebens erwartet und sich jetzt nur aufgemacht habe, um einmal nachzusehen, ob er auch mit dem Postwagen im tiefen Schnee stecken geblieben wäre.

Die schwarze Gestalt war plötzlich verschwunden.

Der Postillon fuhr langsam vorwärts, doch schmeckte ihm in Düsterfuhrt nicht mehr Speise noch Trank.

Als er zwei Stunden später nach Fürstenberg hineinfuhr und sich umblickte, gewahrte er hinter sich im Postwagen sitzend einen weißen, einen rothen und einen schwarzen Mann. Und als er dort nun endlich vor dem Posthause stille hielt und der Schlag geöffnet wurde, da flatterten aus dem jetzt leeren Wagen drei Zettel heraus.

Auf dem einen stand geschrieben:

„So hoch ich bin, so hoch der Schnee!"

Auf dem andern:

„Bis an die Knöchel watet Ihr im Blute!"

Und auf dem dritten:

„Es naht Euch all der schwarze Tod!"

Diese Prophezeihungen: 1) großer Schneefall, 2) Krieg, 3) Pest, sollen auch später alle darnach wirklich eingetroffen sein.

Der bestrafte gottlose Ackersmann von Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zu Rostock lebte vor Jahren ein Ackersmann, ein recht roher, gottvergessener Mensch. Der ging einst zur Zeit einer langen Dürre hinaus auf's Feld, um seine Saaten zu besehen.

Als er hier gewahrte, wie traurig alles Getreide den Kopf hängen ließ und schier vor Trockniß umkam, da fing er an zu toben und zu fluchen, und Gott zu lästern. In wahnsinniger Wuth riß er seine Flinte, die er bei sich trug, ab, und schoß zum Himmel hinauf mit den Worten: „Hätt' ich Dich, ich wollt' Dir's vergelten."

Kaum war das gräßliche Wort aus seinem Munde, da fiel ein Wetterschlag aus der klaren Luft. Der Lästerer war getroffen und lag für todt am Boden. Wol kehrte das Leben wieder zurück, aber die Sprache war dahin und der Nacken gekrümmt, also daß er wie das unvernünftige Vieh nur zur Erde blicken und Haupt und Auge nicht mehr zum Himmel erheben konnte.

Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Die zerstörte Burg Gülzow bei Bützow und die wehklagende Nebelnixe.

Bei Gülzow, etwa hundert Schritte von dem Flüßchen Nebel entfernt, sieht man noch deutlich die Wallüberreste der hier einst gestandenen stattlichen Burg gleichen Namens.

Der letzte Herr dieser Burg war ein guter und edler, aber sehr kampflustiger junger Ritter, zu dem eine unfern davon in der Nebel wohnende Nixe von wunderbarer Schönheit eine so heftige Liebe gefaßt hatte, daß sie ihr Element verließ, auf's Land stieg und des Ritters treues Weib wurde, der ihr ebenfalls mit gleich großer Liebe zugethan war.

Das innige Glück beider Ehegatten wurde durch die Geburt zweier lieblichen Töchter nur noch erhöhet, welche zur größten Freude und Lust der Eltern herrlich gediehen und heranwuchsen und auf's Sorgfältigste von ihnen erzogen wurden.

So gut und liebevoll der Ritter nun auch daheim gegen die Seinen war, so wohl und glücklich er sich auch auf seiner Burg und im Kreise seiner ihm über Alles theuren Familie fühlte, so trieb ihn doch oft sein Thatendrang und die Kampfeslust hinaus, um für Recht und Ehre männiglich mitzustreiten und sich also Ruhm und Lorbeeren zu erringen.

Hierdurch hatte er sich aber viele Feinde erworben, die in einer Nacht mit gewaltiger Kriegerschaar gegen seine Burg rückten und sie plötzlich überfielen. Obgleich sich auch der Ritter mit seinen Mannen wie Löwen wehrten und manchen Feind zu Boden streckten, so vermogten sie doch nur kurze Zeit der ihnen wol vierfach überlegenen Uebermacht Widerstand zu leisten. Nach kurzem, heißem Kampfe lagen des Ritters sämmtliche Reisige und Knappen, von Feindes Schwerdt durchbohrt, todesröchelnd am Boden, und eine hohe Feuersäule loderte bald aus der Burg prasselnd zum nächtlichen Himmel empor.

Der tapfere Ritter, bis zum Tode erschöpft und aus vielen Wunden blutend, schlug sich wüthend durch die ihn von allen Seiten umzingelnden Feinde hindurch und eilte zu dem Verstecke, der sein Liebstes, sein treues Weib und seine holden Töchter barg, und entwich mit ihnen durch ein Hinterpförtchen in's Freie.

Aber die Feinde, die dies sogleich bemerkten, verfolgten die Fliehenden, die jetzt schnell dem nahen Nebelufer zueilten. Hier umarmte der Ritter noch einmal Weib und Töchter und stürzte sich dann mit ihnen in den Fluß, um so einem gewissen Tode durch rohe Feindeshand und der den Seinen drohenden Entehrung und Schande zu entgehen.

Bald hatten des Ritters und seiner lieblichen Töchter Herzen in der Nebel Fluthen aufgehört zu schlagen. Sein Weib aber, die Nixe, konnte nicht, wie sie es so innig wünschte, mit ihnen sterben; ach, sie mußte fortleben, fortleben zu ihrem tiefsten Seelenschmerze. Wehklagend nahm sie die Leichen der verblichenen Theuren, trug sie in ihre frühere Nixenwohnung und bettete sie dort unter Klageliedern und Trauersang auf feuchtem Flussesgrund, um ihnen stets nahe zu sein.

Auch heute noch weilt die Nixe in ihrem nassen Hause unter der Nebel bei den Leichen ihres Gatten und ihrer beiden Töchter und trauert und weint um sie. In stillen Nächten kann man ihre Schmerzenslieder aus der Tiefe des Flusses herauf erschallen hören, oder sie klagend auf dem Burgwalle bei Gülzow, auf der Stätte ihres einstigen kurzen Erdenglückes umherwandeln sehen.

Der Ohnekopf aus dem Jungfernbache bei Alt-Strelitz.

(Von Dr. K. Petermann.)

Den Weg von Alt-Strelitz nach der Domjüchmühle durchschneidet unweit des „grünen Baumes"*) ein winziges Bäch-

*) Der Name eines kleinen Gehöfts, das bei einer Wachsbleiche und für die Betreibung derselben erbaut wurde. Beiläufig bemerkt kamen aber

lein, das, so klein es ist, doch ganz hurtig rennt, „Jungfernbach“ genannt wird, und unweit der Hägerwörde sich in den Oberbach, welcher die in der Stadt gelegene, sogenannte Binnenmühle treibt, ergießt.

An einem Tage des Jahres — im Kalender ist derselbe nicht roth gedruckt und Niemand in Alt-Strelitz weiß ihn genau anzugeben — erhebt sich Mittags, wenn die Stadtuhr zwölf geschlagen, aus dem sandigen Grunde des klaren, kaum einige Zoll tiefen Bächleins ein Mann, der, was graulich anzuhören, seinen Kopf unter dem linken Arm trägt, etwa wie ein Kammerherr seinen Hut.

Trift es sich gerade, daß Jemand um diese Zeit des Weges nach der Domjüchmühle geht, so schließt der Herr Ohnekopf sich mit Hintenansetzung aller Förmlichkeiten dem Wanderer an und geleitet ihn stillschweigend bis an die Mühle.

Dort verschwindet er aber plötzlich spurlos.

Ob Herr Ohnekopf ein alter taktfester Mühlenschreiber ist, der nach seinem Ableben auf gehörige Art enthauptet und in die Strafcompagnie der Spukgeister gesteckt wurde, weil er die Müllerfladen, -Flaschen und -Thaler zu lieb gewonnen; oder ob derselbe gar, wie Manche wollen, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Geschlecht der Domjüchmüller steht, das angeblich von jeher zu allerhand Sonderbarkeiten hinneigte und sich durch Galanterie stets hervorthat, wagt in Alt-Strelitz Niemand mit voller Sicherheit zu entscheiden.

---

die Besitzer des grünen Baums nie auf den grünen Zweig; Baum und Zweig verdorrten vielmehr und wurden jämmerlich ein Raub der Feuers.

Des Drachens Besuche zu Malchin.

Auch nach Malchin ist vor diesem der Drache viel gekommen und hat seinen und des Teufels Freunden, deren es dort einst eine große Masse gegeben haben soll, Allerlei zugetragen.

Alte malchiner Leute wissen noch viele Geschichten hiervon zu erzählen, die sie in ihrer Jugend von ihren Großeltern gehört haben; auch wissen sie noch manche Namen Derjenigen zu nennen, zu denen der Drache immer gekommen ist, sowie auch noch die Häuser, worin dieselben ehemals gewohnt haben.

Der Urgroßvater einer noch jetzt in Malchin in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden Familie, der steinreich gewesen ist, soll eben all sein Geld und Gut nur dem Drachen zu verdanken gehabt haben, der des Nachts immer durch den Schornstein zu ihm in's Haus gekommen ist und ihm so die Schätze zugetragen hat. Auf seinem Reichthum hat aber kein Segen geruht: „Wie gewonnen, so zerronnen!" sagt ein altes Sprüchwort, und so ist's auch hiermit gekommen. Des reichen Mannes Seele hat Satanas für seine Dienste bekommen, und seine nachgelassenen Teufelschätze haben seine Erben ruinirt. Sie wurden nämlich hochmüthig und gottlos; verpraßten Alles, da es keinen Zuschub mehr gab, in kurzer Zeit und geriethen bald, nackt und bloß, an den Bettelstab.

Manche Einwohner Malchins, die in damaligen Zeiten lebten, haben den Drachen öfters zufällig gesehen, oder ihm aufgelauert, wenn er des Nachts in seiner feurigen Gestalt, wie ein Weesbaum so groß, vorn mit einem ordentlichen dicken Kopfe und hinten mit einem langen Schwanze, mit voller Ladung durch die Lüfte daher gezogen gekommen ist, um seinen dortigen

Freunden etwas zuzutragen. Zuweilen sind ihm dann welche zuvorgekommen, und haben ihn gezwungen, was er trug abzuladen, ehe er die Wohnung seiner Freunde erreichen konnte.

So ließ auch einst Einer den Drachen abladen, als er justement über einem Brunnen schwebte, so daß seine ganze Ladung hineinfiel und ihn bis oben damit voll schüttete. Es waren dies aber gerade Erbsen, die der Drache einem Ackerbürger hatte zutragen wollen. Als man nachher nun den Schweinen davon vorschüttete, wollten sie sie nicht einmal fressen.

Ein Anderer aber, der den Kram nicht ganz richtig machte und unter freiem Himmel stehen blieb, als er den Drachen zum Abladen zwang, wurde dabei von ihm mit einer so gräßlich riechenden und kleberigen Materie überschüttet, daß er weder den Schmutz wieder ganz abkriegen, noch den abscheulichen Gestank davon wieder los werden konnte.

Noch ein Anderer ließ den Drachen gerade abladen, als er eine große Summe Geldes trug, die eben der schon zu Anfang erwähnte reiche Mann, der Urgroßvater noch heute in Malchin lebender Leute, haben sollte. Obgleich der Mann recht arm war, so wollte er doch weder für sich noch für andere seiner bedürftigen Mitmenschen keinen Heller davon habe; denn er war fromm und gottesfürchtig und wußte wol, daß Teufelsreichthum und Geld keinen Segen bringt, sondern Gottes Fluch darauf ruht. Deshalb verscharrte er das Geld auch sofort tief in die Erde und hat erst nach Jahren die Geschichte andern Leuten erzählt; den Platz aber, wo er das Geld damals vergraben, hat er niemals angeben wollen.

Die beiden schwarzen Katzen im Pfaffensteige zu Malchin.

(Von Franz Gesellius.)

Wir hatten einen alten Knecht, der mir folgende Geschichte häufig erzählte:

„Meine Eltern wohnten an der Ecke des Pfaffensteiges, in der Warkentinerstraße. Wenn ich nun manchmal ausgeschickt wurde und mußte dann Abends nach der Schulstraße durch den Pfaffensteig gehen, so habe ich regelmäßig dort, wo es am dunkelsten war, zwei schwarze Katzen sitzen gesehen. Diese waren aber viel größer, als gewöhnliche Katzen, und ihre Augen, die größer als 'n Gulden waren, glänzten so feurig, wie Kohlen. Die Gänsehaut ist mir stets übergelaufen, wenn ich diese Bestien gesehen habe.

Ich allein habe nicht nur diese Thiere gesehen, sondern auch viele andere Leute und deshalb ist diese Straße sonst auch immer des Abends sehr gemieden gewesen. Doch nachdem in Malchin Straßenlaternen angeschafft sind, sind auch diese Thiere verschwunden.“

Nur wenn Mondschein im Kalender steht, werden die Laternen nicht angezündet, gleichviel, ob der Mond scheint, oder ob es so dunkel ist, daß man nicht zwei Schritte weit sehen kann, und dann sollen sich auch im Pfaffensteige die Thiere wieder einstellen.

Der spukende Grenzgänger auf der Werftwiese bei Dömitz.

„Wo sall ick den'n Steen henlegg'n?“ oder: „Wo sall ick em lat'n?“ *) diese dumpfen Geisterrufe hörte man sonst häufig bei nächtlicher Weile, oder spät Abends auf der Werftwiese bei Dömitz.

Wol wußte man allgemein, daß dies die Rufe von dem Geiste eines solchen Menschen seien, der bei seinen Lebzeiten die Grenzen verrückt und sich also fremdes Land angestohlen hatte, und der nun zur Strafe dafür nach seinem Tode zum Scheidetreten verdammt worden war. Jedermann aber fürchtete sich vor dem Spuke und vermied es sein Revier, sobald es dunkel geworden, zu betreten. War es aber dennoch einmal Diesem oder Jenem passirt, daß er bei Nachtzeit auf die Werftwiese gekommen, und war ihm dann der Scheidetreter mit dem Grenzstein unterm Arm begegnet, so hatte er nie auf sein jammerndes Rufen und Fragen zu antworten gewagt, sondern statt dessen sofort die Röckschöße hoch und Reißaus genommen.

Als einst auch ein beherzter junger Bursche zufällig in der Nacht auf die Werftwiese gerathen war und der Geist ihm sein unheimliches: „Wo sall ick den Steen henlegg'n? wo sall ick em lat'n?“ entgegen jammerte, blieb dieser ruhig stehen und antwortete keck: „„Wo Du'n hernahm'n hest!““ **)

„Gott Low, nu bünn ick erlöst!“ ***) rief der Geist jetzt freudig aus; trug schnell seinen Grenzstein hinweg und hat sich nach dieser Zeit nie wieder hören noch sehen lassen.

*) „Wo soll ich den Stein hinlegen?“ „Wo soll ich ihn lassen?“

**) „„Wo Du ihn hergenommen hast!““

***) „Gott Lob, nun bin ich erlöst!“

Schlangensagen aus Ahrensberg bei Wesenberg und Userin bei Neu-Strelitz.

(Von Friedr. Latendorf aus Neu-Strelitz.)

I.

In Ahrensberg lebte einst ein Tagelöhner mit seiner Frau, die hatten ein Kind, ein kleines Mädchen, das immer bleich und elend aussah, dabei fast nichts als Milch und Brot essen wollte; und sobald sie das Erbetene erhalten hatte, ging die Kleine gleich damit vor die Schwelle des Hauses.

Die Eltern beobachten sie eines Tages, und sehen mit Entsetzen, wie eine Schlange mit aus dem Napfe des Kindes frißt, das Kind aber unzufrieden, daß die Schlange blos Milch lecke, sie ohne Furcht mit dem Löffel auf den Kopf schlägt und dazu die Worte spricht: „Köt, fät of Bocken!“ *)

Da springt denn der Vater hinzu und tödtet die Schlange; das Kind aber siecht seitdem langsam dahin.

II.

Das Gold, was der Schlangenkönig und seine Gemahlin auf ihren Häuptern als Kronen tragen, soll das feinste auf Erden sein. Die Schlangenherrscher sind aber um den Verlust ihrer Kronen sehr besorgt, und wissen den muthwilligen Räuber hart zu züchtigen; anderseits verschenken sie ihre Kronen bisweilen auch zur Belohnung. Folgende Sagen aus Userin werden sich hier nicht unpassend anschließen.

*) „Kröte, friß auch Brocken mit!“ Der dem Kinde schwer fallende Buchstabe „r“ ist fortgelassen. Ohne Nachahmung der Kindersprache hieße es in der dortigen niederdeutschen Mundart: „Kröt, frät ok Brocken.“

Eines Tages begegnet der Schlangenkönigin eine Frau, während sie in vollem Schmucke einherstolzirt. Erschrocken flieht die Schlange in das Gebüsch; da ruft ihr die Frau nach: „Ick doh Die jo nicks; ich will blot Dien schön' Kron beseh'n!"*)

Und auf diesen tröstlichen Zuspruch erscheint auch noch der Schlangenkönig, und beide lassen sich in ihrer Pracht bewundern.

III.

Um die Mittagszeit pflegen sich die Schlangen zu sonnen und ihre Kronen abzulegen. Das wußte auch ein Reiter, der am Wege sein weißes Taschentuch ausbreitete, und als er so listig zu der Krone des Königs gekommen war, eilig mit seinem Raube davonfloh.

Kaum aber hatte der König seinen Verlust wahrgenommen, als er seine feine durchdringende Stimme erhob und alle Schlangen seines Reiches um sich versammelte. Mit ihnen folgte er dann schleunigst dem Räuber, der zu seinem nicht geringen Schrecken die Leiber der Schlangen sich steil vom Boden erheben und in weiten Bogen fortschnellen sah.

Sein schnelles Roß trug ihn jedoch bald zu seinem Hof, und dankbar klopfte er den Hals desselben mit den Worten: „Süh, Du häst mie doch tru biestahn!" **)

Da aber wird er von einer Schlange gestochen, die im Schweife des Pferdes sich unbemerkt versteckt hatte; und er ward seines Raubes nicht froh.

IV.

Einst hüteten Bauerkinder Gänse, und da sie viel von dem Schlangenkönig gehört haben und seine Vorliebe für weißes

*) „Ich thue Dir ja nichts; ich will bloß Deine schöne Krone besehen!"
**) „Sieh, Du hast mir doch treu beigestanden!"

glänzendes Zeug, waschen sie ihre Schürzen im See und breiten sie dann nebeneinander in der Sonne aus, damit der Schlangenkönig darauf seine Krone ablege.

Ein armes Mädchen aber, das nur eine grobe hedene Schürze trug, wollen sie in ihrer Reihe nicht dulden, und zwingen sie ihre Schürze für sich allein „butenan" zu legen.

Der Schlangenkönig aber geht über all die feinen Schürzen hinweg, und schenkt gerade diesem armen Mädchen seine Krone.

Der Hexenbusch von Gross-Varchow bei Stavenhagen.

Der sogenannte Hexenbusch auf der Feldmark von Groß-Varchow bei Stavenhagen ist eine wüste, nur mit Gestrüpp bewachsene Stelle. Hier ist vor langen Zeiten eine alte Frau unschuldig verbrannt worden, indem man sie fälschlich als Hexe angeklagt und deshalb zum Feuertode verurtheilt hatte.

Als die alte Frau kurz vor ihrem Tode noch einmal auf's Heiligste ihre Unschuld betheuerte, sie aber auch jetzt wieder tauben Ohren predigte, da verfluchte sie ihren Richtplatz. Und ihr Fluch ging in Erfüllung; denn noch heute liegt, wie schon berichtet, der Ort wüst und unbenutzt da, nichts, kein Korn oder dergleichen, will darauf gedeihen, und nur Dornen und sonstiges Gestrüpp bedecken den Richtplatz der unschuldig Verbrannten.

Die rothe Ilse von Parchim.

(Von Rud. Samm.)

Vor Zeiten wohnte ein altes garstiges Weib von Hexe in Parchim auf dem Brook*), allgemein nur unter dem Namen „de rohr Ils" oder „de Wäderhex"**) bekannt. Ihren wahren Namen wußte Niemand, und rothe Ilse nannte man sie darum, weil sie stets mit einem auffallend rothen Tuch bekleidet gesehen wurde. Sie war eines guten Tages in Parchim eingewandert, hatte sich ein Häuschen gekauft und lebte dort nun schon seit länger als zwanzig Jahren, überall im Geheimen Unheil anstiftend.

„Warum machte man ihr denn nicht kurzen Prozeß, da zu der Zeit doch Hexenverbrennungen Lieblingsbeschäftigungen der Gerichte waren?" frägt gewiß der Leser. Dem erwidern wir aber, daß sich Jedermann scheute, ihr Treiben beim Gericht anzuzeigen, weil ihre Rache den Wagehals gewiß früher oder später getroffen hätte; im Uebrigen setzen wir, wie irgend ein Geist aus irgend einer Sage hinzu: „De Hex was woll doa äwerst de Stunn noch nich"***).

Nun wohnte damals in dem Dorf Slate bei Parchim ein Schäfer, der ebenfalls Manches von der schwarzen Kunst verstand, ohne dabei ein Hexenmeister zu sein; denn er wandte sein Wissen nur zu guten Zwecken an. An diesen wandten sich die der rothen Ilse benachbarten Leute mit der Bitte um Hülfe,

*) Der Name einer Straße.

**) Wetterhexe.

***) „Die Hexe war wol da, aber die Stunde noch nicht."

weil sie, wie leicht begreiflich, am meisten von der Unheilstifterin zu leiden hatten.

Der Schäfer war auch leicht bereit zu finden. Er ließ sich von dem Treiben der Hexe erzählen und erfuhr nun, daß sie oft des Abends, als dreibeiniger Hase verwandelt, aus der Hinterthür ihres Hauses lief, die den Brook bespülende Elde durchschwamm und dann zur Dakuhl oder Dagekuhl *) eilte, wo sie wahrscheinlich ein häufiges Stelldichein mit einem Wahlverwandten hatte. Wenn dies nun wieder geschähe, solle man ihn davon benachrichtigen, so hatte der Schäfer den Leuten geboten.

Und es ereignete sich bald, daß das merkwürdige Thier auf wohlbekanntem Wege wiederum davon lief. Sofort ward der Schäfer hiervon in Kenntniß gesetzt. Dieser ergriff seine Flinte, welche er schon vorher mit einer aus Brod zusammengekneteten und durch einen Zauberspruch geweihten Kugel geladen hatte, eilte spornstreichs zur Dagekuhl und traf dort richtig mit der verwandelten Hexe zusammen. Sei es nun, daß diese nichts Gutes von ihm ahnte, oder daß sie mit ihrer Verpuppung wirklich den die Nähe des Menschen fliehenden Instinct des Hasen annehmen mußte, genug, sie ergriff das Hasenpanier und hopste so schnell davon, als es ihre Dreibeinigkeit nur erlauben wollte. Aber ihre Stunde hatte geschlagen; denn als der Schäfer seine Flinte auf das Thier abgefeuert, lag die Hexe in ihrer Weibsnatur blutend unter einem Baum und grinste ihn mit blau unterlaufenen Augen und zahnlosem Munde auf eine Abscheu erregende Weise an. Er aber band ihr die Hände und führte sie zur Stadt, wo der gewisse Feuertod ihrer harrte.

*) Ein kleines Gehölz vor dem Neuenthore, unweit des Sonnenberges, jetzt beinahe ganz gelichtet.

Wenn der Schäfer nun auch ihre Zaubermacht gebrochen und ihr somit das Mittel zur Selbstbefreiung entwunden hatte, so mußte die rothe Ilse dennoch Freunde und Gönner ihres Gelichters haben, die sie selbst noch dann, als sie schon auf dem Scheiterhaufen stand, zu retten versuchten. Denn als der Holzstoß von allen Seiten angezündet war, fing es plötzlich so stark an zu regnen, daß das Feuer schnell erlosch. Der Schäfer wußte aber auch hiergegen Rath.

Er gebot eine Erbbibel*) herbeizuschaffen, und als man diese dem Weibsbild unter die Füße gelegt hatte, loderte das Feuer gewaltig empor und hatte bald Holz und Hexe verzehrt.

Die Bibel aber zog man nachher aus der Asche unversehrt wieder hervor.

Die zerstörte Burg Vogelsang bei Neu-Bukow.

An Stelle des jetzigen kleinen Hofes Vogelsang bei Neu-Bukow stand in alten Zeiten eine jener berüchtigten Raubritterburgen gleichen Namens. Dieselbe, tief versteckt im dichten Forste gewaltiger Eichen und Buchen, war aufs Stärkste befestigt; tiefe Gräben und breite Wälle umgaben sie ringsum und nur eine einzige Zugbrücke führte zu ihr hinauf.

Jahre hindurch hauseten hier zuletzt zwei verbündete Raubritter und trieben ungestraft ihr schändliches Handwerk. Alles, was die nahe ihrer Burg vorüberführende Landstraße von Neu-Bukow nach Wismar passiren mußte, wurde von ihnen

*) Eine geerbte Bibel.

ausgeraubt und geplündert; wie denn überhaupt auch die ganze Umgegend weit und breit von ihnen beunruhigt und in steter Furcht und Angst erhalten wurde.

Oftmals entspann sich wilder Streit zwischen den beiden habgierigen Genossen bei Theilung der also zusammengeraubten Sachen und Schätze, der zuletzt damit endete, daß einer der sauberen Ritter den andern erschlug.

Doch nicht lange sollte sich der Mörder aller der jetzt doppelt fluchwürdig erworbenen Schätze freuen, die Stunde der Vergeltung hatte auch für ihn geschlagen. Ein mächtiges Kriegsheer rückte gegen das berüchtigte Raubnest heran, nahm es mit Sturm und zerstörte es von Grund aus. Der Wegelagerer, der vergeblich zu entfliehen suchte, wurde ergriffen, geviertheilt und sein Leichnam den Raubthieren zum Fraße hingeworfen.

Seit dieser Zeit ist es nicht mehr richtig zu Vogelsang gewesen, ein Ritter ohne Kopf und allerhand sonstige Geister trieben dort in stiller Abendstunde und des Nachts ihr Wesen.

Als später auf der Stätte der alten zerstörten Burg der jetzige kleine Hof entstanden war, spukte es dort namentlich in dem Herrnhause so arg, daß die Bewohner desselben es häufig gar nicht darin aushalten konnten und das Haus oft leer stehen mußte, was auch noch jetzt alles der Fall sein soll. Auch auf der vogelsangker Feldmark, namentlich dort, wo früher ein alter Backofen gestanden hat, und welche Stelle noch heute „bi'n Backaben"*) heißt, ist es ebenfalls nicht geheuer. Oft gehen dort im Dunkeln die Pferde durch, oder es laufen den vorbeikommenden Fuhrwerken plötzlich die Räder ab und dergleichen mehr; häufig zeigt sich aber auch der kopflose Ritter, ein brüllender Bolle, oder ähnliche unheimliche Spukgestalten.

*) „Bei'm Backofen".

Von der alten Burg Vogelsang selbst ist natürlich nichts mehr vorhanden, da ja das jetzige Herrenhaus auf ihren Trümmern erbauet sein soll. Wol aber sind noch einige schwache Reste ihrer ehemaligen Befestigungswerke, ein fast verschütteter Graben und ein Wall von Schutt und Steinen zu erkennen.

Sage über die Entstehung des wilden Jägers, aus der Umgegend von Wismar.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Vor Jahren lebte in der Nähe von Wismar ein Edelmann, der hatte die Jagd lieber, als Alles in der Welt. Die Jagd ging ihm über Weib und Kind, über Leib und Leben, über Seele und Seligkeit. Vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht hinein trieb er sich in Wald und Feld herum, und seinetwegen war's unnöthig, daß die Kalendermacher die Festtage mit rother Schrift im Kalender auszeichneten, wie's dazumal noch Mode war. Die Schonzeit, die doch sonst der leidenschaftlichste Jäger respectirt, kümmerte ihn nicht, und es war ihm einerlei, ob er vor oder nach Jacobi auf die Jagd zog.

„Ein Baum nach dem andern gefällt, zerstört den Wald!" und nach Jahr und Tag ging's meinem lieben Edelmann, wie Franz Hagen aus Dömitz. Der hatte, um kurz zu erzählen, eine Ladung Wein unter Deck und ein Anker in der Kajüte. Das Anker war ein Geschenk des hamburger Kaufmanns an einen dömitzer Freund. Es sei ein rarer Trank drin, hatte der Hamburger gesagt, darum hütete es Franz Hagen auch

selbst. Aber Franz hatte den Bock zum Gärtner gesetzt. Er bohrt das Fäßlein unter dem dritten Bande an, trinkt und denkt: „Ein Gläschen weniger macht's Anker nicht leer.“ So denkt er aber alle Tage zweimal, Morgens und Abends nämlich, und dieweil ein conträrer Wind ihn sechs Wochen aufhält, kommt Franz mit dem leeren Anker in Dömitz an. —

Nach Jahren waren die Felder und Wälder des Edelmannes rattenkahl vom Wilde; Hasen weg, Rehe weg, Hirsche weg — Alles weg! Und zog er im Jahr 365 mal auf die Jagd, so kam er accurat 365 mal mit leeren Händen zurück.

So ging's eine lange Zeit fort. Jeder Andere hätte seine Flinte auf immer in die Ecke gestellt, oder wenigstens bessere Zeiten abgewartet. Unser Edelmann aber that Beides nicht, sondern trieb's alle Tage ärger.

Eines Abends spät kehrte er wie immer leer von der Jagd heim, und fluchte unterwegs über sein Mißgeschick, daß Dem graute, der's hörte. Da trat ein vornehmer Herr aus dem jungen Tannenschlage und fragte: „Mit Verlaub, Herr, Euch muß der Schuh bannig drücken. Ihr seid ja grausam falsch.“

Der Edelmann schnauzte ihn an und sagte, er solle sich packen, erhob die Peitsche und schlug wüthend nach ihm.

Die Peitsche aber fuhr schwirrend neben dem Fremden nieder, obgleich der kein Glied gerührt hatte, dem Schlage auszuweichen. Und statt böse zu werden, schaute er den Edelmann ganz freundlich an und sagte: „Seid ein richtiger Kerl, Herr, der sich nicht foppen läßt und seid's werth, daß Euch geholfen wird.“

Der Edelmann antwortete wieder patzig, aber er schlug nicht mehr.

So gab ein Wort das andere, und bald wußte der Fremde haarklein das Herzeleid des Jägers. „Wenn's weiter nichts

ist," sagte Ersterer, „soll Euch bald geholfen sein. Was könnt Ihr d'ran wenden, wenn ich Euer Revier wieder mit Wild fülle?"

Der Edelmann glaubte dem Fremden nicht, bot aber ein schweres Stück Geld.

„Ihr seid freigebig, Herr," sagte der Fremde, „und die Drittel*) müssen Euch lose sitzen, wie dem mausernden Hahn das Gefieder. Aber ich bin nicht so unbillig, als Ihr denkt. Ich bin zufrieden, wenn Ihr mit einem Tröpflein Eures Blutes Euren Namen in dies Buch hier schreibt. Dann könnt Ihr jagen, so lange Ihr wollt. Die Hasen sollen Euch über den Weg laufen, wie im Herbst die Feldmäuse; das Edelwild soll nimmer knapp werden, und Eure Flinte soll nie fehlen."

Das war Wasser auf die Mühle des Edelmanns. Er ergriff das Buch und trug auf der Stelle seinen Namen hinein. Dann nahm der Fremde es wieder zurück, beschaute den Namen und sagte: „So ist's recht, Herr! Und wenn Ihr's Jagen satt und müde seid, dann sprechen wir uns wieder."

Jetzt ging für den Edelmann eine Zeit an, so köstlich, wie er sich nimmer hatte träumen lassen. Sein Revier krimmelte lebendig voll Wild. Die Rehe standen in Rudeln, als wären's Schafheerden, und die Hirsche waren zahlreicher, als früher in den letzten Jahren die Hasen. Der Edelmann gönnte sich nicht Nacht noch Tag Ruhe, und so oft seine Flinte knallte, so oft stürzte ein Stück Wild. Fuderweise wurde die Jagdbeute an's Haus gefahren, es konnte an der herrschaftlichen Tafel nicht zur Hälfte verzehrt werden. Das aber kümmerte den Jäger nicht, und manches edle Thier kam vom Forst auf den Schindanger; denn den Armen gönnte er nimmer ein Stücklein.

*) Drittel oder Gulden, eine frühere Geldsorte in Mecklenburg.
Der Herausg.

So ging's Jahr um Jahr. Der Edelmann wurde alt und grau, aber seine Leidenschaft legte sich nicht. Eines Tages erkrankte er und ließ den Doctor aus Wismar holen. Der kam und traf ihn im Bette, umgeben von seinen Jagdhunden. Er befühlte ihm den Puls und that Alles, was ein richtiger Doctor thun muß, und der Kranke erzählte ihm „so und so".

Da sagte der Doctor: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, aber schaden kann's nicht, wenn Ihr Eure Sachen ordnet. Ich will nicht sagen, daß Ihr absolut sterben müßt, aber man kann nicht wissen, was passirt, und sterblich sind wir Alle."

Mittlerweile war es Abend geworden, und der Diener setzte zwei brennende Lichter auf den Tisch. Da klopfte Jemand an die Thür, und ehe der Kranke „Herein!" rufen konnte, trat ein fremder Herr in einem großen Mantel in die Stube.

Beim Anblicke des Fremden fuhr der Kranke zusammen, und er schüttelte sich, als sei ein wildes Fieber im Anzuge. Jener hielt ihm ein Buch hin und sagte: „Dort steht's roth auf weiß, Ihr seid mein."

„„Das ist gegen unsern Contract,"" sagte der Edelmann, „„der lautet, ich könne jagen, so lange ich wolle, und noch ist's mir kein Spierchen verleidet.""

Unterdeß war das eine Licht ausgegangen, und das andere war auch dem Verlöschen nahe. Der Doctor klingelte einmal, zweimal, dreimal; aber es erschien kein Diener. Wollte er mit den andern beiden Herren nicht im Dunkeln sitzen, mußte er selbst aus der Küche Licht holen — und es ward ihm schon unheimlich in der Gesellschaft der Beiden. Im Hinausgehen hörte er den Fremden fragen:

„Wie lange wollt Ihr denn noch jagen?"

„„Ewig!"" sagte der Kranke.

„Gut!" schrie der Fremde mit Donnerstimme, „so habt Euren Willen und jagt in alle Ewigkeit hinein!"

Und ehe der Doctor in die Küche kam, donnerte und krachte es in der Stube des alten Herrn, und das Haus erbebte, als solle es zusammenstürzen. Erschrocken eilte er zurück. Auf der Treppe begegnete ihm der Fremde. Und als dieser den Fuß von der obersten Stufe setzte, da kam ein Pferdefuß unter dem Mantel zum Vorschein.

Der Edelmann lag todt im Bette; es war ihm das Genick umgedreht. Tische und Stühle waren umgestürzt, die Fensterlucht ausgerissen, die Hunde fort, aber in der Luft heulte eine ganze Koppel, und dazwischen erscholl der Jagdruf des Edelmannes.

Neunmal tobte es um das Haus, dann brauste es durch die Lüfte und verschwand — von nun an die wilde Jagd, „die bis zum jüngsten Tage währt".

Wie es gekommen, dass die Buche im Winter ihr Laub behält.

(Von A. C. F. Krohn.)

Hierüber erzählt man sich an manchen Orten in Mecklenburg also:

In alten, alten Zeiten lebte einmal ein Mann, den plagte die Noth, daß er vor Angst nicht mehr aus noch ein wußte. In seiner Verzweiflung schloß er mit dem Bösen einen Vertrag. Darnach sollte dieser für des Mannes Seele demselben

soviel Geld bringen, als er bedurfte. Zum Tage, wo der Schuldschein gelöst werden sollte, wurde der gesetzt, wo auf keiner Buche ein Blatt mehr zu finden sei. Die Buche verlor nämlich damals noch, wie die meisten Bäume, im Herbst ihr Laub und zwar mit am zeitigsten.

Das Geld war gebracht, die Noth gekehrt, und eine Woche nach der andern verstrich dem armen Manne wie nichts. Nun gab's erst Angst und Herzeleid, und wer sollte hier rathen und helfen? Zu seinem Heile wandte er sich reuevoll an Den, der allein den Schaden bessern konnte.

So kam der Termin. Doch das Buchenlaub fiel nicht. Dem Teufel wurde die Zeit lang. Er rüttelte erst leise und dann immer stärker die Bäume. Zuletzt kam er mit Sturm und Brausen dazwischen, als sollte der ganze Wald über den Haufen geworfen werden. Es brachen wol Bäume und das Laub vergilbte, aber es fiel nicht. Und wie er auch tobte und wüthete den ganzen Winter hindurch, des Herrgott's Macht war doch größer. Das Laub saß fest trotz Sturm, Frost, Eis und Schnee.

Als der Frühling nahete und der neue Safttrieb junges Laub hervordrängen wollte, nahm Herr Urian noch einmal beide Backen recht voll und fuhr wie besessen dazwischen; doch umsonst war sein Bemühen. Erst als die Buche ihr schönes Frühlingskleid anzog, fiel ein's der falben Blätter nach dem andern, und als das letzte schied, stand schon der Baum im vollen Schmucke da.

Und so ist's heute noch — und der Teufel hat keinen Theil an der armen, nun erlösten Seele. Wol ist sein Grimm groß und darum fährt er noch jedes Jahr, wenn der Sommer scheidet, mit Krachen und Brausen durch den Wald, aber sein

Toben ist umsonst, selbst wenn er auch das Spiel zur Frühlingszeit wieder beginnt, erreicht er doch seinen Zweck nicht.

Einige sogenannte teterowsche Stückchen.

Wie andere Länder ihr Schilda, Krähwinkel, Schöppenstädt, Buxtehude *rc.* besitzen, so hat Mecklenburg sein Teterow, von dem man — obgleich es ein ganz respectables, nettes Städtchen und wahrlich nicht der kleinste, sondern einer der größeren Orte des Landes ist — ebenfalls allerlei wunderliche Sachen, Sagen und Geschichten, die sogenannten „tetrowschen Stückschen" zu erzählen weiß, von denen ich nachstehend einige folgen lasse:

I.

Wie die Teterower ihren Stadtbollen auf die Weide brachten.

Weil immer so prächtiges Gras auf dem einen alten Stadtthore wuchs, das stets nutzlos umkommen mußte, beschloß die Bürgerschaft ihren Bollen dahinauf zu bringen, damit er das schöne Futter abweide. Nachdem man dem Thiere ein langes, starkes Tau um den Hals geschlungen, erstiegen einige der klugen Leute mit dem andern Tauende das hohe Thor und zogen nun aus Leibeskräften den Bollen nach oben. Das arme Geschöpf zappelte erst gewaltig als man ihm also seine Kehle zuschnürte und steckte im Todeskampfe seine Zunge weit

aus. Als dies die Umstehenden sahen, riefen sie: „Kickt, wo hei all na dat schöne Gras lickmünnt"*).

Endlich oben angelangt, war der Bolle zum Erstaunen der guten Leutchen bereits krepirt.

II.

Wie die Teterower ihren Landesvater erfrischten.

Einst als der Landesherr durch Teterow reisen wollte, hatte er sich dort zu seiner Ankunft ein kleines „Refrische-mang"**) bestellen lassen. Als nun der Herzog zur bestimmten Zeit in Teterow anlangte und nach dem Rathhause fuhr, um dort die bestellte Erfrischung einzunehmen, sah er mit Verwunderung sämmtliche Feuerspritzen der Stadt auf dem Markte aufgepflanzt, die alsbald ihre ganze Ladung Wasser über ihn ausschütteten und ihn und seine Begleitung bis auf die Haut durchnäßten; denn, so hatten es die gutmeinenden Teterower ausgeheckt, dies müßte doch wol gewiß das beste und gründlichste „Refrischemang" sein, welches sie ihrem geliebten Landesvater bieten könnten.

III.

Wie sich die Teterower einen großen Hecht für spätere Zeiten aufzubewahren dachten.

Als einst die Fischer einen gewaltigen Hecht von seltener Größe in dem teterower See gefangen hatten, berathschlagte Rath und Bürgerschaft, wozu man diesen herrlichen Fisch wol am besten und würdigsten verwenden könne. Nach vielem Grübeln, Hin- und Herreden kam man endlich dahin überein, ihn

*) „Seht, wie er schon nach dem schönen Grase lechzet" — begierig die Zunge ausreckt. —

**) Rafraichissement.

bis zum Königschusse aufzuheben und dann zu verspeisen. Da diese Festlichkeit aber erst nach einiger Zeit stattfinden sollte und der Hecht bis dahin nicht außer Wasser bleiben konnte, so beschloß man, ihm eine Klingel umzuhängen und dann ruhig wieder in den See zu setzen, da man ja, wenn er gebraucht werden solle, ihn nun immer leicht wieder fangen könne. Gesagt, gethan; dem großen Hechte wurde also eine Schelle umgehängt und er nun wieder in den See gethan. Aus größerer Vorsicht schnitt man überdies auch noch an der Stelle ein Zeichen in den Kahn, wo er in das Wasser gelassen worden war.

Bis jetzt aber haben die Teterower ihren schönen Hecht noch immer nicht wieder finden können und vergebens nach seiner Klingel gehorcht, die er, wie Viele meinen, und es auch wahrscheinlich ist, sich wol sofort von seinem glatten Körper abgestreift haben wird. Auch das eingeschnittene Merkmal am Kahn hat sich als unprobat erwiesen.

IV.

Wie die Teterower einen in den Brunnen gefallenen Stein wieder herausholen wollten.

Die Teterower ließen einmal einen tiefen Brunnen gründlich reinigen, wozu sie sich von weit her einen berühmten Pumpenmeister verschrieben hatten. Als dieser seine Arbeit glücklich beendigt hatte und bereits, sammt all seinen Geräthschaften, wieder abgereist war, fiel unglücklicherweise ein Stein in den Brunnen, und entstand nun die große Frage, wie er wieder herauszuschaffen sei.

Da man keine so lange Leitern besaß und überhaupt alle sonstigen Instrumente fehlten, um in die Tiefe zu gelangen, so kam man endlich überein, eine lange lebende Kette zu bilden. Einer faßte also oben an, ein Zweiter an dessen Füße und so

fort, bis man den Grund des Brunnens erreichte. Weil aber die Kante der Brüstung sehr scharf war, so wurde dem Obersten das Hallen bald über. Er wollte einmal in die Hände spucken und rief deshalb seinen unter ihm hangenden Cameraden zu: „Hollt mal ordlich fast, Jungens, ick will mie blot mal in dei Hänn'n spieg'n!" *), damit ließ er los und plumps! lag der ganze Haufen in der Tiefe des Brunnens und krabbelte dort im Wasser umher.

Wie es sonst abgegangen und wie der Stein und die Menschen wieder herausgekommen, meldet die Sage nicht, aber das Loslassen ist seitdem verboten worden.

V.

Wie die Teterower ihre Kirche weiter gerückt haben.

Früher stand die Kirche zu Teterow mitten auf dem Markte, gerade vor der Straße, die vom rostocker zum malchiner Thor führt. Warum man sie gerade dorthin gebauet, weiß man nicht; aber sie stand nun einmal da und stand den Teterowern im Wege, deßhalb beschloß man, sie nach einer andern Stelle zu schaffen. Aber wie dies anfangen? Es wurde viel hin und her gerathen, der Eine rieth dies, der Andre das; so meinte z. B. Jemand, man solle sie abbrechen und nebenan wieder aufbauen, aber das schien doch den Meisten zu kostspielig und zu närrisch. Endlich trat Einer auf und schlug vor, die Kirche auf Walzen zu stellen und dann weiter zu rollen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Anklang und wurde deshalb zum Beschluß erhoben.

Am nächsten Tage schon ging es frisch an's Werk. Man

*) „Haltet einmal ordentlich fest, Jungens — Kerle, Cameraden —, ich will mir blos einmal in die Hände spucken!"

schlug an jedem Ende der Kirche zwei Löcher durch das Fundament, steckte Walzen hindurch und hackte dann die ganze Ringmauer rundum los. Als dies alles glücklich vollbracht war, wurde ein Tag zur feierlichen Fortrückung der Kirche anberaumt.

Der Küster, ein alter invalider Kriegsmann, sollte den umgelegten Strick vorne ziehen, und der ganze Magistrat wollte selbst Hand anlegen und nachschieben. Allen sonstigen Einwohnern der Stadt, Groß und Klein aber wurde es bei Todesstrafe verboten, hierbei zu erscheinen, damit nicht beim etwaigen Umwurf der Kirche Jemand zu Schaden kommen könne.

So war denn Alles in Ordnung und es hieß nun: „Angefaßt!“ Da aber schrie der Küster: „Halt!“ und rief, er wisse nicht, wie weit die Kirche solle. Daran hatten sie wirklich noch nicht gedacht. Der Bürgermeister aber zog schnell seinen Rock aus, warf ihn vor der Kirche auf die Erde und sprach: „So, just bis hier über den Kragen weg.“

Der Küster aber gedachte des schönen Bürgermeisterrockes und seines schäbigen und wie es doch Jammerschade sei, ersteren unter der Kirche verkommen zu lassen; darum trug er, während der Bürgermeister zurück an seinen Ort ging, eilig das Röcklein heim, war mit einem Satze wieder da und rief: „Nun zu!“ Ein Ruck und noch einer, da schrie der Küster: „Halt! wir sind schon drüber weg!“ Er meinte über den Rinnstein, der Bürgermeister aber dachte über den Kragen und jammerte über seinen schönen Rock. Der Küster half ihm auch nicht aus seinem Irrthum und sprach überhaupt nicht davon, daher denn zu Teterow die Rede aufkam: „Uns' Kirch steit up'n Burmeiste sien'n Rock.“ *)

*) „Unsere Kirche steht auf dem Bürgermeister seinen Rock.“

VI.

Der kluge Thorschreiber von Teterow.

Ein früherer Thorschreiber Teterow's, der sich immer ärgerte, wenn er des Morgens früh durch die Kuhheerde in seiner Ruhe gestört wurde, um ihr den Thorbaum zu öffnen, kam auf den schlauen Einfall, statt mit einem Holzknittel, von nun an das Thor mit einer gelben Wurzel*) zuzustecken, damit sich die Kühe nach diesem selbst den Thorbaum öffnen sollten.

Und wirklich, dies Mittel war ausgezeichnet; denn als am nächsten Morgen die Heerde kam, lief gleich die vorderste Kuh auf die Wurzel zu, riß sie gierig heraus und verschlang sie, und öffnete somit, wie es sich der kluge Thorschreiber richtig ausgetiftelt, den Baum.

Wie schon zu Anfang gesagt, ist Teterow eine ganz nette, respectable Stadt und es wohnen in ihr gewiß eben so viel kluge und gescheute Leute, wie in jedem andern Orte des Landes, trotzdem erzählt man sich aber doch eine Menge sogenannter „teterower Stückchen", die dort passirt sein sollen und wovon ich vorstehend einige Proben gegeben, geben zu müssen glaubte, da sie nach meiner Ansicht in einer mecklenburgischen Volkssagensammlung nicht ganz fehlen durften. Viel haben die guten Teterower oft dieserhalb zu leiden, indem sie häufig geneckt und gefoppt und namentlich häufig gefragt werden: ob sie noch immer nicht ihren großen Hecht wiedergefangen hätten? 2c. Manchem vorlauten Bürschchen ist indessen seine Naseweisheit aber schon oft recht schlecht bekommen, denn wie bekannt ist der

*) Mohrrübe.

Mecklenburger und erst recht nicht der Teterower sose und läßt sich nicht ungerächt necken und aufziehen. Hiervon zum Schluß ein Beispiel:

Ein in einem teterower Gasthause eingekehrter Fremder fragt den Hausknecht, ob er ihm nicht ein teterow'sches Stückchen vormachen könne. Der Hausknecht, der nicht auf den Kopf gefallen ist, erwiedert ganz trocken: er wolle sich die Sache einmal beschlafen. Am nächsten Morgen, als der Reisende gerne zum Aufstehen ein Paar Pantoffeln haben will, die ihm aber gut passen müßten, bringt ihm der Hausknecht ein Paar aus seinen — des verdutzten Fremden — schönen neuen Stiefeln geschnittene Pantoffeln und die Schäfte davon vor's Bett.

Des Drachens Treiben zu Bresegard bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

Zu Bresegard bei Grabow wohnte einmal ein Bauer, der hatte allezeit die fettesten Pferde, die blanksten Kühe, und Korn und Futter wurde ihm nimmer all. Wenn's in den Scheunen anderer Bauern heller Tag war, waren in der seinigen kaum die Abseiten leer, und das Viehsterben, das oft der Reihe nach die Nachbarn traf, ging an seiner Hofstelle allemal vorüber. Und Geld hatte er, wie wenn es ihm auf den Bäumen wüchse. Wenn andere Bauern beim Mühlenfahren nicht selten sich den Mahlschilling leihen mußten, hatte er so viel, daß er wol für Alle hätte zahlen können.

Natürlich war dies den übrigen Dorfleuten auffällig ge-

nug und selten unterließ man es, des fetten Bauern zu gedenken, wenn die Nachbarsfrauen zusammenkamen. Da rieth man hin und her und kreuz und quer, woher gerade diesem Bauern all das Glück komme, und wenn's auch Allen klar war wie das Sonnenlicht, daß hier nicht Alles mit rechten Dingen sei, so wußte doch Niemand der Sache völlig auf den Grund zu kommen. Es war aber noch nicht des fetten Bauern aller Tage Abend und: „Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen", sagt die Weisheit auf der Straße, und: „Sprichwort ist Wahrwort!"

Schulzenvater war zur Stadt gegangen und hatte sich so sehr verspätet, daß er erst zur Nachtzeit wieder auf den Rückweg kam. Sein langes Ausbleiben machte Schulzenmutter ängstlich und sie schickte ihm, just als hätte es so sein sollen, statt des Knechtes ihren Schwager entgegen, der ein Zwillingsbruder ihres Mannes war.

Als nun beide Brüder dem Dorfe nahe kamen, da schauten sie in weiter Ferne einen Feuerstreifen am Himmel, der lang war wie ein Weesbaum, und eiligen Fluges auf das Dorf zuzog. Er kam ihnen immer näher und näher, und je näher er kam, desto heller leuchtete er um sie, und als er über ihre Häupter dahinflog, da konnten sie ganz deutlich gewahr werden des feurigen Drachen hell leuchtende Augen und seinen weit aufgesperrten Rachen mit der flammenden Zunge und seinen langgestreckten glühenden Leib mit dem dünnen beweglichen Schwanze, und ebenso deutlich sahen sie es, wie er auf die Hofstelle des reichen Bauern zuzog und durchs Eulenloch*) in's Haus einging.

---

*) Eulenlöcher heißen diejenigen kleinen Oeffnungen oben an dem Giebel unter dem Strohdach der alten Bauernhäuser, wodurch die Eulen

Das war also der saubere Teufelsgeselle, mit dem der Bauer im Bunde stand, wie nun am Tage lag, und durch den der Böse ihm zuführte, was andern Leuten fehlte. Des Bauern ehrbarer Wandel, den er als Christenmensch bis lang geführt hatte, war also nichts denn eitel Blendwerk gewesen, blos um die Leute hinter's Licht zu führen, was bis zur Stunde ihm auch gut genug gelungen war. Aber von nun an pfiff er aus dem letzten Loche, denn diesmal war just seine Sache vor die rechte Schmiede gekommen.

„Vör Unrath is ümmer ok Rath, wenn man't bloht weet" *), sprach ein Zwillingsbruder zu dem andern; und Beide faßten den Beschluß, den Drachen im Hause des gottlosen Bauern zu bannen.

Sie machten sich eilig zu dessen Hofstelle hin, zogen von dem dort stehenden Wagen die Räder ab und schoben sie dergestalt auf die Schenkel, daß die äußeren Seiten nach innen waren, und rückten den Wagen hart vor die große Thür des Hauses hin. Durch ein solches Mittel können Zwillingsbrüder ein Haus, in welchem ein Drache sitzt, so fest für ihn versperren, daß selbst der Teufel nicht im Stande ist, den Bann zu lösen; folglich mußte auch hier der Drache gebannt bleiben und konnte weder durch die Oken, noch durch die Rauch- und Eulenlöcher ins Freie kommen, durch welche er sonst seine Passage zu nehmen pflegt.

Allein das Haus vermogte auf die Dauer der großen Gluth nicht Widerstand zu leisten, die der geängstigte Drache von sich blies, und derselbe hatte, ehe noch der Hahn den Mor-

schlüpfen sollen, um die Mäuse und Ratten aus dem Stroh und Heu fortzufangen. Bekanntlich mausen die Eulen vortrefflich.

*) „Vor Unrath ist immer auch Rath, wenn man's blos weiß."

gen ankrähete, einen rothen Hahn auf das Dach gesetzt. Er selbst jedoch war feuerfest. Aus den lodernden Flammen entsprang er in eine große schwarze Sau verwandelt, umkreiste in dieser Gestalt noch siebenmal das Haus und machte dann vor aller Augen sich unsichtbar.

Aber wie ging es nun dem fetten und gottvergessenen Bauern? „As ick mienen Rock holl, sitt he in de Foll"*) und: „Wie man's treibt, so geht's". Er hatte vom Bösen sich dienen lassen, so mußte er nun ihm wieder dienen. Sein Leib kam jämmerlich in dem durch Teufelsgewalt entstandenen Feuer um und die Seele kam in's höllische Feuer, — dem Teufel zur Lust, wie dieser ihm zur Lust gewesen war.

Dem Drachen aber war der langgewohnte Aufenthalt im Dorfe lieb geworden. Schon in den nächsten Nächten machte er sich wieder sichtbar und zog abermals über das Dorf hin, um neue Freunde für seinen Herrn zu gewinnen. Doch diesmal kam er an, wie die Sau im Judenhause, es sollte ihm nicht glücken.

Der Schweinhirt, ein kluger und dreister Mann, verstand es mit ihm umzugehen und ließ ihn abladen, ohne dafür sein Freund zu werden. Alle Drachen sind nicht blos von ärgerlicher, sondern auch von neulicher und eitler Natur und mögen sich fast eben so gern im Spiegel beschauen, als unsere junge und ältere Frauenwelt. Dies war dem Hirten wol bekannt, und hierauf bauend, stellte er sich zur Nachtzeit unter das vorspringende Dach des Hirtenkatens hin, um des Drachen Ankunft abzuwarten. Als dieser nun nach kurzer Zeit herangezogen kam, da machte der Hirte, nachdem er ihm den Rücken zugekehrt, sofort einen gewissen Theil seines Leibes bloß,

*) „So wie ich meinen Rock halte, so sitzt er in der Falte."

hockte nieder und hielt ihn dem Drachen zum Spiegel vor Augen.

Und siehe, der ungewohnte neckische Anblick versetzte den ärgerlichen Drachen in eine so gräuliche Wuth, daß er sich aufblies, wie ein Blasebalg, bis sein Leib immer dicker und dicker wurde und zuletzt zerplatzte und Alles, was er geladen hatte, auf die Straße fallen ließ.

Der kluge Hirte blieb aber wohlweislich unter dem schützenden Dache des Katens stehen. Wäre er im Freien gewesen, der erzürnte Drache würde unzweifelhaft ein schlimmes Spiel mit ihm getrieben haben. Die ganze Ladung würde er auf ihn geworfen haben und zwar zu einer Masse verwandelt, von so anklebender und ekelhafter Natur, daß er all sein Leblag den Schmutz und Gestank derselben nicht wieder losgeworden wäre. So aber, oh Jemine! was gab's für ein Wundern und Handschlagen unter Klein und Groß der guten Dorfleute über die Menge des Hafers, den man am andern Morgen auf der Straße fand, wo der gefoppte Drache abgeladen hatte.

Wol Manchem stand der Sinn darnach, das schöne Korn an sich zu nehmen. Doch that man's nicht, und Niemand machte sich durch dessen Annahme dem Bösen unterthan, sondern Alles ließ man ruhig liegen, bis nach und nach des Hirten Schweine es verzehrten.

Das war nun aber ganz und gar nicht nach des Drachen Sinn gethan. „Er schleift nicht gern ohne Wasser" und „schmeißt nur mit der Mettwurst, wenn er den Schinken damit treffen kann." Und doch war's ihm hier nicht gelungen, für all seinen schönen Hafer auch nur eine einzige Seele für seinen Herrn zu gewinnen. Den schweren Aerger über dies und Alles, was man ihm im Dorfe angethan, wußte er nun aber auch den armen Dorfbewohnern gründlich einzutränken. War er bisher

ein zutragender Drache gewesen, so wurde er nun ein wegtragender und stahl den Leuten Alles, was er nur erwischen konnte.

Es währte nichts, so war das ganze Dorf im Aufruhr, wegen der zahlreichen Diebereien, die allenthalben auf Aeckern und Wiesen, in Häusern, Scheunen und Gärten verübt wurden, ohne daß man sich dagegen zu schützen wußte. Denn da jeder Drache die Teufelskunst besitzt, sich in alle möglichen Gestalten zu verwandeln, wenn er auf Diebeswegen aus ist, so hält es schwer, vor seinen Spitzbübereien sich in Acht zu nehmen. Die Enten- und Hechtsgestalten kann er freilich nicht annehmen, denn der Hecht trägt in seinem Kopfe, die Ente vor ihrem Kopfe das Zeichen des mächtigen Kreuzes, vor dem auch Satanas sammt allen seinen Dienern zu Kreuze kriechen muß. Dagegen aber machte sich unser Drache bald zum Heister*) und bald zum Hasen, bald zum Währwolf und bald zum Fuder Heu und nahm in solcher Verkleidung selbst bei hellem Tage den Leuten Alles unter den Händen weg.

Was Wunder, wenn die ganze Dorfschaft auf nah und fern und weit und breit nach Rath aus war, wie dieser heillosen Wirthschaft ein Ende zu machen sei. Doch wollte das lange Zeit nicht glücken, bis man endlich zu einem Weibe kam, das einer im Walde hausenden Taterbande**) angehörte.

Die kluge Frau ließ zur Vertreibung des Drachen erstlich alles Feuer auslöschen, was im ganzen Dorfe sich befand. Darauf ließ sie ein dürres Holzstück so anhaltend und kräftig reiben, bis es Feuer fing, und mußten alle Dorffrauen von diesem „Nothfeuer" sich das Feuer für ihren Heerd anholen. Ueber solches Feuer mußte jede Hausfrau ihren größten Kessel, gefüllt

*) Elster.

**) Zigeunerbande.

mit fließendem Wasser und Hexenkraut, in das dritte Gelenk der Kesselkette hängen und mußte den Kessel kochen lassen unaufhörlich, drei Tage und drei Nächte lang. Und wirklich durch all den Dampf, der aus allen diesen Kesseln aufstieg, wurde der Drache richtig ausgeräuchert.

Das Mittel war freilich ein wenig unbequem, dazu nicht ohne Ausgaben, denn die Zigeunermutter ließ sich gut begaben; aber dafür war es auch probat, denn von Stund an ließ der Drache das Dieben sein und wird vermuthlich bis zum heutigen Tage die guten Bresegarder nicht weiter belästiget haben.

Das Wechselbalg der Unterirdischen zu Spornitz bei Parchim.

Es ist schon lange, lange her, als einst die hübsche Frau eines Bauern zu Spornitz bei Parchim von einem gesunden, wohlgestalteten Knaben entbunden wurde, welchen die Hebamme in die bereitstehende Wiege legte. Nachdem sich diese bald darnach entfernt hatte, um nicht die Wöchnerin in dem ihr nöthigen stärkenden Schlummer zu stören, regte es sich plötzlich unter der Stubendiele. Ein Paar Mauersteine wurden leise in die Höhe gehoben und husch, husch kam ein häßliches Zwerglein, ein sogenannter Mönk oder Unterirdischer, in einem grauen Röckchen, mit einem dreieckigen Hütchen auf dem Kopfe und ein kleines, ganz kleines unterirdisches Kind im Arme tragend, durch die Oeffnung gekrochen, trippelte zur Wiege, nahm dort das neugeborne Kind mit Aufbietung aller Kräfte heraus und legte dafür seine kleine Mißgeburt hinein. Unterdessen war die Bäuerin erwacht und sah den ganzen Vorgang mit an; aber sie konnte

weder den Umtausch verhindern, noch um Hülfe rufen; denn die Stimme versagte ihr, und übernatürliche Kräfte hielten sie wie gebannt in den Kissen ihres Bettes fest.

Während die arme Frau noch außer sich vor Schreck den räuberischen Kobold anstarrte, begann dieser ungefähr also zu ihr zu reden: „Frau, Deinem Hause ist heute ein großes Glück widerfahren, denn wisse, Dein Sohn wird dermaleinst unser König werden. Nach unseren Gesetzen müssen wir nämlich von Zeit zu Zeit ein Kind unsers Königs mit einem Menschenkinde vertauschen, damit irdische Schönheit nicht ganz unter uns aussterbe, und hat nun für diesmal unser König Dein Söhnchen zu seinem Nachfolger, zu unserm künftigen Beherrscher ausersehen. Ich lasse Dir für Dein Knäbchen, welches gut bei uns aufgehoben ist, unsern eigentlichen Kronprinzen zurück, damit er sich bei Dir in das Menschenthum hineinsauge. Pflege und warte sein auf das Beste; denn so Du das nicht thust, wird der Zorn der Unterirdischen Dich und die Deinen treffen! Bist Du aber eine gute Pflegemutter, so soll reicher Segen Euer Haus überschütten und Euer Wohlstand wird sich mehren von Tag zu Tag!“

Darauf legte der kleine Mönk der Bauerfrau das Wechselbalg an die Brust und schleppte ihr neugebornes Kind auf eben demselben Wege, wie er gekommen, mit sich fort.

Das kleine unterirdische Geschöpf aber sog und sog, wurde immer länger und breiter, und als es die gehörige Größe eines neugeborenen Menschenkindes angenommen hatte, fiel es wie ein vollgesogener Blutegel ab.

Ganz ermattet sank die Frau hiernach in tiefen Schlaf; als sie endlich wieder erwachte, glaubte sie zuerst, Alles sei nur ein böser Traum gewesen; aber der ungestaltete Kobold an ihrer Seite überzeugte sie bald von dem Entgegengesetzten. Es half

da nun weiter kein Seufzen und Klagen, die gute Frau mußte das Kind als ihr eignes betrachten, mußte es nähren und großziehen, um nicht der Rache und Strafe der Unterirdischen zu verfallen.

Hierfür mehrte sich nun aber auch der Wohlstand ihres Hauses auf's Sichtlichste; Alles, was sie oder ihr Mann unternahm, wurde vom Glücke gekrönt. Kurz, nach wenig Jahren schon waren sie die Reichsten des Dorfes und der ganzen Umgegend.

Das Wechselbalg aber behielt fortwährend seine häßliche Gestalt, gedieh und wuchs nicht, sondern blieb klein, unbeholfen und schwachsinnig und starb schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre.

Der spukende Küchenmeister Kophamel zu Dargun.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Vor etlichen hundert Jahren sah es in Dargun anders aus, als jetzt. An der Stelle des heutigen Schlosses stand das alte Kloster, von dem nur noch wenig Mauerwerk und vielleicht die östliche Seite mit den drei Thürmen übrig ist.

Zu der Zeit nun, als das Kloster so recht in Blüthe stand, lebte der Küchenmeister Kophamel, der nicht blos die Küche und Speisekammer der Mönche beaufsichtigte, sondern auch die Küchengüter des Klosters, die bedeutend waren, überwachen mußte. Er war aber ein rechter Nimmersatt und Manches, was dem Kloster zu gut kommen sollte, wanderte in seine Tasche. Dazu plagte und zwickte er das Küchenpersonal so viel und so

oft er konnte, und weder Koch noch Küchenjunge waren sicher vor seinem Schabernack. Was Wunder daher, wenn ihm Keiner hold und zugethan war. Solch Wesen trieb er bis zu seinem Tode.

Hatte er aber in seinem Leben keine Ruhe wegen seines Geizes gehabt, so sollte er sie auch im Tode nicht finden. Sein Geist durchpolterte die Räume des Klosters zur Nachtzeit. Mit gräulichem Spectakel warf er oft die Kessel vom Bort herunter, zerbrach die Geräthschaften der Vorrathskammer, drehte den Hahn der Bierfässer im Keller auf und ängstigte bald diesen bald jenen Klosterbruder. Da wurde denn sein Sarg wieder aus der Gruft herausgeholt. Als man selbigen aufmachte, lag der Todte mit offenen Augen und aufgesperrtem Munde darin; also zeigte es sich klar, der Tod war für ihn kein sanfter Schlaf geworden.

Drei Tage stand die Leiche des Küchenmeisters zur Schau, eh' man wußte, was nun angefangen werden sollte. Endlich faßten aber die Mönche den Beschluß, den Sarg fortzuschaffen über die Grenzen des Klosters, damit sie ferner nicht mehr vom Geiste Kophamels behelligt würden. Vor der Wegschaffung aber stopfte ein loser Küchenjunge den Mund der Leiche voll, mit den Worten: „He hett in sienen Läben denn Rachen nich full noog kriegen künnt, he sall em nu in'n Dod full hebben" *).

Im „Iserborn" ist ein kleiner Hügel, umgeben von einem Graben, der als die Stelle bezeichnet wird, wo Kophamel ruht. Ist nun auch das Kloster von dem Spuk befreiet worden, so hat es hier doch ferner sein Wesen getrieben und treibt's noch bis zur Stunde. Das wissen gar wol die Kinder, denn die Erd-

*) „Er hat in seinem Leben den Rachen nicht voll genug bekommen können, er soll ihn nun im Tode voll haben."

beeren, die auf dem Hügel wachsen, bleiben unberührt; es wissen aber auch die Arbeiter, denn sie meiden den Ort selbst am Tage. Müssen sie ihn aber dennoch einmal am Abend oder gar des Nachts passiren, so schreiten sie unwillkürlich länger aus, weil mit einem Ruhelosen Niemand was zu schaffen haben mag.

Die Wundereiche bei Sülz.

Eine ähnliche Wundereiche wie die zwischen Schwaan und Doberan*), steht auf der sülzer Feldmark in einem kleinen Gehölze, nahe der langsdorfer Scheide und dicht an der Landstraße, die von Sülz nach der preußischen Grenzstadt Tribsees führt.

Auch diese Eiche war früher weit und breit berühmt, denn sie hat ebenfalls alle mit einem körperlichen Gebrechen, als Gicht, Lähmungen und dergleichen Behaftete, sobald sie durch ihren getheilten und oben wieder zusammengewachsenen Stamm gekrochen waren, stets wieder ganz gesund gemacht; ja selbst Verwachsene sind durch sie wieder schier und glatt geworden.

Das Hindurchkriechen durch die Oeffnung im Stamme des wunderthätigen Baumes, wo hinauf der Bequemlichkeit halber Treppen führten, mußte aber des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr und, wie es sich von selbst bei allen dergleichen Sachen versteht, natürlich stillschweigend geschehen. Am wirksamsten erwies es sich, wenn das Experiment in der Johannis-

*) Siehe Seite 134—137 ersten Bandes.

nacht vorgenommen werden konnte; es trat dann sofort völlige Heilung des Kranken ein, während dieselbe sonst öfter erst nach kurzer Zeit, dann aber ebenfalls unfehlbar erfolgte.

Aus allen Gegenden des Landes, aus dem nahen Pommern und sogar aus entfernten Ländern strömten Kranke herbei, die nach glücklicher Genesung die Wunderthätigkeit der Eiche weiter ausposaunten, wodurch ihr Ruf noch immer mehr stieg und bis in die entferntesten Gegenden drang.

Seit einigen dreißig Jahren hat nun aber leider schon die Eiche ihre Heilkraft verloren, denn von der Zeit an, wo ein Ruchloser seinen Hund durch die Oeffnung gesteckt hat, ist dieselbe unwiederbringlich dahin gewesen.

Die Letzten des adlichen Geschlechts von Stove oder Stave.

(Von Rud. Samm.)

Stavenhagen wurde von dem Ritter Reimbern von Stove oder Stave, von welchem es seinen Namen entlehnt hat, gegründet, etwa um das Jahr 1252, als derselbe auch das Cisterziensernonnenkloster Ivenack stiftete. Die feste Burg dieses Ritters und seiner Nachkommen lag dort, wo das jetzige Amtsgebäude in Stavenhagen, das sogenannte Schloß, liegt, und war mit Wällen, deren Spuren im heutigen Schloßgarten noch deutlich zu erkennen sind, und anderen Befestigungswerken umgeben.

Von dem Untergang des Geschlechts von Stave erzählt man sich folgende Sage:

Die letzten Stammhalter dieser edlen Familie waren zwei Brüder, von denen der Eine auf seiner Burg zu Stavenhagen, der Andere, als Stiftsherr des adligen Fräuleinklosters, zu Ivenack lebte. Ihre einzige Schwester, in der, bei einer schönen Körpergestalt, alle weiblichen Tugenden vereint zu sein schienen, hielt das lockere Band der brüderlichen Liebe noch einigermaßen zusammen; trotzdem zerriß es oft, und wilder Zank und Streit, durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere hervorgerufen, brach häufig zwischen den beiden Brüdern aus.

Eines Tages besuchte der Ivenacker den Stavenhäger auf seiner Burg und gab, ohne es zu wollen, durch ein zufällig hingeworfenes Wort wiederum Veranlassung zum Ausbruche brüderlicher Uneinigkeit. Ein heftiger Streit entspann sich, und mit dem Ausrufe, daß nur Einer von ihnen den Platz lebend verlassen dürfe, griff man endlich zum Schwerte. Wild wogte der Kampf, als die Schwester, durch die lauten Stimmen und das Waffengeklirr herbeigezogen, mit einem Schrei in die Halle stürzte und sich zwischen die Kämpfenden warf, ohne die Gefahr zu achten. Aber der auf's Heftigste entbrannte Zorn der Brüder kannte keine Grenzen; sie senkten nicht einen Augenblick die Schwerter — in blinder Kampfeslust erstachen sie die eigne Schwester. Jetzt erst kamen sie zur Besinnung. Herzzerreißend war ihr Jammer, als das von beiden so zärtlich geliebte Wesen mit leiser Stimme die letzten Worte: „Lebt wohl und gedenkt Eurer Schwester!" über die bleichen Lippen hauchend, stumm und starr vor ihnen lag. Sie verwünschten sich gegenseitig, verfluchten ihr Dasein und schwuren mit einem fürchterlichen Eide, sich auf dieser Erde niemals wieder zu sehen.

Jahre waren vergangen und die feindlichen Brüder hatten ihren Schwur gehalten. Die Alles heilende Zeit hatte indessen ihren Schmerz um die ermordete Schwester gemildert, und der

gegenseitige Haß, der in dieser Absperrungszeit ohne Nahrung geblieben war, mußte zuletzt der in ihren Herzen wiederum aufkeimenden brüderlichen Liebe weichen. Es entstand der Wunsch in ihnen, sich endlich, nach so langer Zeit der Trennung, auszusöhnen und fernerhin einträchtig beisammen zu leben. Um aber dem Gelübde, sich auf dieser Erde nicht wieder zu sehen, treu zu bleiben, hatten die beiden Brüder brieflich beschlossen, einen unterirdischen Gang zwischen Stavenhagen und Ivenack, unter dem ivenacker See, zu bauen, in der Mitte desselben eine Grotte anzulegen und dort den Versöhnungsact zu feiern.

Die Arbeit war beendet, und die Brüder hatten sich an dem festgestellten Tage durch die entgegengesetzten Mündungen zur Mitte des Ganges begeben. Kaum aber hatten sie sich die Hände gereicht und die ersten Bewillkommnungsworte gewechselt, als über ihren Häuptern ein seltsames Geräusch hörbar ward. Einem fürchterlichen Donnerschlage zu vergleichen, stürzte die Decke der Grotte ein und begrub unter ihrem Schutte die Brüder. Unaufhaltsam drängten sich nun die brausenden Wogen des ivenacker Sees durch diese Oeffnung, setzten den ganzen Gang unter Wasser, weichten die erdigen Wände des Baues auf und zerstörten das in wenigen Minuten, zu dessen Herstellung Menschenhände ein volles Jahr nöthig gehabt hatten.

Die Leichen der Brüder konnten natürlich nie ans Tageslicht geschafft werden; denn als das flüssige Element durch die Mündungen des Ganges hervorsprudelte, hatte man nichts Eiligeres zu thun, als dieselben durch eine dicke, feste Mauer für immer zu verschließen.

Das war die rächende Vergeltung und das Ende der feindlichen Brüder, mit denen das von Stave'sche Geschlecht erlosch, da Beide kinderlos gestorben waren.

Die vermauerten Oeffnungen des unterirdischen Ganges sind bis auf den heutigen Tag erhalten. Die eine befindet sich unterhalb der kleinen Villa im ivenacker Schloßgarten, die andere im Keller des Amtsgebäudes zu Stavenhagen.

Der Fuchsberg bei Malchin.

Auf dem Fuchsberge und dessen Umgegend zwischen Malchin und dem Hainholze ist es gar nicht recht geheuer, besonders des Nachts. Es zeigt sich dort namentlich eine schwarze Sau, die einen Meineidigen, wenn er jene Gegend berührt, dergestalt in Furcht setzt, daß er in Folge der Angst entweder gleich, oder sonst doch nach kurzer Zeit sterben muß.

Ueberhaupt spukt es in jener Gegend allnächtlich. Leute die diesen Ort im Finstern passirten, wissen viel davon zu erzählen. Selbst die Pferde gerathen hier dann in Furcht, sind entweder nicht von der Stelle zu bringen, oder gehen durch.

Der Fuchsberg bei Dodow, unweit Wittenburg.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Etwa zwischen Wittenburg und Zarrentin, nicht weit von dem Dorfe Dodow, liegt der Fuchsberg. Hätte der alte Bursche

Sprache, er würde uns Manches aus seinem langen Leben erzählen können, Liebes und Leides, Gutes und Böses. Zwei Geschichten würde er uns zuerst mittheilen, nämlich wie es ihm vor Jahren arg an den Kragen gegangen ist, als man ihn fast zur Hälfte abtrug, und die Geschichte, der er seinen Namen verdankt. Und diese trug sich so zu:

Einst lebte in Dodow eine alte Frau, die war in Besitz eines Fuchsriemens, und auf ihrem Tische fehlte es nimmer an Gänsen und Enten, Hühnern und Tauben, gebraten und gekocht und spottwohlfeil; und war's ein Festtag, mußt's auch wol ein Hase sein. Da war in Dodow schlimme Zeit für Gänse und Enten, und für die, welche Gänse und Enten hielten.

Alt und Jung kannte bereits den rothwammsigen Hühnerdieb, und es war kein Kind, dem er nicht schon einmal im Garten oder auf dem Felde begegnet wäre; aber kein Schütze war Sonntagskind genug, ihn zu erlegen. Wol fehlte es nicht an Wagehälsen, die ihre silbernen Knöpfe von der Jacke trennten und zu Kugeln hämmerten, um mit deren Hülfe das Hexenvieh zu erlegen — denn nur eine silberne Kugel hätte es tödten können; aber sobald das Silber im Laufe steckte, ließ sich kein Fuchs blicken, und kam er ein andermal einem Schützen schußrecht, so hatte dieser eine bleierne Kugel im Laufe, und es verlohnte sich nicht der Mühe des Anlegens.

Nun lebte auch in Dodow ein Schulmeister, schlicht und recht und seines Zeichens ein Schneiderlein. Der erklärte eines Tages seinen Schülern und Schülerchen das zweite Gebot, und weil's dazu gehört, redete er auch von den Sünden der Zauberei. Das Zaubern, sagte er ihnen, sei eine gar zu grausame Sünde, und wer sie übe oder an sich üben lasse, der trete mit dem leibhaftigen Bösen in ein Bündniß, und habe dieser nur erst einen Finger, so nehme er auch bald die Hand und dann den ganzen

Arm und Kopf und Kragen, Leib und Leben und als Zugabe und Aufgeld die Seele obendrein.

Und die Kinderchen horchten mäuschenstill, und einen und dem andern ging's zu Herzen, und es dachte: Erkrankst du einmal an Rose, oder Suchten, oder Herzspann, oder Fieber, so willst du doch den lieben Herrgott walten lassen und den Doctor, und hilft's dann nicht, so ist's Gottes Wille. Und wie nun der Schulmeister inne hält, eine Minute oder zwei, und es stockmäuschenstill ist, daß ein Blatt nicht geräuschlos auf die Erde gefallen wäre, da platzt dort hinten auf der Bank der Fibelschützen ein Knäblein mit heller, feiner Stimme heraus: „Herr Schulmeister, die Großmutter hat einen Fuchsriemen, den hat sie gestern im Gartenzaun zerrissen, als sie ein Fuchs war und die Hunde hinter ihr drein waren; und morgen bringe ich ihn mit in die Schule."

Der Schulmeister aber verwies den kleinen Naseweis auf seine Tafel, und er habe zu schreiben und nicht mit dreinzureden.

Gehorsamlich macht der kleine Mann sich an die Arbeit, postirt nach Vorschrift ein i neben das andere hin und commandirt dabei: „'rauf, 'runter, 'rauf, Punkt!" bis die Tafel voll ist. Und weil er nun fertig ist und ihm die Zeit lang wird, und der Herr Schulmeister noch immerfort redet, dazwischen er das Mäulchen nicht haben darf, so setzt er jedem der kleinen i ein paar Füßchen an und sagt zum Nachbar: „Guck, nun habe ich meinen i-Buchstaben Füße angesetzt, und nun sind's Enten, und die Tüttel drauf sind die grünen Kappen, wie sie Schultzens Enterich hatte, den die Großmutter holte, als sie ein Fuchs war. Und einen Fuchsriemen hat sie doch, und morgen sollst Du ihn sehen, und der Herr Schulmeister auch."

Am nächsten Morgen stand der Schulmeister wieder vor

seinen Kindern und redete zu ihnen von Gott und seinem Worte. Da wurde leise die Thür geöffnet, und herein trat, einen alten, halb zerrissenen und mit einem Sackbande zusammengeknüpften Riemen in der Hand, unser naseweises Fibelmännchen und übergab ihn seelenvergnügt dem Herrn Schulmeister. „Mit dem Sackbande hat die Großmutter ihn wieder zusammengeknüpft," schrie es, „weil sie ihn vorgestern zerrissen hat, als die Hunde sie beißen wollten, und sie im Gartenzaune daran hangen blieb."

Der Schulmeister beschaute und betastete den Riemen von allen Seiten und konnte nichts Anderes daran finden, als daß er des Aufhebens nicht werth sei, wenn er auf der Straße liege. Ahnungslos brachte der arme Schelm ihn dem Kopfe näher und — Unglück schläft nicht — hing ihn arglos über den Nacken — und statt des Schulmeisters stand ein Füchslein da und schaute so ehrbar auf die liebe Dorfjugend, als sei er noch immer der Herr Schulmeister und nicht ein Füchslein. Und weil er nun klein war, und Tische und Bänke ihn hinderten, frei um sich zu sehen, so sprang er von der Erde auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Tisch, und hier fand er die gewünschte Rundsicht. Da brach die ganze christliche Schuljugend Dodow's in ein hundertstimmiges Zetermordio aus, Herz und Ohren zerreißend und Mark und Bein durchdringend. Dem armen Fuchs wurde es schier unheimlich im eignen Hause. Mit einem Satz war er aus dem offen stehenden Fenster und trollte mit niederhängender Ruthe traurig querfeldein.

Und von nun an erging es dem armen Schulmeister schlecht, denn er hatte seine menschlichen Gedanken und Gefühle mit in den Fuchsbalg hineingenommen, und konnte doch nimmermehr wieder zum Schulmeister werden, dieweil er die Entzauberungsformel nicht kannte. Seinen alten Kirchen- und Bräutigamsrock hätte er schon vor zehn Jahren das bekannte Mantellied:

„Schier dreißig Jahre bist du alt" versingen können, wenn es nämlich damals schon geboren gewesen wäre, und derselbe war fadenscheinig und von zweifelhafter Farbe und schützte im Winter gar wenig gegen Wind und Wetter; aber wie gern hätte er sein neues Röcklein gegen den alten Sonntagsrock wieder umgetauscht, so haarig und farbig es auch war, und so warm es auch saß! Nun, was half's! das Unglück war da und zu ändern war daran nichts.

Fürs Erste galt es nun, sich als Fuchs häuslich niederzulassen. Dazu bot der jetzige Fuchsberg und in demselben ein verlassener Dachsbau die Hand. Nicht gar lange, und die neue Wohnung war fix und fertig und so wohnlich eingerichtet, daß jeder ordentliche Fuchs sie für eine Kapitalwohnung gehalten hätte. Zum andern hieß es, für das tägliche Brod, oder besser für das tägliche Fleisch sorgen. Und wirklich, auch in diesem Punkte hatte er Glück. Es drückten ihn wenigstens keine Nahrungssorgen, wie ehedem, und Fleischspeisen, wie sie früher an Festtagen nicht auf seinen Tisch kamen, waren jetzt seine Alltagskost, heute des Försters Lieblingstaube, morgen des Rademachers stolzer Hahn, übermorgen des Schmieds fetter Enterich, und bot sich die Gelegenheit dar, so kam auch einmal ein Häschen an die Reihe. Aber roh, ungesalzen und ungeschmalzen mußte Alles verzehrt werden, und Förster, Rademacher und Schmied hatten ihm ihre Tauben, Hähne und Enten weder verkauft, noch geschenkt, und was die Hasen betraf, so hatten die Herren in Wittenburg allein die Jagdgerechtigkeit. Darum drückte das harte gestohlene Fleisch ihm Magen und Gewissen.

Tage und Monden vergingen, und wer noch immer in dem verwünschten Fuchspelze stak, das war unser armer Schulmeister. Da begab es sich, daß die wittenburger Herren ein großes Treibjagen veranstalteten und auch in die Gegend des

Fuchsberges kamen. Unser Füchslein genoß just auf einem Spaziergange die schöne Morgenluft, schaute sich auch dann und wann angelegentlichst nach einem Häschen um. Plötzlich stürmte seine ganze liebe Schuljugend von ehemals mit wildem Geschrei und Knitteln in den Fäusten daher und drohete ihm, ihn entweder in das Feuer der Jäger zu treiben, oder ihm eigenhändig das bischen Fuchsleben auszublasen. So leid ihm auch dieses war, so graute ihm doch vor dem Tode, und der Gedanke schon, einst mit dem Pelze der Frau Amtmännin als Fußsack dienen zu müssen, deuchte ihm schrecklich. Mit niederhängender Ruthe strich er seinem Baue zu, und wo er einen Jäger witterte, da umging er ihn, und wo er durch eine Ackerfurche kam, da duckte er sich.

Einige Schüsse waren bereits auf seinem Pelze machtlos abgeprallt, denn der Zauber machte ihn gegen jede bleierne Kugel schußfest, da krachte noch einmal ein Schuß. Victoria! jubelte der glückliche Schütze und eilte in vollen Sprüngen auf die erlegte Beute zu. Verblüfft und erschrocken stand er da; denn statt des todten Fuchses lag vor ihm ein — lebendiger Schulmeister. Die Kugel hatte das Sackband, die einzige verletzbare Stelle am ganzen Fuchse, getroffen und zerrissen.

Zum Andenken an diese Geschichte errichteten die Dobower nun just kein Denkmal, was unfehlbar geschehen wäre, wenn sie sich in unsern Tagen zugetragen hätte, aber sie gaben doch deßhalb jenem Berge den Namen Fuchsberg, und so heißt er noch heutigen Tages.

Der Burgwall bei Grabowhöfe, unweit Waren.

(Von A. C. F. Krohn.)

Zwischen Grabowhöfe und Sommersdorf liegt ein alter Burgwall. Derselbe war vor mehreren Jahren wenigstens noch ziemlich erhalten*), rund umher mit einem Graben versehen und mit alten, mächtigen Bäumen bestanden.

Hier wählten besonders gern die Hirtenknaben, wenn sie zusammenkommen konnten, ihren Spielplatz, und suchten hier auch, wenn ihr Vieh in der Nähe weidete, gewöhnlich Schutz gegen die heißen Strahlen der Juli- und Augustsonne. So hatte sich einst ein Knabe in dem Schatten einer mächtigen Buche gelagert, die ihre gewaltigen Aeste weit über den Burggraben hinweg ausbreitete. Die Sonne schien heiß; ringsum war Alles still; denn auch das Vieh hatte die schattigen Bäume aufgesucht und sich dort still wiederkäuend niedergestreckt. So nickte denn der Knabe auch bald selbst zum süßen Mittagsschläfchen ein, sintemal er vor seinem gestrengen Vater sicher war, weil der nicht weniger ein Schlummerstündchen zu Mittag liebte.

Als er eben eingeschlafen war, krabbelte neben ihm ein Männlein aus der Erde, groß wie eines Mannes Daum, alt wie ein Greis und gar wunderlich gekleidet, wie man wol die Leute auf alten Bildern abgezeichnet fand.

Dem Knaben kam fast ein Grauen vor dem Kleinen an; doch weil dieser so gar freundlich that, faßte er sich ein Herz

*) Nach Meinung der Leute haben die von Zeppelin ein Lehnrecht an den Wall, so daß ihnen derselbe nach dem Tode des jetzigen Besitzers zufällt, weshalb er nicht abgetragen werden darf.

und folgte ihm endlich auf sein beständig Winken. Zuerst ging's in den Burggraben hinein, dann durch ein Gebüsch, das das Männchen auseinander bog, zu einer verborgenen Thür, und durch diese in das Innere des Walles. Dort aber sah's ganz wunderlich aus. Der Wall war durch und durch hohl, voller Gänge und Gewölbe. Aber drinnen lagen keine Schätze, wie der Knabe wähnte, dem nun manche Geschichten wieder klar vor die Seele traten. Nur alte Panzer, Schwerter und dergleichen erblickte er, der seinem stummen Führer stumm folgte. Endlich kamen sie in ein Gemach, wie eine Küche. Da sah's aber wunderlich aus, von oben her waren die Wurzeln einer mächtigen Buche, derselben unter der er geschlafen, durchgewachsen, die unten ein buntes Gewirr bildeten. In dem Knäuel der Wurzeln aber standen eine Menge kupferner Kessel, einer immer kleiner als der andere und dabei wie Schachteln ineinandergesetzt. Das schien dem Knaben gar zu merkwürdig, zumal die Kessel wie Gold glänzten, und er wollte seinen weiter eilenden Führer fragen, was das zu bedeuten habe; aber beim ersten Wort, das er sprach, war der Unterirdische verschwunden, er selbst mit einem gewaltigen Ruck an die Oberwelt gesetzt, und — der Traum war zu Ende.

Dem Knaben dünkte es noch Wirklichkeit, aber der Umstand, daß seine Kühe schon eines Nachbars Kleestück einen Besuch abstatteten, belehrte ihn eines Bessern. Er sprang schnell auf und eilte von dem unheimlichen Orte weg.

Als er daheim seinen Traum erzählte, wurde er zwar tüchtig ausgelacht, aber dem Alten, seinem Vater, ging das Ding doch durch den Kopf. Er machte sich darum einmal Abends bei Mondschein nach dem bezeichneten Orte auf, und kam richtig mit Hacke und Spaten einer Anzahl Kesseln, die ineinander standen, auf die Spur. Ob aber dem Knaben später-

hin noch einmal etwas der Art geträumt hat und ob man dadurch vielleicht noch zu einem ordentlichen Schatze gekommen ist, davon ist nichts laut geworden. Der glückliche Träumer hat sich noch oft wieder an dieser Stelle zum Schlafen gelegt und sich vorgenommen, künftig den Mund zu halten, bis der Kleine ihn zum Schatze würde geführt haben. Aber der Kleine kam nicht wieder.

Wovon Drevesskirchen bei Wismar seinen Namen erhalten hat.

Das Dorf Dreveskirchen bei Wismar führte in alten Zeiten den Namen Odeskirchen. Ueber den Wechsel seines Namens erzählt uns die Sage Folgendes:

Ein wismarscher Kaufmann Namens Dreves kehrte einst aus fernem Welttheile mit einer reichen Schiffsladung heim. Glücklich und ohne Unfall war er bis in die Ostsee gelangt, und schon sah er aus weiter Ferne die höchsten Spitzen des heimathlichen Strandes winken. Freudig hob sich sein Herz bei dem Gedanken, nun bald wieder seine Lieben daheim in die Arme schließen zu können, als sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhob und das Schiff gleich einem Federballe hin- und herschleuderte, so daß alle darauf Befindlichen mit Zittern und Zagen jeden Augenblick ihren Untergang erwarteten.

In der höchsten Noth flehete Alles zu Gott um Rettung. Und der Herr erhörte der Armen Nothgeschrei.

Bald legte sich der Sturm, die dunkle Nacht verschwand, und das geübte Auge des spähenden Steuermanns erblickte in neblichter Ferne den Thurm des nahe am Strande liegenden

Gotteshauses von Dedeskirchen. Der kundige Mann wußte nun wo er sich befand, und mit sicherer Hand lenkte er das Schiff in den wismarschen Hafen.

Das Erste, was der fromme Kaufmann nach seiner glücklichen Landung that, war, daß er mit seiner Familie nach Dedeskirchen in das Gotteshaus eilte, um hier dem Herrn der Heerschaaren sein Dankopfer darzubringen.

Außer reichen Geschenken an die Kirche, ließ er auch noch ihren Thurm befestigen und um ein Bedeutendes erhöhen, damit er von nun an bis in ferne Zeiten den irrenden Schiffern ein noch sichtbareres Merkzeichen werde, als er ihnen bis dahin schon gewesen war.

Den Namen der Kirche und des dazugehörenden Dorfes veränderte man hiernach, auf Wunsch der dem Erbauer des erhöhten Thurmes so sehr dankbaren Ostseeschiffer — denen derselbe auch noch heute als sicherer Wegweiser zum wismarschen Hafen dient — und nannte beide fortan Dreveskirchen.

„Man soll seine Träume nicht eher erzählen, bis ihre Zeit abgelaufen ist."

Volkssagen aus dem Stargardschen.

(Von **Friedr. Latendorf** aus Neu-Strelitz.)

Es ist nicht gut, daß man erzählt, was Einem begegnet ist*); man soll noch weniger seine Träume erzählen, ehe ihre Zeit ist abgelaufen.

---

*) Siehe S. 84 zweiten Bandes

So träumte Jemand in — mein Gewährsmann schwankte zwischen Friedland und Woldegk — ein Schnackenkopf*) werde ihn auf seinem Wege zur Kirche stechen. Wohlbehalten kommt er aus der Kirche, und steckt nun triumphirend seine Hand mit den Worten hinein: „Süh, Du häst mie jo doch nich stäken“ **). Gleich darauf zieht er erblassend seine Hand zurück und stirbt, „von einem giftigen Ding gebissen“.

Ein Ackersmann hatte sich in der Mittagsstunde bei dem Säen seines Buchweizens zum Schlafe niedergelegt und glaubte im Traume die Worte zu hören: „Du seigst den Bokweiten woll, äver Du meigst em nich.“ ***) Lachend erzählt er den Traum den Seinigen; wie aber die Zeit der Ernte gekommen war und er nach der Sense faßt, stürzt er auf der Stelle todt darnieder.

Weiser handelte ein Anderer, dem ganz dasselbe bei dem Säen seines Roggens geträumt hatte: „Du seigst dat Kuhrn woll, äver Du meigst nich.“ †). Er schwieg gegen Jedermann, und als er das letzte Schwad des reifen Roggens abgemäht hatte, erscholl eine Stimme aus den Lüften:

„Oh wo glücklich is de Mann,
De sin'n Drom verschwiegen kann.“ ††)

Zu seinem Unglück erfuhr diese Wahrheit ein Dritter, dem geträumt hatte, er werde an dem und dem Tage ertrinken. Er theilt seinen Freunden und Verwandten den Traum mit, hält sich natürlich an dem bestimmten Tage zu Hause, um vor jeder

*) Todtendenkmal in Gestalt eines Schlangenkopfes.
**) „Sieh', Du hast mich ja doch nicht gestochen.“
***) „Du säest den Buchweizen wol, aber Du mähst ihn nicht.“
†) „Du säest das Korn wol, aber Du mähst es nicht.“
††) „O wie glücklich ist der Mann,
Der seinen Traum verschweigen kann.“

Wassersgefahr gesichert zu sein. Wie er aber am Abend zufällig auf seinen Hof hinaustritt, fällt ihm eine Flüssigkeit in den Mund, die seinen Tod herbeiführt.

Der Plönswerder bei Dassow und der Gedenkstein bei Korin, unweit Grevismühlen.

Im dassower Binnensee liegt nicht weit vom Lande ab eine Insel, Plönswerder genannt. Auf derselben stand vor alten Zeiten eine feste Burg, in der eine Räuberbande ihr Wesen trieb.

Nahe der von Wismar nach Lübeck führenden Landstraße, bot sich den plönswerderschen Räubern die schönste Gelegenheit zum einträglichen Betriebe ihres schändlichen Gewerbes, und bald machten sie es so arg, daß mancher der vorüberziehenden Kaufleute einen weiten Umweg mit seinen güterbeladenen Fuhrwerken machte, um nicht in die Hände dieser Wegelagerer zu fallen und von ihnen ausgeplündert zu werden.

Auf eine seltsame Weise wurde endlich, nach vergeblichen Versuchen von Seiten Mecklenburgs und Lübecks, dem Treiben der berüchtigten Bande ein Ende gemacht und ihr Raubnest zerstört; und dies trug sich so zu:

Bei einem großen und reichen lübecker Weinhändler diente einst ein junger Mensch aus dem eine Meile von Lübeck entfernten lübischen Fischerdorfe Schlutup gebürtig, ein recht geriebener, schlauer Bursche, dem es unendlich verdroß, daß sein guter Herr schon so oft durch die plönswerderschen Banditen

beraubt worden war. Er sann deshalb eifrig darüber nach, wie es wol am besten anzufangen sei, dem schändlichen Treiben der berüchtigten Bande für immer ein Ende zu machen. Als er das Rechte hierzu gefunden zu haben glaubte, beredete er sich zuerst heimlich mit seinen schlutuper Landsleuten, dann trat er vor seinen Herrn und erbat sich von ihm ein Fuhrwerk, mit vier Schimmeln bespannt und beladen mit einer großen Anzahl Flaschen Wein von der besten Sorte, was ihm auch Alles bewilligt wurde.

Nachdem der Diener Schlafpulver zwischen den Wein gemacht, fuhr er damit von Lübeck ab, die wismarsche Landstraße nach Dassow hinunter, und zwar so, daß er erst in der Dunkelheit beim Plönswerder vorbeikommen mußte.

Kaum in die Nähe des Plönswerders gelangt, brachen auch schon von allen Seiten die Räuber hervor und drangen auf des Weinhändlers Diener ein. Dieser sprang sogleich von seinen Pferden herunter, näherte sich mit unerschrockener, freundlicher Miene den Wegelagerern und redete also zu ihnen: „Liebe Leute, nehmt nur mein Fuhrwerk und die schöne Ladung Wein ruhig mit Euch hinüber nach dem Plönswerder, es gehört Alles meinem Herrn, einem reichen lübecker Kaufmann, der mich immer gar schlecht behandelte, wofür ich ihm nun entlaufen und mich Euch anschließen will."

Die Räuber glaubten dies Alles und gingen blindlings in die ihnen gelegte Falle.

Als nun Alles glücklich hinüber nach der Insel auf die Burg geschafft worden war, machten sich die Räuber sogleich über die vollen Flaschen her und schlürften mit Gier ihren schönen Inhalt. Aber nicht lange dauerte es, so lag auch schon die ganze Schaar im tiefsten Schlafe da; nur einer nicht, der das ganze

Gebahren des Dieners von vornherein mit mißtrauischen Augen beobachtet hatte.

Jetzt gab dieser seinen verbündeten Landsleuten, den schlutuper Fischern, die währenddeß auf ihren Böten nach der Insel gekommen waren und sich hier so lange verborgen gehalten hatten, das verabredete Zeichen, und sogleich drangen sie von allen Seiten in die Raubburg ein.

Alles wurde nun mit Leichtigkeit niedergemetzelt, die Burg in Brand gesteckt und zerstört. Nur der nüchtern gebliebene eine Räuber floh eiligst von dannen, sprang in ein Boot und eilte aus dem Binnensee in die Stepnitz. Von den Fischern aber bestiegen auch sogleich mehrere ein anderes Boot und setzten dem Fliehenden nach.

Bei dem Dorfe Roxin holten sie ihn endlich ein und knüpften ihn sofort an dem nächsten Baum auf.

Zum Andenken hieran wurde daselbst ein Stein gesetzt und auf demselben die Worte eingehauen: „Oh Fischer kehre zurücke!"

Beregter Gedenkstein steht noch heute auf seiner alten Stelle bei Roxin, die Inschrift ist aber im Laufe der vielen Jahre schon ganz verwittert und unleserlich geworden.

Zum Lohne ihrer kühnen That haben die schlutuper Fischer die Gerechtsame erhalten, in dem dassower Binnensee und in der Stepnitz bis zu der Stelle beim Dorfe Roxin zu fischen, wo der entflohene Räuber von ihnen eingeholt und aufgeknüpft worden ist. Der Plönswerder aber ist seit der Zeit Eigenthum des lübeckschen Senats geworden und wird noch alle Jahre das darauf wachsende Gras laut alter Gerechtsame von den Schlutupern abgemähet, wofür ihnen der Freistaat Lübeck ein Fest in Dassow geben muß.

Dies Fest findet alljährlich am Sonntag nach Pfingsten

statt, wozu sich so zu sagen immer das ganze Dorf Schlutup versammelt. Die Männer kommen alsdann zu Wasser auf ihren mit Blumen und Fahnen geschmückten Böten, die Frauen aber auf ebenso geschmückten Wagen nach Dassow.

Mit Musik empfangen ziehen sie in feierlichstem Aufzuge in Dassow ein*). Vor dem Hause, wo das Fest begangen, wo geschmaust und getanzt werden soll, findet zuerst ein Scheinkampf statt, zur Erinnerung an jene kühne That ihrer Väter. Es wird nämlich ein Kreis gebildet und zwei der kräftigsten schlutuper Burschen treten in denselben mit Fahnen bewaffnet, die sie so lange schwenken, bis einer ermüdet ist, womit denn der Kampf sein friedliches Ende erreicht hat. Dann geht Alles in den Fest- und Tanzsaal und giebt sich bis zum frühen Morgen der ausgelassensten Freude hin.

Auf der Rückfahrt mähen die Schlutuper nun das Gras auf der Plönswerderinsel ab, was aber jedesmal, gleich wie sie die Burg in einer Nacht genommen, in einer Nacht geschehen und noch vor Tagesanbruch fortgeschafft werden muß, da sie sonst ein Faß Bier büßen müssen, und bringen es dem Senate in Lübeck, wogegen ihnen dann die verlegten Kosten für das im Flecken Dassow gefeierte Erinnerungsfest zurückerstattet werden.

Geschichtlicher Aufzeichnung zufolge gehörte früher der Plönswerder nebst der darauf liegenden Burg Dassow dem Grafen von Holstein, der sie zuletzt durch seinen Hauptmann Schele von Nunnendorf verwalten ließ. Da dieser aber das

*) Die Dassower pflegen diesen feierlichen Einzug der Schlutuper mit der spöttischen Redensart: „Dei Bullen kamen!“ — „die Bollen kommen!“ zu bezeichnen. — Bolle ist nämlich der Spitzname für die Einwohner von Schlutup.

Gewerbe des Wegelagerers zu arg betrieb, so vereinigten sich im Jahre 1261 Mecklenburg und Lübeck und eroberten, hauptsächlich nur durch die Hülfe und List der schlutuper Fischer, die stark befestigte Raubburg, worauf sie zerstört, Schele von Nunnendorf aber aufgehängt wurde. Für ihre hierbei geleistete Hülfe 2c. wurden den Schlutupern die bereits mitgetheilten Gerechtsame verliehen.

Die alte Burg Liepen bei Malchin.

(Von Franz Gesellius.)

Noch jetzt liegt das sogenannte Herrenhaus von Liepen bei Malchin auf einer rings mit Wall und tiefen Gräben umgebenen Anhöhe. Man kann zum Hause nur über ein Paar Zugbrücken gelangen, denn, wenn man auch die Gräben durchwatet, so würde doch die ringsherum, schon in Trümmer zerfallene alte Mauer, bewachsen mit unburchbringlichem Gestrüppe, dem kühnen Eindringling unüberwindliche Hindernisse darbieten.

Auf dieser Anhöhe nun hat im Mittelalter eine der von hahn'schen Familie gehörige Burg gestanden, die mit der Burg Basedow durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stand.

Von diesen Burgen aus trieben die Edlen von Hahn das einträgliche Handwerk der Wegelagerei. Sie lauerten mit ihren Knappen den Bürgern von Malchin, Stavenhagen, Waren 2c. auf, die mit ihren Waaren von den Messen und Jahrmärkten kamen.

Häufig wurde nun Burg Liepen, namentlich von den Malchinern, belagert, doch immer vergebens, da die Belagerten stets Zufuhr an Lebensmitteln und Kämpen durch den unterirdischen Gang von Basedow bekamen. Doch endlich glückte es den schlauen Malchinern durch List die Burg zu erobern, sie steckten sie in Brand, hingen etliche Knappen, die sich beim Fliehen durch den Gang verspätet hatten, auf und zogen mit Beute beladen jubelnd nach Hause.

Die Burg wurde nie wieder aufgebaut, sondern später auf dem Platze das sogenannte Herrenhaus, die jetzige Pächterwohnung errichtet.

Noch jetzt findet man beim Graben und beim Reinigen der Wallgräben häufig alte Waffen, Sturmhauben rc., alle diese Sachen erinnern noch an die einst so stolze Burg. Auch Nachts zwischen 12 und 1 Uhr ist es da nicht recht geheuer, es spuken dann die in den alten Burgverließen verhungerten Gefangenen herum.

Der spukende Gutsbesitzer von Reddersdorf bei Sülz.

Ein früherer Besitzer des jetzigen von der lühe'schen Gutes Reddersdorf bei Sülz, der kein guter Christ, sondern ein harter, jähzorniger Mann war, von dem seine Gutsunterthanen gar viel und Mancherlei zu leiden hatten, fand, als er gestorben war, keine Ruhe im Grabe und muß noch heute und diesen Tag

umherwandeln. Bald treibt sich sein rastloser Geist in seinem früheren Wohnhause, bald auf der redderstorfer Gutsfeldmark umher, gewöhnlich in der Nacht, mitunter aber auch am hellen Mittag; und viele Leute wissen davon zu erzählen, wie sie durch ihn entweder in sichtbarer, oder auch in unsichtbarer Gestalt schon erschreckt und geängstiget worden sind. Hiervon ein Beispiel, das einst einem alten sülzer Schuster passirt ist, wie er es selbst oft erzählt hat:

Eines trüben Novembertags von einem sülzer Gastwirth mit einer Missive nach den benachbarten Gütern ꝛc. geschickt, um zu einem Balle einzuladen, war es bereits stockfinster geworden, als der Schuster seine ihm vorgeschriebene Runde beendet hatte. Bis auf die Haut durchnäßt, wollte er schnell nach Hause eilen, als er mit einem Male zu seinem Schreck bemerkte, daß er vom Wege abgekommen und total verirrt sei. Was sollte er nun wol anders anfangen, als auf gut Glück weiter marschiren? Und das that er denn auch in mißmuthigster Stimmung.

So fortwandernd sah unser Schuster plötzlich eine baumlange Gestalt im weiten dunkeln Mantel, den Hut so tief in's Gesicht gedrückt, daß kaum der Mund zu sehen war, mit einer Laterne in der linken Hand rüstig an seiner Seite schreiten. Dem armen Schuster wurde ganz unheimlich hierbei zu Sinn; doch ging er ruhig weiter, fortwährend von der ungebetenen stummen Gesellschaft begleitet. Zuletzt wurde ihm dies aber über und er fragte daher die unheimliche Gestalt in barschem Tone: ihm doch endlich zu sagen, warum er ihn begleite, oder sich sonst zum Teufel zu scheeren.

Hierdurch hatte es aber der Schuster mit dem Unheimlichen verdorben; denn nun hüpfte er bald vor ihm, bald auf

der einen, bald auf der anderen Seite, so daß er nicht vor- noch seitwärts, sondern blos nur rückwärts konnte.

Dies Spielwerk dauerte eine ganze Zeit, wol eine volle Stunde; oftmals strauchelte der Geängstigte hierbei und stürzte dann der ganzen Länge nach rücklings in den tiefen Schmutz. Da fiel ihm endlich zu seinem Glücke eine noch von seiner alten seeligen Großmutter gelernte Beschwörungsformel ein. Diese betete er in seiner großen Noth und Angst laut vor sich hin und augenblicklich war der Spuk verschwunden.

Jetzt sah er auch ein Licht in der Ferne glänzen, worauf er flugs losschritt. Bald erkannte er, daß es ihm aus Sülz entgegenblinke und daß er sich auf dem redderstorfer Felde befunden, wo er sich ohne Zweifel mit dem dort spukenden früheren Besitzer umhergetummelt hatte.

Gerade schlug es zwölf Uhr, als der Schuster endlich des Nachts wieder glücklich in seiner Wohnung zu Sülz angelangt war.

Die spukende Rathskutsche von Parchim.

(Von Rud. Samm.)

Die Mitternacht nahet, es blinket so hell
Der Mond an dem nächtlichen Himmel;
Da regt sich im Buchholz an bergiger Stell'
Auf einmal ein seltsam Gewimmel.
Die Stille durchdringet ein schallender Ton,
Und dort, wo noch eben das Leben entflohn,
Beginnet ein sonderbar Treiben.

Und lauschend vernimmt man der Peitsche Geknall,
Daneben auch Wagengerassel,
Und jetzt in der Nähe mit tönendem Schall
Ganz deutlich der Pferde Geprassel.
Wer jagt dort so spät durch die Buchen entlang,
Wo sonst doch kein Wagen mit Pferden durchdrang,
So eilig durch Dick und durch Dünne?

So fragt sich der Wand'rer mit ängstlicher Mien',
Der just noch nach Parchim will gehen,
Da sieht er als Antwort durch's waldige Grün —
Und gleichsam gebannt bleibt er stehen —
Da schauet sein Auge den spukenden Zug,
Es eilen vorüber in sausendem Flug,
Die Pferde, der Fuhrmann, die Kutsche.

Er siehet ganz deutlich da vorn auf dem Bock
Beim Mondschein den Fahrenden sitzen.
Er kennet den blauen, den blitzenden Rock
So gut wie den Hut mit drei Spitzen.
Er kennet des Fuhrmanns betreßte Livree,
Er kennet auch ihn mit dem Antlitz wie Schnee,
Es ist der verstorb'ne Rathskutscher.

Die alte Kalesche, sonst schwerer wie Blei,
Rollt heut, wie vom Winde getragen,
Jetzt eben dem Ende des Waldes vorbei
In rasendem, brausendem Jagen.
Jetzt bieget sie ein in die breite Allee
Und eilet im Hui noch schneller, wie je
Die schnellste der Locomotiven.

Im Augenblick ist sie schon nahe dem Thor*) —
Potz Tausend, das nenn ich ein Fahren! —
Es stellt sich erschrocken der Zöllner davor,
Erkennend des Spukes Gebahren.
Er will ihm nur öffnen das eiserne Schloß,
Da haben die Pferde die schwere Karoß
Hinweg über's Thor schon getragen.

So geht's durch die Straßen wie Sturmesgebraus
Zum Markt mit dem polternden Wagen;
Dort hört nun auf einmal der nächtliche Graus
Ganz auf mit dem rasenden Jagen;
Denn plötzlich tönt hoch von dem Thurme herab
Ein dröhnendes Eins — ein gähnendes Grab
Verschlingt die gespenstische Kutsche.

Der gottlose Fischer von Waren.

In Waren lebte einst ein Fischer, ein recht schlechter, gottvergessener Kerl. Aus Habsucht hatte er sich eine bucklige, schwächliche Person zum Weibe genommen, weil sie ein hübsches Vermögen besaß. Gerne wäre er sie nun gleich wieder los gewesen, um sich ungehindert ihres Geldes erfreuen zu können,

*) Das alte, jetzt abgebrochene Kreuzthor in Parchim, dasselbe, an dem sich die bildliche Darstellung des vom Blitze erschlagenen eidbrüchigen Handwerksburschen befand — siehe Seite 29 bis 43 ersten Bandes, wo ich das Kreuzthor versehentlich Wocker Thor genannt —.

Der Herausg.

das sie ihm schon vor der Hochzeit hatte verschreiben lassen müssen; deshalb behandelte er das unglückliche Geschöpf auch fürchterlich schlecht und stieß und prügelte sie alle Tage, hoffend, der Tod werde ihn so desto früher von ihr befreien. Dabei sang sein Lästermund fast fortwährend, wo er ging und stand:

„Ein Kreuz, ein Leid, ein bucklig Weib
Hat mir der Herr gegeben.
Nimm's Kreuz von mir, nimm's Weib zu Dir,
Dann kann ich ruhig leben."

Als er eines Tages auf die Müritz hinaus zum Fischen fuhr, dort bei Sturm und hohem Wellenschlag wiederum sein Lieblingslied anstimmte und dabei weidlich auf Gott schimpfte, daß Er seinen Wunsch noch immer nicht erfüllen wolle, da ereilte den Spötter und Frevler endlich des Höchsten strafender Arm. Ein Wirbelwind erhob sich, warf den Kahn um und stürzte den Fischer tief hinab in die brausenden Fluthen, wo er sein schmähliches Ende fand.

Nicht also der Fischer sollte sich seines Weibes Tod, sondern umgekehrt, diese sollte sich des seinen freuen; denn sie lebte noch lange Jahre hiernach in Ruhe und Frieden, dessen sie sich an der Seite ihres rohen, gottlosen Gatten nie zu erfreuen gehabt hatte.

Der Plessenkirchhof zwischen Sternberg und Brüel.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Sternberg und Brüel gehörten vor Zeiten zwei Brüdern, den Herren von Plessen. Beide hatte unser Herrgott gleich reichlich mit irdischen Gütern bedacht. Auch an Kindern waren

sie gleich gesegnet; denn jeder hatte zwei Söhne, die schossen auf, wie junge Eichen. Nur waren die des Sternbergers jeder gegen zehn Jahre älter, als die des Brülers. Es waren glückliche Leute, die Herren von Plessen, und die Freunde und Nachbaren wollten behaupten, am Tage der General-Austheilung müsse unser Herrgott den Herren von Plessen stets einen gehäuften Scheffel an Glück zugemessen haben, wenn andere einen gestrichenen empfangen hätten. Nun, irren ist menschiich und daß sie sich irrten, erfuhren sie bald.

Es kam nämlich eines Tages unser Herrgott mit einer bittern Heimsuchung über den Brüler, so daß dieser meinte, mit seinem Glücke sei es aus und alle, und zwar auf immer. Sein Weib, die Mutter seiner beiden Söhne, fiel in eine schwere Krankheit; und ob er auch die Doctoren von weit und breit verschrieb, und ob er die Kranke auch noch so ängstlich hegte und pflegte, und ob er auch weinte und betete früh und spat — er mußte ihr die Augen zudrücken, und dann dauerte es noch einen Tag oder drei, da folgte er ihrem Sarge, und war kein Mensch, der ihn trösten konnte. Da sagten die Leute: „Er machts nimmer lange, der gute Herr. Er sieht so gar bleich aus, und die selige Frau holt ihn nach, denn sie hat ihn so lieb gehabt.“ Und die Dienerschaft sagte: „Der arme Herr muß vergehen mit der Leiche, denn seine Thränen haben ihr Antlitz genetzt.“

Und so kam es. Der Herr wurde bleicher und bleicher, und als im Sommer darauf das Gras geschnitten wurde, und der Roggen reifte, da sprach er: „Ich fühl's, mein Leib ist ein überreifer Aehrenhalm, ein welkendes Gras, und unser Herrgott wird mich schneiden und in die ewigen Scheuren sammeln.“ Er ließ den Bruder rufen, der mußte ihm heilig versprechen, daß er sich seiner Waisen väterlich annehmen wolle, dann verschied er. Und die Leute sagten: „Gott hab ihn selig, den braven Herrn!“

Als der Sternberger den Bruder zu Grabe geleitet und ihm das letzte Vaterunser nachgebetet hatte, nahm er die beiden Waisen bei der Hand und führte sie nach Sternberg auf sein Schloß. Dort wollte er sie mit den eignen Söhnen erziehen, so hatte er's dem Todten versprochen. Aber so ist's: „Versprechen und nicht halten steht bei Jungen und Alten," und die rostocker Jungen sagen: „Sie halten's nicht." Und wer sein Versprechen vergaß, war Herr von Plessen.

Er war nämlich einer von denen, die am ersten Januar wenig beten, aber viel rechnen und am 31. December nur rechnen und gar nicht beten. Darum betete er nimmer für seine Neffen, obgleich er doch dazu schuldig und verbunden war. Wol aber rief ihr Anblick allerlei Rechenexempel in ihm hervor, die weit über die Brüche hinausgingen. Davon lautete das eine etwa so: „Vier Erben sollen sich in zwei Städte theilen, macht auf jeden eine Stadt, und zwei erhalten nichts. Die zwei sind meine Neffen." Das Facit war heraus, aber er war sich nicht klar über die Auflösung, das heißt, wie er das Erbe der Waisen mit einem Schein des Rechten an sich bringen und doch bei keiner Seele einen Verdacht erregen wolle. Und er rechnete weiter. Aber dann wurde es ihm blutig vor den Augen, und in der Nacht darauf träumte ihm von Mord und Todtschlag und von seinem seligen Bruder. Mit der Zeit jedoch verlor sich das, und die allerkühnsten Auflösungen machten ihm keine Molesten mehr, und da dauerte es nicht gar lange, da hatte er Alles herausdividirt, was und wie er's wollte.

Nicht weit von Sternberg war ein dichter, wilder Forst. Herr von Plessen ließ in demselben eine Umzäunung herstellen, etwa wie sie unsere Imker*) um die Bienengärten haben, nur

*) Imker, Bienenzüchter.

höher und stärker. Dahinein aber wurden keine Bienen gethan, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein paar grimmige Bären.

Seit einigen Tagen war der Onkel gegen seine Neffen die lautere Freundlichkeit selbst gewesen, und eines schönen Morgens lud er sie gar mit seinen beiden Söhnen zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange ein. Er und die Söhne bestiegen die wildesten schnellsten Pferde, und die Kleinen, noch zu jung zum Reiten, sprangen munter nebenher. Sie näherten sich der Umzäunung — und die gefangenen Bären waren wüthend vor Hunger. Da legten die Söhne des Sternbergers die Hände an die Umzäunung, ein Ruck, und ein Theil derselben stürzte zusammen. Grimmig stürzten die Unthiere aus ihrem Gefängnisse und warfen sich wüthend auf die Kleinen, während die Mörder auf ihren wilden Rossen davonjagten. Das war die Auflösung des Rechenexempels, das dem Sternberger lange den Kopf zerbrochen und das Gewissen gepeinigt hatte. Und dennoch war sie falsch die Auflösung.

Noch hatte das Pferd des Alten keine zehn Sprünge zurückgelegt, da bäumte und wandte es sich, und es wollte diesen bedünken, als würde es von unsichtbarer Hand gewaltsam herumgerissen. Dabei fiel sein Blick auf die Kleinen. Diese lagen und hielten sich fest umschlungen, und vor ihnen stand ein steinalter Greis, der hielt mit der Rechten den Bären seinen weiten Mantel entgegen, und diese wütheten und tobten wider denselben und konnten ihn so wenig durchbrechen, wie die Fliege eine Felswand. Und die Linke hielt er drohend gegen den gottvergessenen Oheim ausgestreckt, und er rief ihm Worte zu, die klangen ihm wie Donnergrollen und Sturmesbrausen in die Ohren, die klangen wie die schrecklichsten Flüche. Alles, was der Sternberger verstehen konnte, war, daß seine Söhne in

einer Stunde und auf derselben Stelle um's Leben kommen würden, wo er die unschuldigen Neffen habe morden wollen. Dann wandte das scheue Thier sich wieder herum und stürmte in wilder Flucht den beiden andern Reitern nach.

So kam er auf sein Schloß. Alle Knechte wurden aufs schleunigste bewaffnet, um die Knaben zu retten. Der Ritter selbst an der Spitze eilte dem Haufen voran. Aber die Knaben waren verschwunden, und es war nicht die geringste Spur von ihnen aufzufinden.

Herr von Plessen war untröstlich, der verlornen Kinder wegen, wie die Leute glaubten. Aber die Donnerworte des Greises waren's und der Mord, was ihn beunruhigte und ihm wie glühendes Eisen auf Herz und Gewissen lastete. Bei Tage trieb's ihn vom Schloß ins Feld und vom Felde ins Schloß, und in der Nacht durfte der Nachtwächter sich nimmer ein Schläfchen erlauben, er wäre vom gnädigen Herrn ertappt worden.

Das ging ein Jahr um das andere so fort. Aber „Alles hat seine Zeit", sagt der weise Salomo. Jedes Jahr goß einige kühlende Tropfen auf das Gewissensfeuer des Sternbergers, bis es endlich erloschen und ihm wieder wohl war. Auch die Söhne thaten ihr Möglichstes, den Vater zu beruhigen. Alles was er damals im Walde gesehen und gehört haben wolle, sei pure Einbildung, sagten sie ihm, und er glaubte es gern, weil er's so wünschte.

Es kam nach und nach die Zeit heran, da er jedem der Söhne einen Theil des väterlichen Gutes zuzutheilen gedachte. Er machte sich mit ihnen auf den Weg nach Brüel, denn das brannte ihm auf dem Herzen, und er wäre es gerne los gewesen, je eher, desto lieber. Gleich hinter Sternberg erhob sich ein Streit zwischen den Brüdern, der wurde ärger und ärger —

und sie näherten sich der alten Umzäunung mit jedem Schritte. Plötzlich flogen die Klingen aus den Scheiden, und ehe der Alte dazwischen treten konnte, sanken beide durchbohrt von den Pferden. Da durchzuckte den Alten ein Schmerz, daß das eingeschläferte Gewissen mit einem hellen Aufschrei emporfuhr. Aber von nun an entschlummerte es nicht wieder, sondern blieb wach, und das war des Ritters Glück.

Die Söhne wurden dort begraben, wo sie gefallen waren, nämlich etwa zehn Pferdelängen von den Trümmern jener heillosen Umzäunung. Drei junge Eichen, von des Vaters eigner Hand gepflanzt, bezeichneten die Gräber. Dorthin wanderte der kinderlose Vater tagtäglich, und war kein Unwetter, das ihn zurückhielt. Was er dort gethan? Wer weiß es! Aber wie er so ein Jahr um das andere zu den drei Eichen pilgerte, konnte man's merken, wie das harte Herz des stolzen Mannes weicher und milder wurde. Der Schmerz des Gewissens legte sich; aber nicht, weil es von neuem eingeschläfert wurde, sondern weil seine Wunden heilten. Denn der alte Herr hatte das rechte Heilpflaster gefunden — Reue und Glauben.

Eines Tages stand er wieder am Grabe seiner Söhne. Es war am Jahrestage ihres Todes, und sein Herz war bewegter denn je. Er gedachte der Söhne, aber mehr noch der gemordeten Neffen. Da trat ein Greis hervor mit zwei kräftigen, blühenden Jünglingen zur Seite. „Kennst Du diese?“ fragte freundlich der Greis. „Es sind Deine Neffen. Nimm sie zurück; Du hast gebüßt, und Gott ist barmherzig.“ Der Greis verschwand.

Und wie der alte Herr die Jünglinge anschaute, da wurde es ihm licht vor den Augen, und er erkannte die todtgeglaubten Neffen. Diese aber wunderten sich über den altgewordenen Oheim, denn sie glaubten aus einem langen schönen Traume

zu erwachen, den sie noch gern, wer weiß wie lange, geträumt hätten. Aber da sie ihre eignen Gestalten betrachteten, und der Oheim ihnen so gar Vieles erzählte, was sich in der Zeit ihres vermeintlichen Schlafes ereignet hatte, und sie Alles verändert fanden — da überzeugten sie sich, daß es pure Wirklichkeit gewesen war, was sie für einen Traum gehalten hatten.

Der Onkel nahm mit tausend Freuden die Neffen zu sich und hielt sie wie seine Kinder, und ehe er sein Haupt niederlegte, gab er dem einen Sternberg und dem andern Brüel.

Der Wald ist verschwunden, nicht aber der Plessenkirchhof, wie die Leute die Ruhestätte der beiden gefallenen von Plessen nennen, und der noch heute durch die drei Eichen bezeichnet wird, die einst die beiden Gräber schmückten.

Der brüler Plessen wurde später auf einer Wallfahrt nach Jerusalem von den Sarazenen gefangen. Die Seinen hielten ihn längst für verloren, da brachte ein Pilger, ein Brüler, Nachricht, daß er noch lebe und dort und dort in Gefangenschaft schmachte. Er wurde von den Verwandten um ein hohes Lösegeld freigekauft und sah glücklich sein Vaterland wieder. Aus Dankbarkeit gegen Gott erbauete er sieben Kirchen, die zu Brüel, Tempzin, Bibow, Jessenitz, Sülten, Jesendorf und Hohen-Viecheln.

Der Schatz in der papenhägener Kirchenruine bei Waren.

Auf dem Pfarracker von Rambow bei Waren liegen die Ruinen der sehr alten Kirche des längst untergegangenen Dorfes

Papenhagen, die mit Gebüsch umgeben und durchwachsen einen wirklich malerischen Anblick gewähren. Während sonst alle Mauern des alten, ganz aus Feldsteinen erbauten ehemaligen Gotteshauses mehr oder weniger in Trümmern liegen, stehen die beiden Giebelwände fast noch ganz erhalten da. Die Leute erzählen von ihnen, daß wenn man auch wolle, es unmöglich wäre, sie abzubrechen, da sie zu fest seien.

Unter dieser alten Kirchenruine, erzählt das Volk weiter, ist ein zinnerner Sarg vergraben, der einen ungeheuren Schatz enthält. Niemand in der Welt aber ist bisjetzt fähig gewesen, diesen Schatz zu heben, den ein unbezwingbarer Bann gefangen hält. Erst dann, wenn einer aus dem Geschlechte der Reichsfreiherren Maltzahn von Penzlin und Wartenberg, auf deren Gebiet die Ruine liegt, mit ganz kahlem Kopfe geboren ist, wird Sarg und Schatz von diesem mit Leichtigkeit gehoben werden, da er allein nur fähig hierzu und beides für ihn bestimmt ist.

Der Spuk zwischen Grabowhöfe und Sommersdorf bei Waren.

(Von A. C. F. Krohn.)

Zwischen Grabowhöfe und Sommersdorf soll es an der Scheide eine Zeitlang nicht recht richtig gewesen sein. Es war das aber ein sonderbarer Spuk, bald erschien er so, bald so, meistens warf er sich unsichtbar auf die Vorübergehenden und ließ sich eine ganze Strecke tragen, wobei er den Belasteten nicht wenig in Schrecken, Angst und Schweiß brachte. Dies geschah

zu allen Tageszeiten, oft am hellen Mittage. Zuweilen suchte er sich aus einer großen Gesellschaft Einen heraus und folterte diesen, obwol die Uebrigen nichts sahen noch hörten, als die Angst und das Keuchen des Gequälten.

Auf diese Weise wurde besonders einem Knaben zugesetzt, der oft des Weges mußte. Man hatte schon vielerlei Sympathie angewandt, auch einen klugen Mann dieserwegen zu Rathe gezogen, aber vergeblich. Zuletzt fand man doch ein Mittel, nämlich auch Sympathie; da war des Spukes Macht an dem Knaben vorbei.

Als dieser indeß einst wieder des Weges ging, ohne sonst belästigt zu werden, rief ihm der Spuk drohend nach: „Kumm man na de Twintiger, denn spräk wie uns.“ *)

Später hat der Knabe nie wieder etwas gemerkt, aber er nahm sichtlich ab und starb schon nach ein paar Jahren, wie er eben das zweite Jahrzehnt vollendet.

Einmal kam auch eine Gesellschaft Tagelöhner an den verrufenen Ort. Mit Entsetzen sehen sie alle mitten im Wege einen Todtenwagen und darauf einen offenen Sarg stehen. Alle weichen aus; nur einem sind die Augen gebunden, der geht darum auch, ohne daß er es weiß, vorne auf die Deichsel hinauf, über Wagen und Sarg weg, bis er hinten hinunterstolpert. Seiner Meinung nach ist es über einen Stein geschehen, obwol er selbst auch keinen sieht; doch seine Kameraden klären ihn über das Vorgefallene auf. Schaden hat er indeß nicht davon genommen.

Späterhin soll sich übrigens der ganze Spuk von selbst wieder verloren haben.

*) „Komme nur erst nach den Zwanzigern, dann sprechen wir uns.“

Die alte Burg Gorlosen bei Eldena.

Da, wo jetzt die gorlosener Schmiede steht, erhob sich früher die feste und mächtige Burg Gorlosen. Außer gewaltigen, starken Mauern und Wällen, war sie rundum auch noch von Wasser umgeben, auf der einen Seite von der alten Elde, auf den andern drei Seiten aber von tiefen und breiten Wallgräben. Nur eine einzige Brücke verband diese also gebildete Insel mit dem festen Lande, die aufgezogen wurde, sobald sich Gefahr zeigte. Auch führten zwei verborgene unterirdische Gänge von der Burg in's Freie, der eine unter die Elde hindurch nach ihrem jenseitigen Ufer, der andere aber nach dem nahen, zur Burg gehörenden Weinberge — eine noch heute unter diesem Namen bekannte beträchtliche Anhöhe zwischen Gorlosen und Bök.

Der letzte adlige Besitzer der Burg Gorlosen war, wie die meisten seiner Vorbesitzer, ein Raubritter und Wegelagerer erster Klasse, der im Vereine mit den ihm eng befreundeten und verbündeten Raubrittern von Eldenburg und Stavenow die ganze Gegend weit und breit unsicher machte, und sie oft in Gemeinschaft mit diesen sengend und raubend durchzog. Auch hatte er, damit ihm nichts entgehe, unter der nahe seiner Burg gelegenen Eldebrücke, über welche die Landstraße führte und auch noch heute führt, einen Drath, der mit einer in seinem Schlafgemache befindlichen Glocke in Verbindung stand, so angebracht, daß bei der leisesten Berührung der Brücke die Klingel ertönte und sie also Niemand unbemerkt passiren konnte.

Einst hatte auch der Raubritter von Gorlosen mit Hülfe seiner beiden saubern Kumpane den lübeckschen Bischof gefangen

Druck von Leopold Schnauß in Leipzig.

genommen und hielt ihn längere Zeit über in harter Haft bei Wasser und Brod, ohne daß des Bischofs Freunde ihn befreien konnten. Da nahm sich endlich der gorlosener Fischer des armen Gefangenen an. Während der Nacht bei seiner Beschäftigung mit Fischen und Schilfschneiden nahte er sich dem hart an der Elde liegenden Burgverließ, befreite den Bischof, verbarg ihn unter Schilf in seinem Kahn und fuhr auf der Elde nieder, nach dem preußischen Dorfe Krienitz zu.

Der wachsame Burgherr aber bemerkte bald die Flucht und setzte den Beiden nach. Der Anhöhe gegenüber in den gorlosener Wiesen, nicht fern von Krienitz, die noch heute „de Bischofsuhrt"*) heißt, wurde der Bischof wieder ergriffen. Der wüthende Ritter ließ ihn nun auf die Anhöhe bringen, ihn völlig entkleiden, an Händen und Füßen binden und den ganzen Leib mit Honig einschmieren. In solchem Zustande blieb der Unglückliche den Qualen des Ungeziefers, des Hungers und Durstes ausgesetzt, bis der Tod seinen Martern ein Ende machte.

Als auch diese grausame That ruchbar wurde, da erfolgte endlich für diese und seine unzähligen andern räuberischen Gewaltthätigkeiten, besonders an reisenden lübecker Kaufleuten verübt, die Achterklärung**) des gorlosener Ritters.

Die Mecklenburger und Lübecker verbanden sich nun, rückten mit einer großen Heeresmacht von der strasener Seite

*) Der Bischofsort.

**) Acht hieß im alten deutschen Recht die landesherrliche Erklärung, wodurch derjenige über den sie ausgesprochen worden war aller bürgerlichen und staatlichen Rechte und Ehren, mithin jeglichen Schutzes der Gesetze, sowie aller seiner Habe und Güter verlustig, also für gänzlich vogelfrei erklärt wurde, so daß Jeder einen solchen ungestraft umzubringen das Recht hatte.

her gegen die Raubburg und belagerten sie. Dies geschah gerade zu einer Zeit, da sich des Ritters Weib in Kindesnöthen befand. Die verzweifelte Gegenwehr ihres Gatten verzögerte aber die Einnahme seiner Burg, so daß es ihm möglich wurde, sich mit Weib und Kind durch den unterirdischen Gang nach dem Weinberge hin zu retten und in ein fernes Land zu fliehen, wo er aber bald darnach in größter Armuth und Elend umgekommen ist.

Eine andere Erzählungsweise über das Ende des gorlosener Raubritters lautet also:

Als einst in der Neujahrszeit, wo gerade sein holdes Weib jeden Augenblick ihre Niederkunft mit banger Sorge erwartete, der Ritter wieder zu Raub und Plünderung ausziehen wollte, da flehete jene ihn wiederholt an, doch jetzt bei ihr zu bleiben, sie nicht zu verlassen in der nahen schweren Stunde, ihr ahne nichts Gutes. Hart und gefühllos aber stieß er zuletzt das ihn umklammernde arme Weib von sich, daß sie blutend zu Boden stürzte und stürmte dann hohnlachend davon.

In derselben Stunde da bald hiernach die unglückliche Burgfrau ein todtes Söhnlein gebar und ihren Geist dabei aufgab, fiel auch der Ritter, ihr schändlicher Gatte, im Kampfe beim Ueberfalle eines von Bewaffneten begleiteten, lübecker Kaufleuten gehörenden Waarenzuges, weshalb sein ruheloser Geist auch noch jetzt, namentlich in der Neujahrsnacht, spukend in Gorlosen umherzieht.

Die Schätze des Ritters sieht man ebenfalls mitunter noch in der Richtung des unterirdischen Ganges nach der Elde hin brennen, deren Hebung aber noch Keiner zu versuchen wagte, da sie vom Bösen selbst bewacht werden sollen.

Nach Aufzeichnung alter Geschichtsschreiber, namentlich des Latomus, sowie nach einem mir vorliegenden Auszuge über den Aufbau der Kirche zu Gorlosen, aus dem Kirchenbuche daselbst, ist vorgedachter Raubritter wahrscheinlich Marten oder Martin von Waldenfels gewesen, der letzte adlige Besitzer der Burg Gorlosen.

Derselbe hatte nämlich dem Könige Christian III. von Dänemark ums Jahr 1535, als er in Gefahr schwebte von den Lübeckern und dem mecklenburgischen Herzoge Albrecht VII.*) oder dem Schönen entthront zu werden, mit einer Anzahl Kriegsvolk Hülfe geleistet, wofür er eine bedeutende Entschädigungssumme forderte, die er aber trotz öfteren Erinnerns, sowol beim Könige, als auch bei dessen Rath, nicht erhalten konnte. Der Ritter wüthend hierüber, nahm deshalb am 26. August 1545, wo sich ihm gerade eine günstige Gelegenheit hierzu bot, des Königs von Dänemark Rath Balthasar von Rantzau, der zugleich auch Bischof von Lübeck war, gefangen und führte ihn auf seine Burg Gorlosen. Als der Bischof fünf Jahre später, 1550, in seiner Gefangenschaft gestorben war, wurde Ritter Martin von Waldenfels wegen dieser und vieler anderer Gewaltthätigkeiten in die Acht erklärt, seine Güter von Mecklenburg eingezogen und er von dannen gejagt, wonach er im Jahre 1560 in großer Armuth verstorben sein soll.

Nachdem die Burg hiernach noch bis zum Jahre 1607 gestanden und zuweilen von herzoglich-mecklenburgischen Wittwen bewohnt worden war, ließ sie der Herzog Carl von Meck-

*) Albrecht VII., Herzog von Mecklenburg-Güstrow, wurde am 25. Juli 1486 geboren, regierte vom 22. December 1534 und starb am 7. Januar 1547.

lenburg*) in genanntem Jahre niederreißen und die Steine zum Baue des Schlosses, jetzigen Amtshauses zu Grabow verwenden. Auch die auf der Burgstätte stehende gorlosener Schmiede ist aus ihren Steinen erbaut.

Von der alten Burg sind jetzt also nur noch wenige Spuren vorhanden und diese bestehen in Schutthaufen, in verschiedenen Resten der alten starken Fundamentmauern und einem Theile des ehemals die Burg umgebenden Wallgrabens.

Der redende Säugling.

(Von **Fried. Latendorf** aus Neu-Strelitz.)

Um Schlösser und Thürme fest zu bauen und gegen Sturm, Wetter und Kriegsgefahr zu schützen, herrschte vor Alters der grausame Brauch, Säuglinge in dem Fundament mit einzumauern, die man um schweres Geld ihren Müttern abgekauft.

So sollte auch einst eine solche Zwingburg im Stargardschen erbaut werden; ein Säugling ist schon erhandelt. Da reden die Maurer, die zu dem Bau bestimmt sind, ehe sie Hand an das grausame Werk legen, noch untereinander: „Wat is woll söter as Muttatitt?“ **)

Und aus dem Munde des Säuglings erschallt ihnen die Antwort: „Die Gnade Gottes!“

*) Carl I., Herzog von Mecklenburg-Güstrow, wurde am 28. September 1540 geboren, regierte vom 14. März 1603 und starb am 22. Juli 1610.

**) „Was ist wol süßer als Mutterbrust?“

Bestürzt legen die Arbeiter ihr Geräth fort und weigern sich weiter an dem ruchlosen Bau fortzufahren.

Die Burg blieb unvollendet.

Die goldene Wiege im Ruhnerberge.

(Von C. T.)

Unter den im Ruhnerberge verborgenen Schätzen befindet sich auch eine goldene Wiege, deren schon einmal in dieser Sammlung gelegentlich Erwähnung gethan. Nachstehendes mag einen Nachtrag bilden zu der von meinem Freunde dort mitgetheilten Sage: „Die verwünschte Prinzessin im Ruhnerberge.“ *)

In später Stunde hat sich einst ein Wanderer auf dem Wege von Marnitz nach Ruhn befunden. Dunkel wie die Nacht selbst ist auch der Zweck seiner nächtlichen Wanderung gewesen. Doch des Weges kundig, den er so oft am hellen Tage, vielleicht noch öfter zur Nachtzeit gegangen, hat er himmelweit nicht des Wortes gedacht: „Die Nacht ist Niemand's Freund!“

Der Wanderer ist in das Bereich des Ruhnerberges gekommen, und noch dazu ist's in der Geisterstunde der Johannisnacht gewesen. Da hat er fast nicht aus der Stelle können, so schwer sind ihm seine Füße geworden, und der kalte Schweiß hat ihm vor der Stirn gestanden. Einen Augenblick muß er gar stille stehen; denn es schwindelt ihm, so daß er nicht mehr

*) Siehe Seite 168 bis 172 ersten Bandes.

weiß, woher und wohin. Nachdenkend legt er seine Hand an die Stirn, aber in demselben Augenblick läßt er sie auch schon sinken und bedeckt damit seine Augen. Durch die Finsterniß der Nacht leuchtet plötzlich ein Licht, so hell und blendend, daß man es fast nicht ertragen mag. Wie der Blitz ist es erschienen, aber nicht so schnell verlöscht es.

Der an allen Gliedern zitternde Wanderer erholt sich nach und nach von seinem Schreck; seine Augen gewöhnen sich mehr und mehr an das blendendhelle Licht; und als er sie nun vollständig öffnet und zur Rechten sieht, da weiß er denn auch, woher dasselbe kommt

Er sieht die goldene Wiege, gefüllt bis über den Rand mit blinkenden Schätzen.

Lange steht er wie festgebannt an derselben Stelle, dann wagt er sich näher und näher und kann sich nicht satt sehen an der unbeschreiblichen Pracht. Das Verlangen nach den vor ihm liegenden Reichthümern ist bald mächtiger geworden, als seine Furcht und Todesangst, und endlich hat er gar in Vermessenheit seine Hand nach ihnen ausstrecken wollen.

Aber in demselben Augenblick ist's dem Wanderer gewesen, als fahre ihm eine Todtenhand über den Rücken, und in seiner Hand hat er Eiseskälte gefühlt. Der wunderhelle Glanz aber war erloschen; denn die Wiege war wieder hinabgesunken in die Tiefe des Berges.

Die Kirchenglocken zu Barsdorf bei Fürstenberg.

Auch die Glocken der barsdorfer Kirche bei Fürstenberg waren einst, wie so manche ihrer Schwestern in Mecklenburg,

verzaubert und ruheten in diesem Zustande auf dem Grunde des kleinen Sees, an welchem Barsdorf liegt. Alle Johannismittage verließ auch sie der Zauber auf eine Stunde, wo sie dann an das Ufer kamen, um sich zu sonnen.

Als einmal gerade zu dieser Zeit zwei kleine Mädchen am See ihr Puppenzeug wuschen und sich darauf nach einem passenden Gegenstand zum Trocknen desselben umsahen, da erblickten sie die beiden in ihrer Nähe sich sonnenden Glocken, die sie für ein Paar große Steine hielten und harmlos ihre kleine Wäsche darauf ausbreiteten.

Hierdurch waren nun die Glocken entzaubert worden; sie konnten nicht wieder in den See zurückkehren und blieben unbeweglich am Ufer stehen.

Bald wurden die Barsdorfer der schönen Glocken ansichtig, die sie nun nach ihrer Kirche brachten und dort aufhingen, wo sie sich auch noch heute befinden.

Der wiedergefundene Lehnbrief vom Freischulzengehöft zu Holldorf bei Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Dem Freischulzen zu Holldorf wird von der Regierung sein kaiserlicher Lehnbrief abverlangt, um sein Eigenthumsrecht an dem Schulzenhof nachzuweisen. Er kann ihn aber nicht finden. Vergebens sucht und forscht er überall darnach, er ist nicht herbeizuschaffen und die Sorge um den Lehnbrief und seinen Hof läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe.

Noch einmal wird ihm ein Termin gesetzt, an welchem er entweder den Lehnbrief vorzeigen, oder den Schulzenhof abtreten müsse. Es sind nur noch einige Wochen hin und der Schulze vergeht wie der Schatten.

Da träumt ihm eines Nachts, er soll nach Berlin reisen, dort von einer bestimmten Brücke in die Spree sehen und er werde seinen kaiserlichen Lehnbrief finden. Am nächsten Morgen erzählt er seiner Frau von dem Traume, aber die will nichts davon wissen, denn: „Drom iß Drog!"*) meint sie, und wie es denn nur menschenmöglich sein könne, daß er in der Spree zu Berlin seinen Lehnbrief finden wolle.

In nächster Nacht träumet ihm dasselbe; aber seine Frau weiß ihm wieder von dem Unzuverlässigen eines Traumes zu überzeugen.

In der dritten Nacht derselbe Traum. Nun läßt sich der Schulze nicht länger halten; seine Frau muß ihm die Kiepe spicken, er macht sich reisefertig und kommt auch glücklich in Berlin an.

Bald hat er die im Traum wahrgenommene Brücke gefunden und stiert nun von ihr in die unten fließende Spree. Aber was er nicht sieht, das ist sein kaiserlicher Lehnbrief. Er geht von einer Seite nach der andern, er sieht sich bald die Augen aus, aber seinen Lehnbrief sieht er nicht. Da kömmt endlich ein Herr auf ihn zu und fragt, was er denn eigentlich hier zu sehen habe.

Der Schulze erzählt ihm, daß ihm geträumt habe, er solle von dieser Brücke in die Spree sehen, da werde er ein Papier finden, durch welches er sein Glück mache.

Der Fremde ist verwundert darüber und erzählt ihm

*) „Traum ist Trug!"

gleichfalls, wie merkwürdig es doch sei, daß er auch mehrmals hintereinander geträumt habe, er solle nach einem Dorfe Namens Holldorf gehen, in dem Schulzengarten daselbst stehe ein alter hohler Baum, in dem werde er einen Schatz finden. Aber er wisse nicht, wo das Dorf liege, und so könne er den ihm zugedachten Schatz nicht heben.

Halt, dachte der Schulze, da findest Du gewiß Deinen Lehnbrief, und indem er dem fremden Herrn sagte, daß sie wol beide durch ihren Traum angeführt seien, machte er sich sobald als möglich auf den Rückweg, und zu Hause angekommen untersuchte er den alten hohlen Baum und siehe da! er fand seinen kaiserlichen Lehnbrief.

Als nun an dem festgesetzten Tage die Herren von der Regierung ankamen, um von dem Hof Besitz zu nehmen, trat er ihnen an der Heckenthüre entgegen und hielt triumphirend sein Papier in die Höhe und sagte: „Hia ißt, un kehn Deuvel sall mie nu mien'n Schultenhof nehm'n." *)

Die weisse Gestalt auf dem Schlossberge von Düsterbeck bei Wittenburg.

In einer Wiese nahe bei Düsterbeck, unweit Wittenburg, liegt ein künstlich aufgetragener fester Erdhügel, der Schloßberg geheißen. Auf diesem sogenannten Schloßberge, der jetzt mit Bäumen und Gebüsch bewachsen ist, lag vormals eine alte

*) „Hier ist's, und kein Teufel soll mir nun meinen Schulzenhof nehmen."

Ritterburg, wovon aber weiter keine Spuren vorhanden sind, als Schuttüberreste, die man beim Graben in der Erde findet.

Zuweilen zeigt sich hier auf dem alten Burgplatze im Finstern eine weiße Gestalt, die der ruhelose Geist einer früheren Besitzerin der Feste Düsterbeck ist. Dieselbe ist nämlich bei ihren Lebzeiten höchst grausam und rachsüchtig gegen ihre Untergebnen gewesen und hat auch mehrere Menschen umbringen lassen, wofür sie denn im Grabe keine Ruhe gefunden und noch jetzt auf dem Schauplatz ihrer Unthaten umherwandeln muß.

Der vom Teufel geholte Bäcker von Parchim.*)

(Von Rud. Samm.)

In Parchim wohnte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein reicher Bäcker, den ich, mit Verschweigung seines rechten Namens, X. nennen will, weil manche seiner Nachkommen noch leben.

Dieser Meister sollte seinen großen Reichthum eben nicht auf die rechtlichste Weise erworben haben; so ging nämlich der Leute Gerede, und: „Volkes Mund ist wahrer Mund." Er war ein hartherziger, geiziger Mensch und ein roher, ungeschliffener Patron, der sich niemals, wie man wol zu sagen pflegt, die Welt um die Ohren geschlagen, sondern von Kindheit an stets daheim zu Hause gesessen hatte. Er erlernte das

*) Diese Sage ist nicht zu verwechseln mit derjenigen im dritten Bande Seite 164 bis 166. Jene spielte auf der Altstadt, diese auf der Neustadt Parchims.

Bäckerhandwerk bei seinem Ohm in Parchim, ging darauf nach vollbrachter Lehrzeit wieder zu seinem Vater, der ebenfalls ein Bäcker war, und blieb endlich nach dessen Sterbefall in dem väterlichen Gewese sitzen. Auf schlaue und pfiffige Weise wußte er dieses gar bald zu vergrößern, so daß Einige behaupteten, er habe einen Pakt mit dem Bösen geschlossen. Dies Gerücht fand umsomehr bei den Leuten Eingang, als der Meister X. den Namen des Teufels stündlich im Munde führte und seine Rede, wenn er etwas als wahr bezeichnen wollte, stets mit dem Nachsatz: „Denn sall mie de Düwel halen!"*) zu schließen beliebte.

Man soll aber Satanas nicht an die Wand malen, geschweige auf diese Art herausfordern, denn er läßt so etwas nicht ungestraft hingehen.

Eines Tages kam ein Bettler in des X. Haus und bat mit flehender Gebehrde um etwas Brod für seine hungernde Familie. Meister X. vertröstete ihn aber damit, daß er, nachdem Alles verkauft, kaum genug zum Abendessen für seinen Hausstand habe; „unn wenn dat nich wohr iß, sall mie de Düwel halen,"**) war wiederum seine Bekräftigungsformel.

„„Dat is 'n Woart, Varresmann!""***) ließ sich der Andere plötzlich vernehmen. Ein Windstoß strich dabei durch's Haus, riß alle Thüren auf, und siehe! in der Stube lag noch Brod im Ueberfluß.

Der Bettler aber hatte eine gar seltsame Form angenommen. Die zerlumpten Kleider waren ihm wie mürber Zunder vom Leibe gefallen, und jetzt zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, mit Hörnern, Pferdefuß und Kuhschwanz. Bald ver-

*) „Dann soll mich der Teufel holen!"

**) „Und wenn das nicht wahr ist, soll mich der Teufel holen."

***) „„Das ist ein Wort, Gevattersmann!""

größerte er sich, bald schrumpfte er wieder zusammen; empfahl sich dann mit einem höflichen Kratzfuß, einen wahren Höllengestank zurücklassend.

Um den Bäcker aber war es geschehen. Er, der sonst so gesunder Natur gewesen, fing an zu siechen, und ehe ein Jahr vergangen war, lag er auf der Bahre.

Als er nun begraben werden sollte, und die Träger den Sarg auf die Schultern heben wollten, war die vermeintliche Last — denn der Bäcker X. hatte ebenso gut, wie fast alle Meister seines Handwerks, einen tüchtigen Schmerbauch — so leicht wie ein leerer Kasten. Und als sie damit nach dem Kirchhofe mehr trabten als gingen, lief dem Leichenzuge eine schwarze Sau voraus. Ob es nun der Teufel oder der Bäcker gewesen, der in dieses Thier gefahren ist, weiß ich nicht, soviel will aber das Sonntagskind, von welchem allein die Sau gesehen wurde, erkannt haben, daß der herabhängende Schmerbauch derselben große Aehnlichkeit mit dem des weiland Meisters X. gehabt habe. Nach der Ueberlieferung dieses Hellsehers verschwand das Schwein plötzlich unter dem alten Kreuzthor, welches man passiren mußte.

Seit dieser Zeit war es in dem x.'schen Hause nicht richtig. Oft sprangen des Nachts alle Thüren auf, selbst solche, welche verschlossen waren. Dann hörte man den schlürfenden Schritt des Verstorbenen auf dem Boden und den Treppen, mitunter von Gepolter begleitet.

So ging es Jahre hindurch; selbst in neuerer Zeit will man noch öfters zur Nachtzeit ein unerklärliches Geräusch auf dem Hausboden gehört haben.

Die Entstehung der kleinen Sandinsel im ahrensberger See bei Wesenberg.

Die im ahrensberger See bei Wesenberg gelegene kleine Sandinsel, etwa zweihundert Schritte lang und hundertundfunfzig breit, hat ihre Entstehung einem vor Alters in dortiger Gegend hausenden Riesen zu verdanken.

Dieser hatte nämlich eine Schürze voll Sand, die er durch den ahrensberger See nach dem jenseitigen Ufer hinüber tragen wollte. Plötzlich riß ihm aber unterwegs eins der Schürzenbänder und seine ganze Ladung fiel in das Wasser, wo er sie liegen ließ und also die erwähnte kleine Sandinsel entstanden ist.

Das gespenstische Pferd von Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn.**)

Es war einmal ein junger Mensch in Penzlin, der hatte eine Braut in einem benachbarten Dorfe. Wenn er hinging, sie zu besuchen, machte er sich gewöhnlich einen Richtsteig durch die Pferdekoppel.

Als er nun einst des Abends hier durchkam und wieder seinen alten Weg vor sich hatte, sahe er nicht weit von sich ein schwarzes Pferd. Da dachte er: Reiten ist besser als Gehen und bringt schneller zur Stelle. Was schadet es, Du leihst Dir das Pferd und auf dem Rückwege giebst Du's hier wieder ab. Damit griff er zu, hatte das Pferd gefaßt und saß bald oben drauf, und fort gings wie toll und besessen, denn der

Bräutigam hatte Eile zu seiner Brautfahrt, und auch der Schwarze schien sich nicht aufhalten zu wollen.

Als aber das Pferd anfing seinen Mund aufzuthun und sagte: „Der Mond, der scheint so hell, die Todten reiten so schnell; mein Liebchen, graut Dir auch?" da sahe der erschrockene Reiter unter sich und ward gewahr, wie sie nicht mehr auf ebner Erde, sondern hoch durch die Lüfte dahinsausten.

Nun dachte er: besser hart gefallen, als so geritten und sprang eilig von seinem Roß, kam auch glücklich unten an. Aber ein Pferd hat er sich nicht wieder zur Nachtzeit stillschweigend geliehen.

Der Riesenstein am Buchseeberge bei Walkendorf, unweit Tessin.

Am Fuße des westlich von Walkendorf sich erhebenden Buchseeberges, von welchem man eine weite, schöne Aussicht hat, liegt ein großer Stein, mit welchem einst ein Riese oder Hüne die walkendorfer Kirche hat umwerfen wollen. Der Stein ist aber glücklicher Weise gegen diesen Berg geflogen, den der Riese nicht sehen konnte, und hat somit sein Ziel verfehlt.

Außer dem Stein ist auch noch die Stelle zu sehen, wo selbiger gegen den Berg geflogen ist; es ist das nämlich ein Loch, wie eine gewöhnliche Mergelgrube groß.

Was „Hans-Hinnick*) Schuldt“ von Klein-Felde bei Vellahn, unweit Wittenburg, zu erzählen weiss.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

„In alten Zeiten — als die alten Wenden noch lebten und Mecklenburg „heil un deil“**) katholisch war — hatten die vellahner Bauern bedeutend mehr Wiesenwerk als Ackerland, und was heut zu Tage um Vellahn herum, besonders in den Gründen, Acker ist, das war dazumal Wiese und Weide. Aber die Welt wurde immer aufgeklärter, und da kamen auch die Vellahner zur Einsicht, brachen die Wiesen und Weiden um und legten sich auf den Ackerbau. Und das war vernünftig. Ja, wenn wir Vellahner das Elde- und Sudenwasser der Teldauer***) hätten! Aber wir mit unsern Wiesen voller „Duwick!“ „Stiertwurm“† und Läuse hätten wir unserem Vieh an den Hals gefüttert! Kurzum und langum und rundum, bei Kleinem wurden alle Wiesen und Weiden ausgebrochen und zu Ackerland umgeschaffen. Nur eine ganz kleine Wiese blieb verschont, und wenn gepflügt und geeggt wurde, lag sie wie ein grüner Fleck zwischen den grauen Ackerfeldern.

Das war gut; aber nicht allzugut. Denn eines Tages

*) Hans-Heinrich.

**) Ganz und gar.

***) Die Teldau heißt jene ungemein fruchtbare Marschgegend, die sich eine Meile südöstlich von Boitzenburg gegen das hannoversche Amt Neuhaus hin ausdehnt und von der Elde und Sude bewässert, oft aber auch gänzlich überschwemmt wird.

†) Schwanzwurm, eine Krankheit des Rindviehes, in Folge deren das erkrankte Thier den Schwanz verlieren soll.

mußte dem Bauern, dem die Wiese gehörte, „dei Muad rieb'n" *) und er sagte zu dem Großknechte: „Du, Hans, oder Jacob, oder Jürgen, oder wie der Knecht sonst geheißen haben mag — es wird nicht anders, wir müssen die Wiese nur umbrechen, denn wir sitzen damit zwischen den Aeckern der Nachbaren wie die Eule zwischen den Krähen, und sie trägt uns nichts als Zank und Streit ein. Der großmäulige Eckbauer machte schon gestern grausamen „Randal" **) und sagte, käme ich bei der nächsten Heuwerbung mit dem Heuwagen auf seinen Acker, so wollte er den „Kracken" ***) die Beine abschlagen."

Am nächsten Morgen zog der Knecht hinaus und machte sich daran, die Wiese umzubrechen. Er hat kaum ein Paar Furchen gezogen, da sagt Jemand hinter ihm: „Oh, laht dat lütte Feld gräun!" †) Verdutzt blickt der Knecht sich um, da steht ein baumstarker Kerl hinter ihm, den er gar nicht kommen hören, und den er noch nie gesehen hat. Und obgleich der Kerl seine Bitte in aller Bescheidenheit ausgerichtet hat, so macht er doch ein Gesicht dazu und glotzt den Knecht an, daß diesem das Haar unter dem Hute gewaltig kribbeln und krabbeln wird, und es ihm unter dem Brusttuche wie in Porthun seiner Schmiede hämmert; vor Schreck nämlich. Hans sagt auch kein Wort, sondern spuckt stillschweigend dreimal hinter sich, was sehr gut gegen Hexen und Gepenster sein soll, faßt den Peitschenstiel fester, der glücklicher Weise aus Kreuzdorn war und darum vor Verhexung schützte, und kehrt ruhig ins Dorf zurück. Auf dem ersten Kreuzwege hält er an und blickt

*) Der Marder reiten, so viel als: „der Alp drücken"; gleich bedeutend mit: „der Henker plagen."

**) Skandal.

***) Schlechte Pferde.

†) „Oh, laß das kleine Feld grün!"

nach der Wiese zurück — denn auf einem Kreuzwege kann der Böse einem rechtschaffenen Christenmenschen nichts anhaben — aber da ist der Kerl verschwunden, und der Knecht hat ihn im Leben nicht wieder gesehen. Seit dieser Zeit heißt die Wiese „Lütten-Fell'n“*) und liegt noch heutigen Tages unbeackert zwischen den Ackerstücken der Bauern.

Wollt ich sagen — — je, hab ich selbst auf derselben Wiese ein tolles Stück erlebt, und was es gewesen ist, mag der Himmel wissen; ich weiß es nicht.

Ich war ein gut halberwachsener Bengel, so recht in den Flegeljahren, und das Leben saß mir verquer im Leibe. Wetter weg! da war keine Tanzmusik, wo es nicht Prügel nach Noten regnete, und das ungezählte. Man lebt ordentlich wieder auf, wenn man an jene Zeiten zurückdenkt.**) Nun, fort ist fort und Wiedersehen bringt Freude, sagte Schuldten Christoph, da lebt' er noch. Da kam ich zu Hans-Jürgen Schütt in Dienst. Gott hab ihn selig! der alte Bursche ist längst todt; nächsten Jacobi werden's zehn Jahre. Damals hatte er sich eben verheirathet mit dem alten Madaus seiner Tochter, mit welcher er sich schon fünf Jahr gezogen hatte, weil sein Alter die Heirath nicht zugeben wollte. Sein Alter war übrigens auch ein Narr; denn der alte Madaus — sein Vater stammte aus Marsow, wo er Schmied und Krüger war — war unverschämt reich und hatte nur diese eine Tochter. Der alte Hans-Jürgen war eine Seele von Kerl; nur den einzigen Fehler hatte er,

---

*) Klein-Felde.

**) Eine unbändige Rauflust charakterisirt durchweg den mecklenburgischen Bauerknecht. „Dunnernitt'l! dat was 'n Leben; haugt hefft wie uns, dat dei Hun'n Blaut schlappt'n,“ — „das war ein Leben geklopft haben wir uns, daß die Hunde Blut leckten“ — kann man oft nach Jahrmärkten und Tanzmusiken von einem Bauerknechte hören.

daß er ein bischen gewaltig binnenklug war und meinte, daß er Alles neunundneunzigmal besser wisse, als seine Alten. Bei Lebzeiten derselben durfte er nicht viel sagen, denn sein Alter setzte ihm die Daumen auf die Augen, wenn er sich mausig machen wollte. Aber kaum hatten die Alten die Augen zugethan, da ging die Wirthschaft los. In der Stube stand seit Menschengedenken die alte Milchborte rechts hinter dem Ofen, er ließ sie auf die linke Seite bringen; die Hauspostille wurde ohne Urtheil und Recht von der Himmelsbettstelle herunter und auf die Borte über der Thür transportirt, und den eichenen, eisenbeschlagenen Leinenkoffer, ein Stück Staatsmöbel seiner Alten, ließ er gar in die Kammer bringen und durch einen blankpolirten Koffer von Tannenholz ersetzen, welcher jetzt sicher von den Würmern beinahe aufgefressen ist, während der alte Koffer noch jahrelang mitmachen kann. Und wie in der Stube, so wirthschaftete er auch auf der Diele, im Stalle und auf dem Felde.

Eines Morgens — ich striegelte just die braune Stute, die er aus Brahlstorff gekauft hatte, und welche ein Prachtstück von Pferd war; nachher verkaufte er sie nach Düssin, dort hat sie noch jahrelang vor dem Haken gehen müssen — sagt er: „Hans-Hinnick,“ sagt er, „wenn Du abgefüttert hast, kannst Du nur mit dem Haken nach Lütten-Fell'n hinausziehen; wir wollen die Wiese über Jahr mit Korn besäen. Ich sage: „Bauer“, sage ich, „Ihr habt das Thun und Lassen, und es ist nur so viel, daß ich davon sage; aber in Eurer Stelle ließ ich Lüttenfell'n, Lüttenfell'n sein. Ihr wißt, was sich die Leute davon erzählen, und man kann nicht wissen, wie viel Wahres daran ist.“ Der Bauer aber bestand auf seinem Kopfe, und ich zog hinaus. — Ich weiß es noch so gut wie heute, es war so ein rechtes nebeliges Wetter, und als ich am Markte um die

Ecke biege, guckt Porthun's Mutter just über die große Thür. „Wohin gehts heute?" ruft sie. Ich sage: „Nach Lütten-fell'n; umhaken!" Sagt sie: „Das laß sein, Hans-Hinnick, dort ist's nicht richtig, und alle Stunden im Jahre sind nicht gleich, und am Freitage erst recht nicht." Sage ich: „der Bauer will's ja „absluтemaug"*) nicht anders; laß ihn!" und ziehe hin und spanne aus und stecke vor. Wie ich nun so hake, daß die Pferde dampfen, hustet und prustet und stampft was hinter mir, daß mir vor Schreck die Peitsche aus der Hand fällt Und als ich mich umsehe, so rennen da ein Paar schwarze Kerle auf mich ein, zertreten und zerstampfen die Furchen und geberden sich wie das liebe Vieh. Erst halte ich ruhig an und denke: „Na, wie das wol muß!" Aber die Kerle werden mit jedem Augenblicke grimmiger und machen Miene mit mir anzubinden, so daß ich zu mir sage: „Hans-Hinnick, nun wird's Zeit, sonst ist's mit Dir Matthäi am Letzten!" Und gewiß und wahrhaftig, ein Schlag mit einem Zaunpfahl über das Kopfleder, wie ihn mir Franz Lemmermann vor 14 Tagen zugetrunken hatte und wovon es mir noch heute im Hirnkasten duselig ist, wenn ich daran denke, ein solcher Schlag mußte ein Nasenstüber sein gegen denjenigen, welchen die Kerle mit ihren Ballastschaufeln von Fäusten versetzt hätten. Kurzum und langum und rundum, ich habe mit einem Ruck die Pferde abgesträngt, werfe mich hinauf und jage „hast Du nicht gesehn!" was die Pferde auslangen können, dorfan. Und auch die „Mähren" schienen Ahnung von dem Spuk zu haben, denn sie rissen nicht schlecht aus und fuhren in die große Thür hinein, daß sie sich fast den Kopf am Feuerheerd eingerannt und unsre Großmutter, welche just die Morgensuppe kochte, auf ein Haar um und um gerannt hätten.

*) Absolument, durchaus.

Eine wahre Galgenwirthschaft war's! Und ich sage Euch, wie ich in die Stube trat, war ich so todtenbleich, wie der Kalk dort an der Wand, und den Pferden klatschte der Schaum ab, als wären sie vom Barbier eingeseift worden. Der Bauer hätte mir tausend Thaler auf den Tisch legen können, nicht vier Pferde hätten mich wieder auf die Wiese hinausgezogen!" *)

Des erschlagenen Handwerksburschen Grab zwischen Neumühle und Gahlenbeck bei Friedland.

Am Landwege zwischen Neumühle und Gahlenbeck bei Friedland befindet sich ein hoher, aus Sträuchern, Rasenstücken und Steinen gebildeter Haufen, unter dem ein hier vor langen Jahren ermordeter armer Handwerksbursche ruht. Derselbe hatte nämlich im Kruge zu Gahlenbeck scherzhaft geäußert, daß er hundert und einen Groschen in der Tasche habe; er meinte nämlich mit dem „Hundert" sogenannte Stahlzwicken,**) die er nebst seinem einen Groschen bei sich führte, denn er war ein ehrlicher Schustergeselle.

Zwei dort gerade anwesende Strolche glaubten nun, daß

*) Der Erzähler dieser Sage ist bereits schon gestorben, doch existirt seine vorstehende — durchaus volksthümliche — Erzählungsweise noch ganz im Munde des Volks. Leider konnten wir dieselbe nicht ganz in plattdeutscher Sprache niederschreiben, da sie dann für Viele nicht verständlich gewesen, und haben wir deßhalb nur einzelne Redetheile und Redensarten des alten Erzählers in ihrer Ursprache wiedergegeben.

**) Kleine starke Stahlnägel, welche die Schuhmacher bei ihrer Arbeit zum Befestigen des Leders auf dem Leisten gebrauchen.

der Handwerksbursche hundert Thaler und einen Groschen in der Tasche habe; deßhalb schlichen sie ihm nach, als er weiter reiste, und ermordeten ihn auf der bezeichneten Stelle. Doch arg wurden sie enttäuscht, als sie in der Tasche des armen Gesellen, statt der erwarteten hundert Thaler, nur hundert Stahlzwicken und einen Groschen fanden.

Jeder der vorübergehenden schlichten Landleute hält es nun für eine heilige Pflicht, entweder einen Strauch, ein Stückchen Rasen oder einen Stein auf des Handwerksburschen Grab zu werfen, damit der Geist des Erschlagenen, der hier in nicht geweihter Erde schlummert, Ruhe habe.

Und so ist denn im Laufe der vielen Jahre der erwähnte große Hügel entstanden.

Wie die Güstrower zu dem grossen Priemerwald gekommen sind.

(Von **Franz Gesellius**.)

Vor mehreren hundert Jahren luden die Bürger von Güstrow ihren Nachbar, den Herrn und Ritter von Pentz zu einem Festmahl auf das Rathhaus.

Diesem Herrn von Pentz gehörte der große Priemerwald, den die Bürgerschaft gerne durch Kauf erwerben wollte; deshalb fragten sie ihren Gast, als sie beim besten Trinken waren, ob er den Wald verkaufen wolle?

„Ja wol, rief er aus, wenn Ihr binnen einer Stunde

einen Scheffel voller Pfennige zusammenbringt und mir übergebt, so sollt Ihr den Wald haben."

Noch war die Stunde nicht vergangen, so hatten die Güstrower schon die bestimmte Summe zusammen und der Wald war nun ihr Eigenthum, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Weil nun die Bürgerschaft so bereitwillig das Geld zusammengebracht hatte, so konnte der Bürger alle 14 Tage, der Rathmann alle 8 Tage, und der Bürgermeister wenn er wollte Holz holen.

Diese Sitte existirt aus leicht begreiflichen Gründen jetzt aber nicht mehr.

Der kopflose Reiter von Küssow bei Neu-Brandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Von der Zeit an, wenn die Kartoffeln ansetzten bis zu ihrer Einsammlung im Herbst mußten die Küssower bei Neu-Brandenburg der Reihe regelmäßig des Nachts Wache halten, um die wilden Schweine, deren es in der Umgegend überaus viele gab, von ihren Kartoffelpflanzungen im freien Felde abzuhalten.

Als der Weber K. einmal die Wache hatte, war es eine schöne, stille Nacht; die Mitternachtsstunde nahte schon und noch war von wilden Schweinen keine Spur. Da dachte er, heute kommen wol gar keine und begann sich eine Pfeife zurecht zu machen.

Gerade als er damit fertig ist, hört er ein Pferd im Schritt sich nähern; er sieht dahin und denkt, als er ein Pferd

mit einem Reiter bemerkt, es sei der Gutsherr, der noch zum Revidiren komme.

Er bleibt ruhig stehen und erwartet, daß der Reiter vor ihm vorüberreiten werde; allein der biegt gerade auf ihn zu, so daß er kaum Zeit hat, auszuweichen. Als er keinen: „Guten Abend!" hört, wundert er sich und sieht erstaunt dem Reiter nach, der ungefähr 3 bis 4 Schritte vorüber ist; aber zu seinem großen Schrecken gewahrt er, daß derselbe keinen Kopf hat.

Der ehemalige Blocksberg bei Penzlin.

Als es noch viel mehr Hexen in der Welt gab, wie heut zu Tage, da hat's auch bei Penzlin einen Blocksberg gegeben; der jetzt „Mühlenberg" genannte Hügel, nahe der Stadtziegelei, war's, wo die Hexen und sonstiges Bundespack des Teufels aus Penzlin und Umgegend in der Mainacht zusammenkamen und ihr bekanntes Jahresfest feierten.

Die Leute haben dazumal öfter auf jenem Hügel am Morgen nach der Mainacht einen runden, wie vom Tanzen kahl getretenen Platz mitten auf dem grünen Rasen gefunden, während am Abend vorher noch nichts davon zu sehen war. Auch sind die Blätter der umstehenden Büsche immer wie vom Feuer verbrannt gewesen.

Einst in einer Mainacht hat auch mal ein Knecht unfreiwillig die Reise mit seiner Hausfrau nach diesem Blocksberg machen müssen. Dieselbe war nämlich eine Hexe und hatte ihm ihren Zauberzaum im Schlafe übergeworfen, wodurch er augenblicklich in einen schönen Rappen verwandelt wurde, den sie

bestieg und damit ihren Ritt zum Blocksberge machte. Auf der Rückreise fand aber der verwandelte Knecht Gelegenheit sich den Zauberzaum abzuschütteln, wonach er sogleich wieder seine menschliche Gestalt bekam. Fix nahm er jetzt den Zaum und warf ihn der Hexe über, die nun ein Roß wurde, auf dessen Rücken er zurück nach Penzlin sauste, wo er sein Reitpferd beim ersten besten Grobschmied unter allen Vieren beschlagen ließ. Der hierdurch entwandelten Hexe ist dies aber schlecht bekommen, denn sie hat in Folge der erhaltenen Hand- und Fußwunden nach wenigen Tagen ihren bösen Geist aufgeben und also jämmerlich sterben müssen.

Das Strandrecht*) und des Himmels Strafe an die Strandräuber von Dossow.

(Von Rud. Samm.)

Der Tag verlischt, es hüllet grausend
Die Nacht den dunklen Himmel ein,
Und die Orkane peitschen sausend
Ein wogend Meer an das Gestein,
Und Blitze speiend, unter Krachen
Theilt sich der Himmel, wie ein Rachen.

*) Das Strandrecht oder Grundruherecht, diese verabscheuungswürdige Befugniß, ist sehr alt und war ehedem in Deutschland und andern Ländern fast allgemein üblich und durch besondere Gesetze geregelt,

Was ist's, das durch die düstern Lichter
Erhellt sich zeigt am Horizont?
Warum drängt sich das Volk noch dichter
Dem Meere zu, wo Schrecken wohnt?
Ein Schiff ist in Gefahr dort drüben,
Die Menschen wollen Strandrecht üben.

Und immer höher schäumt die Welle,
Und immer tiefer sinkt der Muth
Der Schiffer — plötzlich faßt mit Schnelle
Das Schiff ein Strudel voller Wuth —
Zertrümmert ist das stolz' Gerüste,
Ein Angstschrei dringt zur nahen Küste.

Doch nicht vom Mitleid angezogen,
So eilt das Volk dem Orte zu,
Nach jener Stelle, wo die Wogen
Das Schiff zersplitterten im Nu;
Nicht Hülfe bringt man diesen Armen,
Die jammernd rufen um Erbarmen.

---

wenn man so sagen darf. Die Prediger flehten sogar in den Kirchengebeten zu Gott, daß er den Strand segnen, das heißt, recht viele Schiffe verunglücken lassen möge. Indessen wurde dieses Denkmal der Barbarei nach und nach meist stillschweigend aufgehoben und in Deutschland sogar durch Reichsgesetze abgeschafft. Dafür wurde den Landesherren und ihren Unterthanen ein sogenanntes Bergerecht zugestanden, wonach ein Theil der geretteten Güter Denen, die sie retteten — den Bergern — ein Theil dem landesherrlichen Fiscus, und nur der dritte Theil dem Eigenthümer zufällt. Doch schon seit langer Zeit hat man in Preußen und Mecklenburg von dem Bergerechte keinen Gebrauch mehr gemacht, in Dänemark aber wurde es noch vor wenigen Jahren ausgeübt.

Nein, nur zu bergen jene Beute,
Die wild das Meer an's Ufer spie,
Stürzt sich die räuberische Meute
Hinein in's Wasser bis an's Knie.
Die Schiffer mit dem Tode ringen,
Und bald wird sie das Meer verschlingen.

Die Opfer haben ausgelitten,
Die Wellen ziehen sie hinab,
Nichts half ihr Flehn, ihr angstvoll Bitten,
Die Meerestiefe wird ihr Grab.
Noch tiefer sinkt die Nacht hernieder,
Und Todesnacht deckt ihre Glieder.

Vom Ufer her hört man erklingen
Gesänge wilder, roher Lust —
Ist's möglich, daß noch Menschen singen,
Wenn ohn' Gefühl die Menschenbrust? —
Ja, jubelnd lagert dort am Strande
Die zügellose Räuberbande.

Und auf die Nacht mit ihren Schrecken
Folgt jetzt ein Tag, so sonnig klar —
Willst du, oh Sonne, sie erwecken
Mit deinen Strahlen wunderbar?
Umsonst, denn schon, verklärt im Lichte,
Zeigt sich der Tod im Angesichte. —

Doch sieh! an weiter Himmelsveste
Strahlt jetzt des Feuers rother Brand;
Verkohlter Stätten Ueberreste,
Sie zeugen von allmächt'ger Hand.
Der Frevler Häuser sind vernichtet —
Der Himmel selber hat gerichtet!

Der Burgwall Gömptow bei Friedrichsruh, unweit Criwitz.

Der Hof Friedrichsruh bei Criwitz, der sonst Gömptow hieß, hatte diesen seinen früheren Namen der also genannten, schon 1385 zerstörten Burg entlehnt, die dort auf der Stelle stand, die noch heute „der Burgwall" heißt.

Die alte Burg gehörte bis zu ihrer Zerstörung den nun auch schon längst ausgestorbenen Grafen von Goldenbohm oder Goldenbow zu. Ihr letzter Besitzer und Bewohner war einer der kühnsten und verwegensten Raubritter, die es jemals gegeben hat; und er konnte dies auch wol sein, da er unbezwinglich war und Niemand ihm etwas anhaben konnte. Er, sammt allen seinen Leuten stand nämlich im Bündnisse mit dem Teufel, und dieser war ihm nun immer bei allen seinen Unternehmungen behülflich und rettete ihn und seine Mannen aus jeglicher Noth und Gefahr. Hiervon kam es denn auch, daß man das unbesiegbare Raubnest Gömptow zuletzt nur noch die Teufelsburg nannte.

Als des Raubgrafen und seiner Leute Zeit abgelaufen war, da holte sich Meister Urian ihre armen Seelen, ihre Leiber warf er aber in den nahe vorbeifließenden kleinen Bach, der seit dem der Teufelsbach heißt.

Die hiernach ihres Teufelsschutzes ledig gewordene Burg wurde nun zerstört und dem Erdboden gleich gemacht.

Vom genannten Teufelsbache wissen die Landleute allerlei schaurige Sachen und Geschichten zu erzählen; denn die vom Bösen Geholten einstmaligen Insassen der Burg Gömptow sollen dort noch immer herumspuken und ihr Wesen treiben.

Der spukende Kaufmann von Rostock.
(Von A. C. F. Krohn.)

In Rostock wohnte in früheren Jahren ein Kaufmann, wir wollen ihn X. nennen, aus Rücksicht auf seine noch lebenden Nachkommen. X. hatte bei seinen Lebzeiten das Gebet unsers Heilandes: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit“, in das gerade Gegentheil gekehrt und dem Mammon statt dem Herrn gedient. Darum wurde ihm auch das Abscheiden aus dieser Welt so schwer, und als er begraben war, fand er keine Ruhe im Grabe, sondern sein Geist kehrte wieder in das Wohnhaus zurück und trieb dort als Spuk sein Unwesen. Oft neckte er die Arbeiter bei ihrer Arbeit, denn wieder weckte er die Hausbewohner des Nachts mit seinem Gepolter aus dem Schlafe, oder er saß auch bei dem Gelde und überzählte es, oder er wühlte endlich zwischen den Geldsäcken, wie er es bei Leibesleben so gerne gethan.

Eine Zeit lang ertrug man dies Thun und Treiben mit großer Geduld, als es aber überhand nahm, ließ man sich einen Geisterbanner zur Vertreibung des Spukes kommen, dem es denn auch gelang, den Geist in eine Flasche oder, wie Andere sagen, in einen Sack zu fangen.

Um nun das Umkehren unmöglich zu machen, trug der Banner seinen Gefangenen recht weit aus der Stadt hinaus in einen einsamen Wald und wies ihm dort eine kleine sumpfige Stelle nicht weit vom Wege zur Behausung an. Hier saß er auch eine Zeit lang ganz ruhig, und man freute sich schon, seiner los zu sein und Ruhe vor ihm zu haben.

Doch diese Freude sollte nicht lange währen. Eines Tages fuhr nämlich bei dem Sumpfe ein Bauer vorbei, der mit X.

sehr gut bekannt war, weil er bei demselben immer seine Einkäufe gemacht hatte. Diesen bat X. ihn ein wenig mitfahren zu lassen. Dazu aber hatte unser Bauer nicht die mindeste Lust, denn er hatte auch schon viel von den oben erwähnten Geschichten gehört. X. ließ indeß nicht nach mit Bitten. Sein Sinn stand nach seinem frühern Wohnhause, und jetzt bot sich ihm die günstigste Gelegenheit zur Heimkehr; denn durfte er auch, des Bannfluches wegen, nicht über den ihm angewiesenen Bannkreis hinausgehen, so war es ihm doch nicht verboten worden, sich über denselben hinaus tragen und fahren zu lassen.

Als der Bauer sich zu nichts verstehen wollte, bot ihm X. endlich eine Tonne Hering als Entgelt für die verlangte Gefälligkeit, und nun erst ließ sich derselbe zum Mitnehmen bereit finden. X. sprang auf den Wagen und kam so glücklich wieder nach Rostock zurück. Er hatte sich aber in einem Sacke versteckt, um nicht entdeckt zu werden.

Als nun der Bauer vor dem frühern Wohnhause des X. anhielt, schlüfte dieser behend aus dem Sacke und war eben so schnell und unbemerkt in den Hauskeller hinein. Jetzt ging das alte Leiden mit ihm wieder von vorne an und Jedermann im Hause war mehr denn je seinen Neckereien ausgesetzt.

Endlich jedoch gelang es, den Spuk in eine Ecke des Kellers zu treiben und ihn dort einzumauern. Dort sitzt er noch heut und diesen Tag.

Ob der Bauer seine versprochene Tonne Hering bekommen hat, darüber verlautet nichts Gewisses.

Helmold von Plessens drei steinerne Kuchen zu Barnekow, Damshagen und Grundshagen bei Wismar und Grevismühlen.

Unter den vielen von Plessen der Vorzeit befindet sich auch einer, Helmold mit Namen, den man nur den Kuchenbäcker zu nennen pflegte, und dies kam daher:

Helmold von Plessens Vater war Besitzer von Barnekow bei Wismar. Einstmals zur Zeit der Ernte, da er noch ein kleiner Knabe war, entfernte er sich, ohne daß es Jemand bemerkte, zu weit von der väterlichen Burg, wo ihn ein vorüberziehendes altes, mit Kuchen handelndes Weib aufgriff und entführte.

Das Weib durchzog nun mit dem geraubten Knaben, der ihr bei ihrem Handel behülflich sein mußte, fast die halbe Welt, und so kamen sie auch nach dem Harz und zufällig auf die Burg Plesse, wo sie wie überall ihre Kuchen feil boten. Dem damaligen Besitzer dieser alten Stammburg des Adelsgeschlechts von Plessen, der demselben ebenfalls entsprossen war, fiel der dürftig gekleidete Knabe des alten umherziehenden Weibes sogleich wegen seiner feinen Manieren, hauptsächlich aber wegen seines plessenschen Gesichts auf.

Auf die wiederholten Fragen des alten Ritters der Burg Plesse, ob der schmucke Junge denn wirklich ihr Sohn sei, antwortete das Weib betheuernd ja und setzte endlich verwundernd hinzu, wie er daran überhaupt zweifeln könne.

Der kleine Helmold, den die frechen Lügen des alten Weibes auf's Höchste empörten, rief endlich, wol wissend welch harte Strafe seiner hierfür von Seiten der alten Hexe warte,

trotzig aus: „Das Weib lügt, ich bin nicht ihr Sohn, sondern heiße Helmold von Plessen!"

Sogleich ließ nun der Burgherr die alte Räuberin festnehmen und zwang sie zum vollen Geständnisse der Wahrheit.

Helmold wurde jetzt, unter sicherem Geleite seines alten braven Verwandten, seinen um sein Verschwinden tiefbekümmerten Eltern wieder zugeführt, die den längst verloren geglaubten Sohn mit Freudenthränen in die Arme schlossen und ihn von nun an scherzweise wol ihren kleinen Kuchenbäcker zu nennen pflegten.

Als Helmold von Plessen erwachsen und ein reicher Mann geworden war, man ihn aber noch immer den Kuchenbäcker hieß, da rief er einst aus: „Habt nur Geduld, ich will Euch schon drei Kuchen backen, wofür Ihr Respekt bekommen und wovon noch Kind und Kindeskind reden soll." Und er ließ drei mächtige Rittersitze zu Barnekow, Damshagen und Grundshagen erbauen und nannte sie seine drei steinernen Kuchen.

Warum die Bockuper bei Dömitz Kuckuke heissen.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Eine Meile von Dömitz liegt mitten im schönsten Sande des südlichen Mecklenburgs das Dorf Bockup. Die Einwohner drinnen sind meistens aus einem eichenen Klotz gehauen, und ich für mein Theil mögte im Bösen mit keinem Bockuper zu thun haben. Der Kuckuk ist ihr geschworner Feind, der ruft alle Frühjahr ihr Gewissen wach, und ist's dem Leser darum zu thun, einmal ein richtiges bockuper Donnerwetter zu hören, so

schimpfe er einen Bockuper nur Kuckuk, wahre jedoch seinen Rücken vor kalten Schlägen, die leicht hageldicht fallen könnten. Der Spottname aber kommt daher:

Es ist schon lange her, da hatten die Bockuper einen Schulmeister, der hieß Kuckuk. Der Schuldienst war herzlich schlecht, denn die Bockuper hatten ihrem Kuckuk ehrlich in der sandigsten Scholle das erbärmlichste Aeckerlein zugetheilt, und baar Geld hatten sie selbst nicht.

Da war's denn kein Wunder, daß der arme Schulmeister schier zusammengetrocknet und spindeldürr war. Und als er in den Jahren war, die andere Leute die besten nennen, so gegen vierzig oder etwas darüber, da konnte der arme Kuckuk nicht anders sagen, als daß es seine schlechtesten seien, von wegen seiner gebrochenen Gesundheit, und seine letzten warens auch.

Hunger und Kummer hatten gleich zwei harten Steinen seinen gebrechlichen Leib aufgerieben, und es dauerte nur noch eine gar kurze Zeit, da standen seine Schüler und Schülerchen um sein Grab und sangen: „Nun laßt uns den Leib begraben.“

Den Sontag drauf kommt in einem Kaufmannsladen in Dömitz die Rede auf den verstorbenen Kuckuk, und ein Bauersmann, der aber nicht aus Bockup ist, meint in vollem Ernste, wenn er seine Schälung*) sagen solle, so glaube er sicher, daß die Bockuper ihren Kuckuk hätten todthungern lassen.

Wenn man von einem Wolf spricht, ist er oft nicht weit, und als sie noch so sprechen, geht ein Bockuper an dem Laden vorüber. Der Ladendiener, was ein rechter Hans Hasenfuß ist, gewahrt ihn und ruft: „Bockoppe, Bockoppe!“

*) Ansicht, Meinung.

„„Hä?““ sagt der und dreht sich mit halber Wendung herum.

„Ji hefft jo woll Jugen Kukuk dodt hungern laten?“*)

Da macht der Bockuper einen Mordspectakel und sagt, das wären Lügen, und daß der Schulmeister man knennlich**) von Natur gewesen wär, das wäre nicht ihre Schuld gewesen, und Mancher könnte im Fett umgekehrt werden und würde doch nicht dicker.

Und so lärmt und rumort er, bis er die ganze liebe dömitzer Jugend um sich hat. Und so oft Einer fragt: „Was ist los?“, so oft heißt's: „„Die Bockuper haben ihren Kukuk todthungern lassen.““

Bis endlich die liebe Jugend ein Einsehen thut und den armen Bockuper mit dem Geschrei: „Kukuk! Kukuk!“ aus dem Thor und noch ein ganzes Stück über das dömitzer Stadtfeld hinausbringt.

Seitdem werden die Bockuper splittertoll, wenn man sie Kukuk schimpft, und wer's nicht glaubt, gehe nach Bockup und überzeuge sich mit seinem eigenen Rücken.

Was man von einem alten angebrannten Hause zu Sponholz bei Neu-Brandenburg erzählt.

In Sponholz bei Neu-Brandenburg steht ein altes Haus, vielleicht das älteste des ganzen Dorfes, das ringsherum, be-

*) „Ihr habt ja wol Euren Kukuk todthungern lassen?“

**) Zart gebaut.

sonders an dem Holzwerk, die deutlichen Spuren eines früheren großen Brandes trägt.

Wann dieser Brand stattgefunden, weiß Niemand schon lange nicht mehr. Das aber wissen die sponholzer Leute zu erzählen: daß, als das Haus vor vielen, vielen Jahren in lichten Flammen gestanden, ein unbekannter Reiter in das Dorf gejagt gekommen ist und das Haus dreimal stillschweigend umkreist hat. Nachdem er hiernach eben so schnell wieder aus dem Dorfe fortgesprengt, ist auch das Feuer plötzlich ganz erloschen gewesen.

Der weissagende Kriegsgott von Röbel *).

(Von H. Pintz, Kämmerarius zu Röbel.)

In meinen Kinderjahren, Ausgangs des vorigen Jahrhunderts, erzählte der alte, vielleicht 60- bis 70jährige Wiese, Küster an der altstädter Kirche zu Röbel, nachfolgende Sage von einem Kriegsgötzen, der in einer Erdspalte in der Gegend der jetzigen Kirche gestanden, in weitem Umkreise umher geehrt und gefürchtet gewesen sein soll. Er wollte diese Sage schon in seiner Jugend von seinem Vorgänger und von alten Leuten erzählen gehört haben. Da nun namentlich in der Jugendzeit solche Erzählungen und Sagen anziehen und lange im Gedächtniß bleiben, so theile ich jetzt mit, was ich seiner Zeit darüber ge-

*) Es wird dies wahrscheinlich der wendische Gott Radal sein, von dem nach Einigen auch der Name des uralten Röbels stammen soll.
Der Herausg.

hört habe, und zwar mit den Worten des alten seeligen Küsters Wiese:

„Vor weit über tausend Jahren, in grauer Vorzeit, noch lange vor dem Uebergang Mecklenburgs zum Christenthume, als noch grausame und kriegerische Heiden in unserer Gegend hauseten, die, in kleine Völkerschaften getheilt, stets mit einander in ewigem Zank und Feindschaft lebten, und sich fortwährend bekriegten und unterjochten; als das Ganze noch in Rusch und Busch gelegen, es wenig angebautes Land, noch viel weniger Städte und Dörfer gegeben hat und die Menschen gleich den wilden Thieren in Höhlen und Erdlöchern wohnten, durch Wald und Holz geschützt, von Jagd und Fischerei, wilden Wurzeln und Kräutern lebten, im Aberglauben tief versunken, selbst gemachte Götzenbilder anbeteten, solche fürchteten und sie durch Opfer und Geschenke zu Freunden zu erhalten suchten da hat es sich zugetragen, daß auch eine solche, grausam entstellte Götzenfigur im dunklen Walde in einer Erdspalte in hiesiger Gegend gestanden.

Einige schlaue und heuchlerische Menschen gaben sich das Ansehen von Priestern dieses Abgottes und ließen sich als solche von ihren abergläubischen Mitmenschen huldigen, dienen und beschenken.

Diese verschmitzten Götzenpriester suchten immer mehr und mehr die weissagende Kraft und die Macht ihres Götzen zu verbreiten, den man schon in weiter Ferne als einen mächtigen Kriegsgott anbetete und sich seinen Beistand vor einem Kriege durch allerlei werthvolle Geschenke und Opfer zu verschaffen suchte.

Die Götzenfigur hatte die Einrichtung, sich umzudrehen und mit dem Kopf zu bewegen. Sollten daher die Fragenden siegen, so nickte der Götze mit dem Kopfe, im Gegentheil aber

kehrte er sich um und zeigte den Rücken. Fast jedesmal trafen seine Vorhersagungen ein und immer mehr stieg der Ruf und das Ansehen des Götzen und seiner Priester, welche Letztere, die ihr Amt nur auf ihre Kinder vererbten, dadurch reich, angesehen und weit und breit gefürchtet wurden.

Die Schätze und Reichthümer dieser schlauen Götzenpriesterfamilien sammelten und mehrten sich furchtbar, so daß sie einen großen prächtigen Tempel erbauen konnten, worin das Götzenbild aufgestellt wurde, auch erbauten sie außerdem noch viele Häuser und Gebäude und kauften viele Ländereien für sich und ihre Familien.

Allein zu Anfang des Christenthums in Mecklenburg und bei dem ersten Aufbau der jetzigen altstädtischen Kirche wurde alles Abgöttische zerstört und ausgerottet und die genannte Kriegsgötzenfigur unten im Fundamente des früheren alten Kirchthurms vermauert. Die Grundstücke und die Schätze der alten Götzenpriesterfamilien aber fielen der Kirche zu, wodurch der erste Grund zum Reichthum der jetzigen altstädter Kirche gelegt worden sein soll."

Der alte Küster Wiese zeigte auch noch die Stelle im alten, jetzt abgebrochenen und durch einen neuen ersetzten Kirchthurm, am Eingange rechter Hand, allwo der Götze eingemauert gewesen sein soll.

Das verwünschte Schloss Mecklenburg bei Fürstenhagen, unweit Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Einer alten Sage nach gab es in der Nähe von Fürstenhagen bei Feldberg ein Schloß Mecklenburg, zu welchem auch unter dem carwitzer See ein Verbindungsgang führte.

Einmal waren in der Laichzeit zwei Fischer des Nachts auf den Maränenfang aus; sie befanden sich am Verbindungsgraben, als um die Mitternachtsstunde plötzlich zwei weißgekleidete Frauen vor ihnen standen. Aber unerschrocken richteten sie die Frage an dieselben: „Wohin wollt Ihr?"

Die Antwort lautete: „„Nach Schloß Mecklenburg!""

„Nun, so geht und hindert uns nicht!" riefen die Fischer ihnen zu, und ohne Aufenthalt sahen sie die Frauen ihren Weg fortsetzen. Ihre Blicke verfolgten sie durch die stille, dunkle Nacht, so weit es irgend gehen wollte. Mit einem Mal wurde es hell; sie sahen deutlich Schloß Mecklenburg in einiger Entfernung vor sich, eine Thür that sich auf, und die Frauen gingen hinein. Alsbald hörten sie einen furchtbaren Knall, die Thür schloß sich wieder, es wurde finster wie vorher, und Alles war vorbei.

Die spukenden fürstlichen Vatermörder auf der werleschen Burgstätte bei Wiek, unweit Schwaan.

Die berühmte uralte, noch aus grauer Heidenzeit stammende, mecklenburgische Fürstenburg Werle erhob sich südlich von Schwaan, an dem Ufer der Warnow, auf der Feldmark des jetzigen Dorfes Wiek, und zwar auf der Stelle, die noch heute von den Leuten „auf dem Wall" genannt wird. Es ist dies ein ziemlich bedeutender fester Erdwall, der, wie fast alle alten Burgwälle aus der Wendenzeit, hier im Wiesengrunde, künstlich aufgetragen worden ist. Außer diesem alten Burgwalle ist nichts mehr von der einst so starken und mächtigen Fürstenfeste sichtbar; ein seit 1855 auf der höchsten Erhebung

des Walles errichteter kolossaler Granitblock mit der einfachen Inschrift „Burg Werle" erinnert jetzt aber den vorüberziehenden Fremden an die Wichtigkeit dieses ehrwürdigen Ortes.

Eine 1229 von Niclot IV. gestiftete Nebenlinie des fürstlichen Hauses Mecklenburg, der das Fürstenthum Wenden, wozu auch Burg Werle gehörte, zufiel, nahm zu dem ihr zustehenden Titel „Fürsten zu Wenden" auch noch nach dieser alten Feste ihrer Ahnen den Titel „Herren zu Werle" an und führten ihn bis zu ihrem Erlöschen, im Jahre 1436, wo Fürst Wilhelm, der Letzte des Hauses Werle, zu seinen Vätern hinüberging.

Hier auf Burg Werle residirte auch jener unglückliche Fürst Heinrich I. von Werle-Güstrow, der von seinen eigenen ältesten Söhnen, Heinrich II. und Niclot V. 1291 gemordet wurde, hauptsächlich wol aus dem Grunde, weil ihr alter Vater nach dem Tode ihrer Mutter eine zweite Ehe geschlossen hatte, wodurch sie eine Schmälerung ihres Erbes fürchteten*). Auch hat Niclot — setzt die Sage hinzu — ein verbotenes Verhältniß mit seiner Stiefmutter gehabt, bei dessen endlicher Entdeckung er arg von seinem Vater gezüchtigt worden ist, wofür er diesem denn fürchterliche Rache geschworen, sich mit seinem älteren Bruder verbunden und mit ihm den Vater meuchlings auf der Jagd umgebracht hat.

Als die beiden Vatermörder hiernach von ihren eigenen Unterthanen mit Hülfe eines ihrer fürstlichen Vettern verjagt

*) Früher galt nämlich noch nicht das Recht der männlichen Erstgeburt, sondern alle hinterbliebenen Söhne, oder doch die ältesten, pflegten nach dem Tode ihres Vaters seinen Länderbesitz unter sich zu theilen, wovon denn damals oft so viele verschiedene regierende Linien eines Fürstenhauses entstanden und die einzelnen Staaten so vielfach zerstückelt wurden.

worden waren und Niclot V. bald hiernach, Heinrich II. aber später unter großen Seelenqualen ihr Leben ausgehaucht hatten, da fanden sie keine Ruhe im Grabe und unstät und flüchtig mußten ihre gefolterten Geister im Grauen der Nacht auf der väterlichen Burg umherirren, was auch noch jetzt, nachdem die Feste Werle selbst längst in Staub und Asche zerfallen, dort auf ihren alten Burgwällen geschehen soll.

Das sogenannte Tischensdenkmal im Thiergarten von Ivenack bei Stavenhagen.

(Nach Rud. Samm.)

Die Tochter des Statthalters Gilow in Grischow bei Stavenhagen, Anna Elisabeth, war die Schönste aller Mädchen in der ganzen Umgegend.

Alle Burschen der nahen Ortschaften hatten ein Auge auf sie geworfen und stritten sich jedes Mal auf dem Tanzboden, wer mit Schön-Lischen — so nannte man sie allgemein — zuerst „Einen abtreten“ sollte. Das machte dem kleinen, rothbackigen Ding vielen Spaß, und es bildete sich nicht wenig darauf ein, so viele Anbeter zu haben.

Wenn sie aber daheim zu Hause war, und der ivenacker Herr Graf mit seinem Schwarzen vor der Thür des Kathens hielt und mit einem „Guten Morgen, mein Engel!“ in die Stube trat, dann war die ganze Anbeterschaft von A bis Z vergessen. und sie dachte nur an das ivenacker Schloß, wo sie bald wohnen sollte. Denn der Graf liebte sie unendlich und bestand darauf, daß sie mit ihm ziehen müßte.

Und das Mädchen ließ sich bereden und zog mit.

Wenn der Hochmuthsteufel einem jungen Mädchen den Kopf verdreht hat, so schlägt es oftmals Unschuld und Ehre in die Schanze, um nur ein angenehmes, sinneberauschendes Leben voller Herrlichkeiten führen zu können. — Doch auf Sonnenschein folgt Regen, auf Lust folgt Leid. Denn das Fünkchen Ehre, welches das Wohlleben nicht ganz unterdrücken kann, entwickelt sich allmälig zur brennenden Flamme der Reue, versengt den Geist und tödtet mit ihm auch nach und nach den Körper.

Aehnlich mogte es der Anna Elisabeth ergangen sein. Das jetzige Leben ekelte sie zuletzt an, und sie welkte dahin, wie eine geknickte Rose, die der Sturm endlich ganz abbricht und auf die Erde wirft. Und nach einigen Jahren lag auch das schöne Mädchen gebrochenen Herzens in der Erde.

Der Graf, der sie wirklich aufrichtig geliebt hatte, war sehr betrübt und ließ ihr auf einem anmuthigen Hügel in seinem Thiergarten — wahrscheinlich dem Lieblingsplätzchen der Verstorbenen — ein Denkmal, als Zeichen seines Schmerzes, errichten.

In dem Schlosse zu Ivenack war es aber nach des Mädchens Tode nicht mehr richtig. Nachts um 12 Uhr ließ sich dort eine weiße, geisterhafte Gestalt blicken, die lautlos alle Räume durchwandelte und mit dem Schlage Eins wieder spurlos verschwand. So ging es mehrere Jahre, bis man endlich dieses Treibens überdrüssig wurde.

Man ließ den alten Schäfer des Orts, einen weit und breit berühmten Teufels- und Geisterbanner kommen und beauftragte ihn, das Gespenst abzufangen. Das glückte; der Schäfer trug die weiße Gestalt in einem zugeschnürten Sacke nach dem Berge im Thiergarten und scharrte seine Last dort ein.

Wenn man aber glaubte, dem Gespenste hierdurch Ruhe verschafft zu haben, so hatte man sich geirrt. — Plötzlich verbreitete sich unter den Leuten das Gerücht, daß auf dem Denkmal im Thiergarten ein Groschen läge, der die zauberische Eigenschaft habe, sich durch wiederholtes Umdrehen zu verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen und so fort bis ins Unendliche.

Indessen jedes Mal, wenn sich der Eine und Andere erkühnte, den zauberhaften Groschen von dem Denkmal zu nehmen, hockte ihm eine schwere Last auf den Rücken, welche ihn nicht eher verließ, als bis er das Stück Geld wieder dort hinlegte, wo er es gefunden hatte.

Dies konnte jedoch einen kühnen Stavenhäger nicht abhalten, mit der Aneignung des Groschens ebenfalls einen Versuch zu machen. Richtig — da saß auch ihm die Reiterin auf dem Rücken.

Er aber war beherzt, packte die verhängnißvolle Bürde mit beiden Händen und trug sie nach einem Kreuzweg, von welchem er gehört hatte, daß ein solcher Ort eine erlösende Wirkung auf Gespenster ausübe. Und siehe! der reitende Geist war augenblicklich aus dem Sattel gehoben und ließ sich auch im Thiergarten niemals wieder blicken.

Der glückliche Stavenhäger aber soll durch den Groschen zu großem Reichthum gelangt sein.

Das vorstehend erwähnte, aus Sandstein geformte Denkmal befindet sich noch theilweise im ivenacker Thiergarten bei Stavenhagen. Leider sind die Capitäle und die darauf befindlich gewesenen Vasen der beiden noch stehenden, ungefähr 5 Fuß hohen, vierkantigen Pfeiler oder Säulen verschwunden; wie

man sagt, sind diese Theile nach und nach von den Leuten als Wetzsteine weggeholt worden.

Die Pfeiler sind mit griechischer, lateinischer und französischer Inschrift geziert, von der ich aber, des verwitterten Zustandes halber, nur etwas entziffern konnte. Ich lasse dies Fragment in deutscher Uebersetzung folgen:

„— — — — — — — gestorben im 22. Jahre, am 17. Novbr. 1775. — Ein Mädchen von gewöhnlicher Herkunft, aber ausgezeichnet durch eine liebliche Figur, ein vortreffliches Herz und eine Fröhlichkeit, welche sich nie verläugneten. Ein Mann, der sie beinahe sieben Jahre hindurch, die gegenseitig mit so vieler Wonne und Freude verstrichen, liebte, hat dieses einfache Monument, ihrer Asche zum Andenken, errichtet, um dadurch zugleich eine schwache Spur seiner Zärtlichkeit, seines Schmerzes um diejenige, welche die Ursache dazu war, zu hinterlassen. — Wanderer, ehre dies Denkmal der Schwäche eines Deines Gleichen, verzeihe ihm seinen Schmerz, und möge der Himmel Dir lieber soviel Glück verweigern, als er es ihm gewährt hatte, wenn es von so viel Bitterkeit begleitet sein muß! —“

Das noch sehr gut erhaltene Grab der Anna Elisabeth Gilow, welches ein Sandstein bedeckt, der in lateinischer Sprache die Daten ihrer Geburt und ihres Sterbens enthält, sowie noch mit kurzen Worten ihre Vorzüge preist, befindet sich zur Seite der ivenacker Kirche, dicht vor der gräflichen Erbbegräbnißcapelle, in der auch der Graf ruht, der sie einst so innig liebte.

Der Felsblock mit dem Riesenhandzeichen bei Krappmühle, unweit Neu-Brandenburg.

Einst sollte auf dem kleinen Gehöft Krappmühle bei Neu-Brandenburg eine große Hochzeit gefeiert werden, wozu man viele Gäste aus der Umgegend weit und breit eingeladen hatte; der zu Podewall wohnende Riese war aber nicht eingeladen worden, was ihn ganz gewaltig ärgerte.

Als nun der Hochzeitstag da war, ergriff er aus Rache einen gewaltigen Felsblock, um ihn in den Grützkessel zu Krappmühle zu werfen. Aber der Stein flog eine kleine Strecke über Krappmühle hinweg und liegt dort noch heutigen Tages mit dem Abdruck der Riesenhand.*)

Der Todtschlag zwischen Alt-Rehse und Wustrow bei Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn.)

Eine Stelle auf dem Wege zwischen Alt-Rehse und Wustrow wird gewöhnlich Todtschlag genannt. Sie soll ihren Namen folgendem traurigen Erreigniß zu verdanken haben:

In der Franzosenzeit kam einmal Abends spät ein bejahrter Mann mit seinem Fuhrwerk in Alt-Rehse an, obgleich dasselbe nicht an der Landstraße liegt. Er hatte nur seinen

*) Es ist dies einer der größten Felsblöcke, die es in Meklenburg giebt.

kleinen zwölfjährigen Sohn bei sich und schien absichtlich von der Heerstraße gewichen zu sein. Wie man munkelte, sollte er dem geschlagenen preußischen Heere angehören, ein verkleideter Hauptmann, oder so etwas sein und einen Theil der Kriegskasse bei sich führen.

Das erweckte die Habsucht einiger Anwesenden. Noch in der Stille der Nacht ward der schwarze Plan geschmiedet und den andern Morgen in aller Frühe ausgeführt.

Als nämlich kaum der Morgen grauete, brach schon der Fremdling mit seinem Sohne auf. Aber er sollte nicht mehr das nächste Dorf erreichen. Unterwegs überfielen ihn die Mörder, und sie schonten selbst des Kindes nicht, obgleich dasselbe auf den Knieen um sein junges Leben gebeten haben soll.

Der Arm der Gerechtigkeit erreichte die Mörder nicht, aber des Volks Stimme ächtete sie, bis sie mit ihrem ungerechten Mammon übers Meer zogen.

Der Ort selbst aber zeugt noch heute durch seinen Namen von jener Gräuelthat.

Die feindlichen Ritter von Walkendorf und Dalwitz bei Gnoien und die Fee mit der goldenen Wiege.

Als es noch viele Wenden in Mecklenburg gab, da wohnten auch zwei solcher Ritter zu Walkendorf und Dalwitz bei Gnoien. Beide Grenznachbaren waren erbitterte Feinde und bekriegten sich gegenseitig fast unaufhörlich. Obgleich der Walkendorfer dem Dalwitzer an Mannschaft weit überlegen war und ihn in offener Schlacht immer in die Flucht schlug, so nütz-

ten ihm solche Siege doch blitzwenig; denn der Dalwitzer schloß sich dann eiligst in seine stark befestigte Burg ein, die ebenso tief in der Erde lag, als sie daraus hervorragte, zog die zu ihr über tiefe Wallgräben führende Zugbrücke in die Höhe und vertheidigte sich dahinter mit seinen Leuten. Niemand konnte ihm hier so leicht etwas anhaben, und mußten seine Verfolger stets unverrichteter Sache wieder abziehen.

Der walkendorfer Ritter, der steten Fehden seines feindlichen Grenznachbars überdrüssig, der, so oft er ihn auch in die Flucht schlug, doch stets wieder vor seine minder geschützte Burg zog und ihn unaufhörlich neckte und belästigte, beschloß endlich, um Ruhe zu bekommen, sich eine ähnliche, wo möglich noch festere und unbesiegbarere Feste zu erbauen, als die des Dalwitzers. Mit Hülfe des ihm befreundeten lühburger Ritters unternahm er es nun an dem einen Ende des ihm gehörenden nahen Sees einen hohen Berg Erde aufzukarren. Nach siebenzehnjähriger, unausgesetzter Thätigkeit war endlich diese mühevolle Arbeit vollendet und der Berg fertig, was ihm manchen treuen Knecht gekostet, da er immer eine Schaar Bewaffneter aufstellen mußte, um die Leute bei der Arbeit vor dem Feinde zu schützen.

Bald erhob sich auf diesem künstlich hergestellten Berge eine ähnliche feste Burg wie die des dalwitzer Ritters, denn auch sie war so tief in die Erde gebaut, daß nur die Hälfte von ihr sichtbar war. Hierher zog nun der walkendorfer Ritter und hatte fortan Ruhe vor seinem Feinde.

Während des langen Baues seiner neuen Burg war der Walkendorfer schwach und alt geworden, und er dachte ernstlich daran, seinen einzigen Sohn zu verheirathen. Er hatte hierzu die schöne Tochter des lühburger Ritters, ebenfalls dessen einzig Kind, ausersehen, um diesem hierdurch zugleich seine Dank-

barkeit für die ihm beim Bergbaue geleistete treue Hülfe zu bezeugen. Obgleich auch die beiden jungen Leute einander herzlich gut waren und sich innig liebten, so wollte doch der Vater des jungen Edelfräuleins nicht in diese Verbindung willigen, da er seine Tochter mit einem kleinen wendischen Fürsten zu vermählen dachte.

Da alle wiederholten Versuche des jungen Walkendorfers vergeblich blieben, die Einwilligung des lühburger Ritters zur Verheirathung mit seiner Tochter zu erlangen, so entführte er sie endlich in der Nacht auf einem weißen Schimmel und brachte sie auf die väterliche Burg*).

Der beleidigte lühburger Ritter verband sich nun mit dem beregten kleinen Wendenfürsten und zog mit einem großen Heere gegen die walkendorfer Burg, die jetzt dem Entführer seiner Tochter gehörte, da dessen Vater kürzlich gestorben war. Es wurde ein großes Floß gebaut, um so der Burg desto leichter und besser beizukommen. Nach langer, langer Belagerung und nachdem sich auch noch der alte dalwitzer Ritter mit den Belagerern verbündet hatte, gelang es schließlich den jungen Walkendorfer zur Uebergabe seiner Burg zu bewegen, jedoch stellte er dabei die Bedingung, daß der lühburger Ritter ihm endlich seine Einwilligung zur Verheirathung mit dessen Tochter geben solle, wo nicht, so werde er sie und sich umbringen, ehe seine Feinde in sein Eigenthum eingedrungen sein würden. Nach dieser energischen Erklärung des jungen Walkendorfers gab nun endlich der erzürnte Lühburger seine Zustimmung, daß Ersterer seine Tochter zum Weibe behalten solle, doch mußte er ihm dafür sofort seine Burg abtreten.

---

*) Das Roß soll auch jetzt noch alle Jahre spukend die Reise einmal dahin machen.

Das nahe Dorf Niekör ist während dieser langen Belagerung der Burg Walkendorf entstanden; die Feinde haben es nämlich zur besseren und bequemeren Beobachtung der belagerten Burg erbaut und hier mit ihrer ganzen Heeresmacht gelegen.

Der arme Walkendorfer ging nun mit seinem jungen Weibe zu seinem Vetter, einem Ritter Moltke — wo der gewohnt, giebt die Sage nicht an — klagte ihm sein Unglück und bat um Rath und Hülfe. Ritter Moltke, ein ebenso guter, als edeldenkender Herr, sagte seinem Vetter ganz offen, daß es unrecht gewesen, die Tochter des Lühburgers zu entführen; aber er tadelte auch des Letzteren Härte und versprach dem armen Walkendorfer die kräftigste Hülfe zur Wiedererlangung seiner Burg.

Ritter Moltke verband sich nun mit einer großen Zahl ihm befreundeter Ritter und rückte mit einem ungeheuren Heer zur Wiedereroberung der vetterlichen Burg aus.

Ehe er jedoch dazu schritt, zog er zuerst mit seinen Bundesgenossen vor des Lühburgers Burg und forderte ihn auf, seinem Vetter gutwillig sein Eigenthum wieder zurück zu geben, wie ihn überhaupt in alle seine sonstigen Rechte als Schwiegersohn einzusetzen; wonicht, so werde er nicht allein zur Eroberung der Burg Walkendorf schreiten, sondern zuvor erst Lühburg nehmen und es von Grund aus zerstören. Der geängstigte Lühburger gab jetzt endlich nach, erfüllte Alles was Ritter Moltke verlangte, verzieh dem Walkendorfer und seinem Weibe vollständig und segnete ihren Ehebund.

Als Ritter Moltke hiernach den Walkendorfer wieder in sein Eigenthum eingesetzt hatte, benutzte Letzterer sogleich die günstige Gelegenheit, zog mit dem gewaltigen Heere seines Vetters vor des verhaßten Dalwitzers Burg, züchtigte ihn auf

das Empfindlichste und ließ sich darnach das heilige Versprechen geben, seine Feindseligkeiten gegen ihn für immer einzustellen.

Glücklich und in stetem Frieden lebte nun das junge Paar auf Burg Walkendorf bis ans Ende ihrer Tage.

Als ihnen der erste Sohn geboren wurde, brachte eine Fee der Wöchnerin eine goldene Wiege, die sie aber wieder zurück mit sich in den Berg nahm, als sie nicht mehr benutzt wurde.

Wenn dereinst ein Graf Moltke mit rothen krausen Haaren geboren sein wird, so bringt diesem die Fee die goldene Wiege wieder, nebst vielen andern Schätzen, wofür er dann später die nun schon längst verfallene Burg Walkendorf wieder aufbauen lassen wird. — Als nämlich später die Familie der Ritter von Walkendorf ausgestorben war, wurden die ihnen nahe verwandten von Moltke mit Walkendorf belehnt, die dasselbe aber jetzt auch nicht mehr besitzen. —

Der künstliche Berg, auf dem sich einst die neue Burg Walkendorf erhob, ist noch vollständig erhalten, aber über und über mit Holz bewachsen und wird jetzt der „Burgwarteberg" genannt. Die Burg selbst ist aber gänzlich zusammengesunken und nur noch ein von Gestrüpp und Gräsern wild bewachsener Trümmerhaufen.

Von der alten Burg Dalwitz ist ebenfalls nur noch wenig vorhanden. Auf ihren alten tiefen Fundamentmauern erhebt sich theilweise das jetzige Schloß der derzeitigen Besitzer, der Grafen von Bassewitz. Außerdem existirt auch noch der alte Wallgraben, der auch heute noch das herrschaftliche Schloß umschließt, über den aber jetzt, statt der ehemaligen hölzernen Zugbrücke, eine massive Steinbrücke führt.

Warum die Grevismühlener Krähen heissen.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

In uralten Zeiten kannten die Grevismühlener noch keine Weesbäume. Darum hatten sie ihre liebe Noth, wenn Korn oder Heu eingefahren wurde. Sie konnten im Leben nicht viel mit einem Male fortbringen, und hatte der Fuhrmann etwas mehr geladen, als „Legg upp Lerre,"*) so ging mancher Halm verloren, und die Armen und Sperlinge standen sich gut dabei.

Eines Tages kam ein Fremder in die Stadt und erzählte einem grevismühlener Stadtkinde, bei ihm zu Hause hätte man Weesbäume. Das seien Bäume beinesdick und etwa anderthalb mal so lang, als ein Erntewagen. Die würden, ganz gleich, ob Korn oder Heu, oben auf das Fuder gebunden. Dann gehe kein Hälmchen verloren, und wäre das Fuder auch wer weiß wie hoch und breit.

Das schrieb sich unser Stadtkind hinter die Ohren. Als nun die Ernte vor die Thür kam, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als bekannt zu machen, er habe ein Instrument erfunden, das leiste beim Einfahren des Kornes oder Heues gewaltige Dienste; man könne die Fuder so hoch laden, wie man wolle, und verloren gehe kein Spierchen. Er bestimmte einen Tag, an dem seine Mitbürger mit eignen Augen die wundersame Erfindung schauen sollten.

Der bestimmte Tag kam heran, und was von den Grevismühlenern Beine hatte, eilte hinaus auf den Acker des Erfinders. Das Fuder wurde geladen, so hoch, wie die Grevismühlener noch kein's gesehen hatten, und der Weesbaum hinaufgebracht.

*) Eine Lage über der Leiter — Leiterbaum —.

Aber der kluge Erfinder band den Baum nicht der Länge nach auf's Fuder, wie's doch jeder rechtschaffene Christenmensch thut, sondern verquer, so daß die Enden des Baumes rechts und links vom Wagen abstanden, wie ein Paar ausgebreitete Riesenarme. Dennoch fanden die guten Grevismühlener Alles wunderschön, und freuten sich höchlichst über die Erfindung ihres Mitbürgers. Hinten und vorn fiel beim Fahren freilich noch ab und an ein Bündlein ab, aber in der Mitte lag's doch fest.

Die Fahrt ging ab, und das Fuder kam glücklich bis an's Thor. Da aber war Holland in Noth — der Weesbaum wollte den Wagen nicht hindurchlassen. Da stand denn die ganze Bürgerschaft und rathschlagte, wie's nun müßte, und wie's nun werden solle, und die Herren Stadtrepräsentanten zerbrachen sich die Köpfe, und der Erfinder kratzte sich hinter den Ohren.

Stunde um Stunde verging, der Abend kam immer näher, und das Fuder hielt noch immer vor dem Thor. Einige von den Herren Repräsentanten schlugen schon ein verzweifeltes Mittel vor, das Thor nämlich auf den Markt zu verlegen, wo es sich sicher nicht schlecht ausnehmen werde, denn es war noch funkel nagelneu. Da flog eine Krähe vorüber und schrie: „Scharp, scharp, scharp vöhr! scharp vöhr!*) da legte, was der oberste Rathsherr war, den Finger an die Nase und sagte auf plattdeutsch — denn damals sprachen die Rathsherren noch plattdeutsch —: „Hollt still, dei Kreih hett Recht; scharp vöhr möht't."**) Und geht zu dem Erfinder und sagt: „Dei Kreih hett Recht; scharp vöhr möht't." Da geht auch diesem

*) „Scharf, scharf, scharf vor! scharf vor!" = das scharfe Ende vor.
**) „Haltet still, die Krähe hat Recht; scharf vor muß es."

ein Licht auf, und er sagt: „„Ja, Herr Rathsherr, sei hett Recht!“ “*)

Sogleich steigt er auf den Wagen und legt das scharfe Ende des Baumes vor. Und richtig! der Wagen fährt ohne Ruck und Zuck durch das Thor.

Als sie hindurch sind, nimmt der Rathsherr den Erfinder auf die Seite und sagt: „Meiste, ick as wohlweiser Rath der Stadt Grevsmählen frag Jug upp Juhg Gewissen: heft Jie dat Instrement von Behsbohm würklich sülfst erfun'n? Mie will't nich so vörkamen. Wohier süll't dei Krei süß weiten, dat 't scharp En'n vör möht, wenn sei't nich ein Stähr's seihn harr?“**)

Da erschrak der Erfinder und sagte: „„Herr Rathsherr, wenn Sei mie so fragen, möht ick't seggen; ja, Herr Rathsherr, so iß't, un Sei hebben Recht!“ “***)

Seit der Zeit werden die Grevismühlener Krähen genannt, und seit der Zeit legen die Grevismühlener den Weesbaum bis auf den heutigen Tag verlängs und nicht verquer auf's Fuder.

*) „„Ja, Herr Rathsherr, sie hat Recht!“ “

**) „Meister, ich als wohlweiser Rath der Stadt Grevismühlen frag Euch auf Euer Gewissen: habt Ihr das Instrument von Weesbaum selbst erfunden? Mir will's nicht so vorkommen. Woher sollte die Krähe sonst wissen, daß das scharfe Ende nach Vorn muß, wenn sie es nicht irgendwo gesehen hätte?“

***) „„Herr Rathsherr, wenn Sie mich so fragen, muß ich's sagen; ja Herr Rathsherr, so ist es, und Sie haben Recht.“ “

Die in den Strassen von Alt-Strelitz spukende Mannsgestalt.

Auf den Straßen zu Alt-Strelitz hat sich früher in der Dunkelheit öfter ein Spuk, in Form einer baumlangen, düsteren Mannsgestalt gezeigt, die bald den Leuten den Weg vertrat, bald ihnen nacheilte und dann mit einem Male plötzlich wieder verschwand. Oft kam es vor, daß von zweien zugleich auf der Straße Wandelnden nur der Eine den Spuk sah, während der Andere nichts bemerken konnte.

Der Armenvogt A.... in Alt-Strelitz erzählt also über diesen Spuk:

„Die Eltern des alten W., der jetzt schon lange todt, hatten eine Tabacksfabrik, in welcher meine Großeltern arbeiteten.

Als letztere an einem Winterabende spät aus der Fabrik kamen und nach Hause gingen, traf es sich, daß meine Großmutter um einige Schritte ihrem Ehemanne vorauseilte. Es geschah dies, an der Ecke, wo die Mühlenstraße in die Schloßstraße mündet. Als mein Großvater um die Ecke bog, nahte ihm plötzlich ein riesengroßer Mann, sonderbaren Aussehens, und vertrat ihm den Weg.

Mein Großvater, tödtlich erschrocken, drückte sich lautlos an das nächste Haus und blieb dort stehen. Der Riese schritt darauf an ihm vorüber und eilte meiner Großmutter nach.

Bald war dieselbe eingeholt und mein Großvater, der sich vor Schrecken noch nicht rühren konnte, dachte nicht anders, als daß es um seine gute Frau geschehen sei; aber die Gestalt sprang, als sie jener zum Berühren nahe gekommen, zwei Schritt rechts und verschwand.

Jetzt erst wurde mein Großvater wieder Herr seiner Gliedmaßen und ging dicht an den Häusern heimwärts.

Zu meiner Großmutter sagte er an dem Abend nichts. Drei Tage darauf fragte er sie: „Mutter, hast Du nichts gesehen?"

Als sie versicherte nichts bemerkt zu haben, erzählte er ihr die ganze Begebenheit und schloß damit, daß er früher nichts habe sagen dürfen, weil er sonst unglücklich geworden wäre oder doch eine Tracht Prügel empfangen hätte.

Die Geschichte ist übrigens gewißlich wahr, denn meine Großmutter war eine ehrwürdige, brave Frau, und sie hat dieselbe wol hundertmal meinem Vater, mir und allen ihren Angehörigen erzählt."

Der von einem tollen Hunde gebissene Jäger von Schönhausen bei Woldegk.

(Von C. Langmann, Lehrer zu Sponholz.)

In der Kirche zu Schönhausen bei Woldegk befindet sich an der inneren Thür ein Blatt, worauf man die Figur eines großen tollen Hundes abgebildet sieht, unter welchem in Druckschrift die Merkmale eines wasserscheuen Hundes angegeben sind. Folgender tragische Vorfall soll dazu Veranlassung gegeben haben.

Vor vielen Jahren sitzt der Revierjäger Zierk in Gedanken vertieft in seiner Wohnstube, worin sich eben auch seine Frau befindet, als er sich gegen diese äußert: „Heute sind es gerade achtzehn Jahre, als mich ein toller Hund gebissen. Man hat mir damals gerathen, mich nicht zu verheirathen, mir hat ja aber bis jetzt noch nichts geschadet."

Kaum hat er dies aber gesprochen, da stellen sich bei ihm alle Symptome der Hundeswuth ein, so daß die auf das Geschrei der Frau herbeigeeilten Leute sich genöthigt sehen, ihn an Händen und Füßen gefesselt an den vier Bettpfosten zu befestigen.

Am dritten Tage, da trotz aller angewandten Mittel keine Hoffnung zur Besserung bleibt, öffnet der Arzt ihm eine Ader und läßt ihn so zu Tode bluten.

Der vom Blitz erschlagene gottlose Statthalter.

„Hinaus mit Euch aus dem Stalle, verfluchte, faule Bengel! Der Teufel soll dem von Euch gleich das Hirn einschlagen, der nicht sofort in's Feld zum Haken zieht!“

So rief einst auf einem mecklenburgischen Edelhofe — der Name war meinem alten Gewährsmanne entfallen — der gottlose Statthalter den Knechten zu, als sie nach Mittagszeit mit ihren aufgeschirrten Pferden noch immer zögernd im Stalle standen, denn es hatte sich ein furchtbares Gewitter über ihren Häuptern zusammengezogen, das jeden Augenblick loszubrechen drohte.

Auf der Knechte Gegenrede, daß man sie jetzt doch unmöglich mit ihren armen Thieren hinausjagen könne, es sei ja fast schon dunkle Nacht und das Wetter werde heute gewiß entsetzlich werden ꝛc., wurde der Statthalter nur noch wüthender und schrie sie sollten sogleich gehorchen und sich auf's Feld scheeren, er werde sie sonst alle aus dem Dienste jagen; denn, setzte er frevelnd hinzu als es eben gerade über ihnen

gewaltig zu donnern begann, solche „Bangenbüxen"*) könne der gnädige Herr nicht gebrauchen, die sich schon fürchteten, wenn der Alte da Oben einmal Einfälle kriege Kegel zu spielen und seine Kugeln rollen zu lassen.

Kaum waren jedoch diese schändlichen Redensarten über seine Lippen, als sich auch schon der Himmel öffnete, ein zischender Blitz mit entsetzlichem Donnerknalle herniederfuhr und des Gotteslästerer Schädel spaltete, daß er augenblicklich todt zu Boden stürzte.

Der wüste Keller oder die sogenannte Goldmünze in der Burg Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

In einem Keller der alten Burg bei Stargard herrschte früher ein eigenthümliches Leben und Treiben. Viele vernahmen es, aber Keiner wagte es hineinzugehen.

Allgemein glaubte man, es wäre dort eine Münzwerkstätte, allein die Arbeiter trieben ihr Wesen heimlich und wehe dem, der es wagen würde, sich ihnen zu nahen, sie zu belauschen, oder sie in ihrem Treiben zu hindern.

Aber mit dem Geheimnißvollen wuchs auch die Neugierde, und endlich bewog man einen zum Tode verurtheilten Verbrecher hineinzugehen, um sich zu überzeugen, was dort passire. Käme er lebendig wieder heraus und gebe er Kunde von dem Treiben da unten, so solle ihm das Leben geschenkt sein.

*) Soviel als: übertrieben ängstliche Menschen; wörtlich: Angsthosen.

Er wagt den schweren Gang und findet drei Männer an einem Tische sitzen, worauf lauter Schreibgeräthschaften liegen. Sie fragen, was er will? und er berichtet offen den Zweck seines Kommens.

Sie sagen ihm, er könne wieder seiner Wege gehen; da bittet er aber, daß man ihm ein Zeichen mitgebe, woran die da oben erkennen könnten, daß er wirklich unten bei ihnen gewesen sei.

Hierauf machen sie ihm drei Kreuze auf die Hand und sagen, er sei nun gezeichnet genug. Damit steigt er wieder ans Tageslicht hervor und er wird, obwol er von dem geheimnißvollen Treiben da unten keine Kunde bringt, doch begnadigt.

Der Sage nach soll der Eingang zu den unterirdischen Gängen der Burg Stargard im Schloßgarten sich befinden. Der Burgthurm soll ebenso tief in die Erde hineingehen, als er darüber hinausragt; in der Tiefe seien überall in dem Mauerwerk schneidende Messer angebracht und die Verbrecher, welche in alter Zeit von oben hinabgestürzt wurden, mußten unten jämmerlich zerstückelt ankommen. Ein Drost von Schack hat bei der Restauration des Thurmes allen Schutt und viele Erde hineinschütten lassen, aber der unterirdische Raum ist noch lange nicht ausgefüllt.

Die Burgstelle der Moor-Hoben in den Trebelwiesen von Quitzenow bei Gnoien.

In den jetzt zu Quitzenow gehörenden Trebelwiesen, unterhalb des pommerschen Dorfes Bassendorf, ist noch der alte, künstlich aufgetragene Erdhügel sichtbar, auf welchem vor Alters die Burg der sogenannten Moor-Hoben stand. Da nämlich damals auch das nahe Wasdow gerade Rittern aus dem Geschlechte derer von Hobe oder Hoben gehörte, so nannte man diese der besseren Unterscheidung halber die Burg-, jene aber die Moor-Hoben.

Die Moorhoben machten häufig Raubzüge in die Umgegend, theils zu Wasser auf der dicht an ihrer Burg vorbeifließenden Trebel, theils aber auch zu Lande, zu welchem Zweck sie von ihrer Burg aus einen aus dicken eichenen Bohlen gebildeten Weg über die Torfwiese nach dem festen Lande gelegt hatten. Gewöhnlich kehrten sie mit reicher Beute heim, wodurch sie die in ihrer Burg schon aufgehäuften bedeutenden Schätze noch immermehr vergrößerten.

Als endlich ein großes Heer Verbündeter gegen die Burg heranrückte, um sie zu zerstören und dem räuberischen Treiben ihrer Insassen ein Ende zu machen, da rafften diese, rechtzeitig hiervon unterrichtet und wol wissend, einer solchen Macht nicht lange Widerstand leisten zu können, schnell ihre besten Habseligkeiten und Schätze zusammen. In einem großen eisernen Kasten verpackt und auf einen Wagen geladen, traten die Moor-Hoben damit in einer dunklen Nacht ihre Flucht über den Bohlendamm an, um sich zu ihren Vettern, den Burg-Hoben auf Wasdow zu begeben, wo sie gesicherter als auf ihrer Burg waren.

Kaum aber hatten sie die Mitte des Holzweges erreicht, da gab plötzlich eine Bohle nach, und der schwere Schatzkasten versank mit ihnen und allen ihren Leuten in den tiefen Moorgrund, um nie wieder an das Tageslicht zu kommen.

Da im Moore, wo man auch außer der sichtbaren Burgstelle, noch Spuren des alten Bohlenweges beim Torfstechen gefunden hat, wandeln die Geister der Versunkenen auch jetzt noch in finsteren Nächten umher, und brennt dann auch der mit ihnen versunkene moor-hobensche Schatz.

Die Vernichtung des Sonnengottes Parchun*) im Sonnenberge bei Parchim.

(Von Rud. Samm.)

Schon vor achthundert langen Jahren
Ward hier im Land das Christenthum,
Mit vielen Mühen und Gefahren,
Einst eingeführt zu Gottes Ruhm.
Allein es sollt nicht lange währen
Mit diesem einzig wahren Glück,
Denn zu den heidnischen Altären
Kehrt schnell der Wenden Volk zurück.**)

*) Der wendische Sonnengott Parchum oder Parcun stand, wie die Sage erhellt, im Sonnenberge bei Parchim und soll, außer einer goldenen Strahlenkrone um das Haupt, auf das Reichste mit Gold verziert gewesen sein. Parchim leitet wahrscheinlich von ihm seinen Namen ab.

**) Das Christenthum fand bei den Wenden in der Mitte des elften

Die Götzen, deren Macht vernichtet,
Und die schon lagen in dem Staub,
Sie werden wieder aufgerichtet
Und frisch bekränzt mit grünem Laub.
Um sie herum, in weiter Runde,
Tanzt wiederum im tollen Kreis
Das Volk, aus seinem Lästermunde
Ertönt der alten Götter Preis.

Und rings herum im ganzen Lande
Ist bald das Christenthum verpönt,
Man spricht davon nur noch mit Schande,
Nur noch, wenn man es frech verhöhnt.
Auch manche neue Bilder werden
Gebaut, geschmückt mit goldner Zier,
Erheben sie sich auf der Erden,
Als wären sie des Volks Panier.

So sieht man auch zu der Zeit prangen
Ein hohes, großes Götzenbild,
Behängt mit blanken, goldnen Spangen,
Aus lauterm Gold der schwere Schild,
Dort auf dem grünen Sonnenberge,*)
Der sich vor Parchims Thor erhebt,
Dort steht das prächtigste der Werke,
Von dem nur noch die Sage lebt.

Jahrhunderts einigen Eingang, doch nur auf kurze Zeit; denn sie kehrten wieder zu ihrem alten Götzendienst zurück, bis Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, 1161 dieses Land eroberte und die christliche Religion gründlich einführte. — Siehe auch Anmerkung 1 Seite 207 und 208 zweiten Bandes. —

*) Auch sein Name stammt von dem Sonnengott her.

Denn, was gemacht durch Menschenhände,
  Muß doch dereinst zu Grunde gehn,
Und nur in Ewigkeit, ohn' Ende,
  Wird Gottes Wort allein bestehn. —
Schon naht schnellfüßig das Verderben
  Dem Sonnengott im Buchenwald;
Er kann sich nicht einmal verbergen
  Vor einer feindlichen Gewalt.

Soeben ist die Burg*) im Sturme
  Genommen, die am Berge steht,
Und von dem hohen, festen Thurme
  Des Kreuzes Siegesfahne weht.
Hell leuchtet an dem Himmelsbogen
  Verbrannter Hütten Feuersgluth,
Der nahen Elde blaue Wogen
  Sind roth gefärbt mit Menschenblut.

Heinrichs des Löwen**) tapfrer Haufe
  Vernichtet den in Glaubenswuth,
Der nicht bereit ist zu der Taufe
  Der Christen in des Wassers Fluth.
Wer nicht verkünden will den Namen
  Deß', der die Sünde einst bezwang,
Dem bringen sie, ja seinem Samen,
  Durch's Schwert den blut'gen Untergang.

*) Nach einer kaiserlichen Urkunde vom Jahre 1170 muß in der Nähe der jetzigen Stadt Parchim, — etwa am Fuße des Sonnenberges an der Elde, weil die Wenden in Sümpfen und Wiesen zu bauen pflegten, um ihre Wohnplätze im Falle der Noth unter Wasser setzen zu können — eine wendische Burg Parchum oder Parcun gestanden haben.

**) Heinrich, Herzog von Sachsen und Baiern.

Was jetzt noch athmet von der Rotte
Der Heiden flieht zum Buchenhain
Und sucht dort bei dem Sonnengotte,
Bei ihm das Heil nur noch allein;
Zu ihm erhebt sich ihre Stimme
In dieser äußersten Gefahr,
Daß er zermalmen mög' im Grimme
Der Christen ganze, mächt'ge Schaar.

Und als sie nicht erfüllet sehen,
Was sie gewünscht von ihrem Gott,
Verwandelt sich ihr angstvoll Flehen
Zuletzt in frechen, bittern Spott:
„Wenn unsrer Brüder Schilde brechen,
Wo, Parchum, bleibt zum Schutz Dein Schild?
Und willst Du nicht die Todten rächen,
Was frommst Du uns als todtes Bild?"

Die Kühnsten treten aus dem Schwarme
Hervor und legen dreist die Hand
An ihren Götzen, kräft'ge Arme
Umklammern seinen hohen Stand;
Und unter Dröhnen, unter Krachen
Wankt selbst das bindende Metall —
Doch sieh! es öffnet sich ein Rachen
Des Berges weit mit mächt'gem Schall.

Und aus des Orkus*) tiefem Schlunde
Steigt eine rothe Flammengluth,
Beleckt das Bild mit gier'gem Munde
Und reißt es in des Feuers Fluth.

*) Unterwelt.

Dann schließen sich der Oeffnung Wände,
Und still ist's wieder ringsumher;
Erloschen sind der Flammen Brände,
Als wären sie getaucht in's Meer.

Der Haufe aber steht daneben
Versteinert, sprachlos und erbleicht,
Es scheint aus ihm entflohn das Leben,
Denn Alles lauscht und Alles schweigt.
Dann aber hört man laut erschallen:
„Heil Dir, Du Gott der Christenheit,
Du bist der Mächtigste von Allen,
Dir weihn wir uns für alle Zeit!"

Die Heidenfürsten Niklevskow und Belenskow und das untergegangene Kronstadt bei Dobbin, unweit Krakow.

Vor uralten heidnischen Zeiten wohnten an den Ufern des krakower Sees auf der jetzigen Feldmark von Dobbin zwei mächtige Fürsten, Niklevskow und Belenskow, die in stetem Kampf und Fehde miteinander lagen. Während sich des einen feste Burg auf der Stelle erhob, die früher eine Insel bildete und heute „Alt-Dobbin" genannt wird, weil hier später zuerst das jetzige Dorf Dobbin gestanden hat, erhob sich des Andern Feste auf einer Halbinsel des krakower Sees, dem sogenannten Burgwalle von Krakow und dem Dorfe Möllen gerade gegenüber, welche Stelle man auch heute noch mit dem Namen „das

alte Schloß Dobbin" zu bezeichnen pflegt, indem man hier manche Ueberreste einer späteren alten dobbiner Burg findet.

Zwischen diesen beiden Fürstenburgen dehnte sich nun zur selbigen Zeit, an dem Ufer des krakower Sees entlang, die berühmte, große und prächtige Stadt „Kronstadt" aus, die dazumal die erste Haupt- und „Kronstadt" von ganz Mecklenburg war, wovon auch jetzt noch Fundamentüberreste von Häusern und Schlössern in der Erde gefunden werden.

Die langjährige Feindschaft beider Fürsten, des Niklevskow und des Belenskow, löste sich endlich in ihrem Alter zur Freude ihrer Unterthanen, sowie auch der Kronstädter, welche alle hierdurch mehr oder weniger zu leiden gehabt hatten, in herzliche Freundschaft auf.

Jeder der alten Fürsten besaß nämlich nur ein Kind, der eine einen kräftigen, schmucken Sohn, der andere eine bildschöne, engelsgute Tochter. Beide liebten sich trotz der Feindschaft ihrer Väter aufs Innigste und hatten Mittel und Wege ausfindig zu machen gewußt, sich mitunter heimlich zu sprechen. Als sie endlich offen und frei vor ihre Väter traten, ihnen ihre gegenseitige Liebe gestanden und um ihre Einwilligung und ihren Segen zu ihrer Verbindung baten, da stutzten diese Anfangs zwar gewaltig, gaben aber endlich den dringenden Bitten ihrer über Alles geliebten Kinder nach. Diese wurden nun das glücklichste Paar der Welt, die Väter aber die besten Freunde, unter denen fortan ewiger Friede herrschte.

Der Räuberberg bei Puchow, unweit Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn.)

Wer je die Landstraße von Penzlin nach Stavenhagen passirt ist, dem wird gewiß der steile Hügel aufgefallen sein, der sich zwischen Rahnenfelde und Puchow, da wo der Weg nach Lapitz abgeht, hart an der Straße erhebt. Das Volk nennt ihn den Räuberberg. Er ist so steil, wie nur ein Sand- oder Lehmhügel immer sein kann; denn er hat, bei einer Basis von etwa 100 Fuß, nach der Straße hin einen Abfall von über 100 Fuß, nach dem seine andere Seite bespülenden Zieslsee hin beträgt die Böschung aber sogar über 120 Fuß.

Diesem Berge gegenüber lag früher an der andern Seite des Weges der puchowsche Krug. Der Berg selbst aber war in alten Zeiten dicht mit Haselsträuchern und Dorngestrüpp bewachsen und in diesem Zustande der Schlupfwinkel eines gefürchteten Räubers, der an den Leuten im Kruge getreue Helfershelfer hatte und hier in gleicher Weise sein Unwesen trieb, wie Rabandel, Vieting, Papendönning, der Mollenstorfer und Andere an ihrem Orte.

Wie bei Vieting und Papendönning, so gerieth auch hier einst, als die Bande auf Raub aus war, ein schönes Mädchen aus Penzlin in die Gewalt des Hauptmanns, der allein im Lager lag.

Das arme Ding mußte nun wol oder übel des Räubers Weib werden, durfte aber die Raubhöhle nicht verlassen, da ihr Liebhaber sie mit Luchsaugen bewachte. Sie hatte es dort auch gerade nicht schlecht, wenn man's so nennen will, denn sie konnte schalten und walten, wie sie wollte, litt keine Noth und von den rohen, wüsten Gesellen durfte es keiner wagen, ihr

mit einem Wort oder auch nur mit einer Miene zu nahe zu treten. Denn der Hauptmann liebte sie so sehr, wie ein Räuber nur lieben kann.

Aber doch fehlte ihr die Freiheit, und das Leben unter der Bande ekelte sie an, wie sie denn auch für ihren aufgedrungenen Buhlen nicht die geringste Zuneigung fühlte. So führte sie ein trostloses Leben, von den Ihrigen als eine Verlorne tief betrauert. Erst als sie in der Höhle Mutter von zwei Kindern geworden war, und die Bande einst ihrem gottlosen Geschäfte nachging, vermogte sie durch Thränen und Flehen ihrem Zwingherrn die Erlaubniß zu einem Besuche nach Penzlin abzulocken.

Wenn er sich auch zuerst gewaltig sträubte, so dachte er doch, sie wäre durch die beiden Kinder so an ihn gebunden, daß sie ihn nicht mehr verrathen würde; zumal er sie durch einen Eid zum Wiederkommen und Schweigen verpflichtete.

Sie hielt auch Wort; als sie aber von ihren betrübten Eltern Abschied nahm, bat sie sich so viel Erbsen aus, als sie nur in ihrer Schürze fortbringen konnte. Diese streute sie auf ihren Weg, dadurch ein Schwein, das eben frei umher ging, nach sich lockend. So leitete sie das Schwein, denn Menschen sollte sie nicht leiten noch führen. Dem Schweine aber folgten Männer, die sich wohl bewaffnet hatten und so den Weg zur Raubhöhle fanden.

Der Vogel war auch noch im Nest, nur seine Sippschaft nicht und ehe diese zurückkehrte, war das Nest schon ausgenommen und der Räuber in Nummer Sicher gebracht. Mit diesem machte man kurzen Prozeß. Man schlug ihm das Haupt für alle seine Schandthaten ab.

Wie es aber der Bande, die sich einen andern Haupt-

mann wählte, bald darauf ergangen ist, und wie sie ihren Lohn durch Rabandel erhielt, ist schon früher in der Sage vom Rabandelberge*) erzählt worden.

Wie Godendorf bei Fürstenberg zu seinem Namen gekommen ist.

Das Dorf Godendorf bei Fürstenberg hat früher einen andern Namen gehabt, aber einen recht häßlichen, unanständigen, so daß ich ihn hier Anstands halber gar nicht nennen kann.

Als einst einer unserer mecklenburgischen Herzöge durch dies Dorf fuhr, da fragte der leutselige hohe Herr ein junges, am Wege stehendes Mädchen: „In wat för'n Dörp bünn ick hiehr?"**) was so viel heißen sollte: wie der Name des Dorfes sei, worin er sich befinde.

Das gewitzte Mädchen, die des Landesfürsten Frage ganz richtig verstand, aber zu schamhaft war, ihres Dorfes häßlichen Namen zu nennen, that als verstehe sie anders und erwiederte schnell gefaßt: „„In 'n gooden Dörp!""***)

Dem Herzog, der den wahren Namen des Dorfes wol kannte und das Mädchen nur auf die Probe hatte stellen wollen, gefiel diese kluge Antwort so sehr, daß er befahl: das Dorf solle von nun an, statt seines alten häßlichen Namens, den Namen „Goodendörp" führen; woraus denn später Godendorf entstanden ist.

*) Siehe Seite 72 bis 82 dritten Bandes.

**) „In was für einem — in welchem — Dorfe bin ich hier?"

***) „„In einem guten Dorfe!""

Der Glücksberg bei Bellahn, unweit Wittenburg.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Derjenige soll noch erst geboren werden, der sonnenklar und haarscharf beweisen kann, warum der Glücksberg just Glücksberg und nicht anders heißt. Meiner schlichten Meinung nach — es ist aber nur so viel, daß ich davon sage — rührt sein Name daher, nicht weil er ein Glücksberg ist, sondern weil er kein Glücksberg, ja nichts weniger als das ist. Denn erstens ist er kein Berg, sondern ein Hügel, und wenn wir ehrlich sein wollen, auch kein Hügel, sondern ein Hügelchen, und wer ihn auf den ersten Blick von der ebenen Erde unterscheidet, der hat ein scharfes Auge und weiß es auch zu gebrauchen. Wie es aber zum andern mit dem Glücke steht, das er darbietet, das werden wir unten sehen, und dann werden Keinem die Finger darnach jucken.

Es ist schon kein Glück zu nennen, daß es in der Gespensterstunde auf dem Glücksberge nicht geheuer ist und es in stiller Mitternacht in seinem Schooße wie in einer Kupferschmiede, oder wie in einer Schlosser- oder Klempnerwerkstatt hämmert und klirrt und klappert. Mehr als einmal ist's geschehen, daß Einer, der verspätet um die Mitternacht am Glücksberge vorübergekommen, in tausend Sprüngen kopfunter und kopfüber hausan gerannt ist, athemlos und kreidebleich, und erst nach Tagen erzählt hat, am Glücksberge sei ihm etwas passirt, das könne und dürfe er nicht sagen, keinem Menschenkinde nicht und in seinem ganzen Leben nicht.

Man sagt, in ururalten Zeiten sei auf dem Glücksberge ein Schloß versunken mit all seinen unermeßlichen Schätzen, und wer dieselben habe, werde mindestens so reich, wie der selige Salomo und könne ein Leben führen, wie der reiche

Mann im Evangelium, nämlich alle Tage herrlich und in Freuden.

Nun waren einmal — etwas lange her ist's schon, deßhalb kann die Geschichte aber doch wahr sein — ein Dutzend Leute, alt und jung, die den Schatz für ihr Leben gern gehoben hätten. Es waren bescheidene Leutchen, welche meinten, sie könnten nun eben nicht verlangen, daß Jeder von ihnen dem Könige Salomo an Reichthum gleichkomme, sondern wenn sie Zwölf zusammen nur so viel hätten, wollten sie schon zufrieden sein, denn dann sei Jeder noch immer ein dutzendmal reicher, als der lesener Herr, und der habe Geld wie Heu.

In einer mondhellen Nacht schlichen sie auf den Glücksberg hinaus, und um die Mitternacht stieß ein Jeder seinen Spaten in den Hügel. Sie gruben emsig und lautlos, und im Berge klirrte und rasselte, seufzte und stöhnte es. Und Einem und dem Andern lief es eiskalt über den Rücken, und er dachte, wenn's ihm nur nicht an's Leben ginge, denn dann könnten ihm alle Schätze der Welt doch nichts mehr helfen, und das Leben sei ihm doch lieber, als alle Schätze Salomo's und des reichen Mannes zusammenaddirt.

Je tiefer sie gruben, desto unheimlicher klang's herauf, desto lauter klopften ihre Herzen, und der Muth entsank ihnen mehr und mehr. Endlich — und es war hohe Zeit! — stießen die Spaten auf etwas Hartes. Mit doppeltem Eifer wurde die Erde hinweggeräumt, und Freude — über Freude! vor den glücklichen Schatzgräbern lag der Schatz, beschienen vom Glanze des Mondes, und oben darauf eine schwere Wiege von purem Golde.

Ein Glück, daß der vorsichtigste der Schatzgräber einen mächtigen Hebebaum mit zur Stelle geschleppt hatte, denn mit den 24 nackten Händen war's nicht möglich, auch nur die

Wiege aus der Grube zu schaffen, so unbändig schwer war sie; und wer konnte wissen, wie schwer das war, was unter der Wiege lag.

Einer der Schatzgräber unternahm es, den Hebel unter die Wiege zu bringen. Bauchlings auf der Erde liegend, mit dem Vordertheil des Körpers über der Grube, quälte er sich mit dem schweren Hebebaum ab — und hinter ihm stand der Dreizehnte, den er nicht sah, und von dem die andern nicht wußten, wie er so unerwartet dahergekommen sei. Plötzlich brannte ein Mordschlag einige Zoll unterhalb des Rückens und etwas tiefer auf den emsigen Schatzgräber nieder.

Mord und Brand, wie prallte dieser in die Höhe! Rein als wäre er emporgehext, so flink und fix stand er auf den Beinen! — Er dachte nicht anders, als einer von den Kameraden habe aus übergroßer Freude wegen des nun kommenden herrlichen Lebens ihm diesen übelangebrachten Streich gespielt. Da gewahrte er den Fremden hinter sich; der sah aus, wie der leibhaftige Beelzebub, und der war es auch.

Der Bauer machte ein verblüfftes Gesicht, dachte aber: „Bange machen gilt nicht, und um einer goldenen Wiege willen muß das Sitzleder sich schon etwas gefallen lassen!"

Der Fremde aber stand da, wie das unschuldigste Kindlein auf Gottes weiter Welt, sagte kein Wörtlein, und der Geschlagene auch nicht, und die übrigen Schatzgräber auch nicht.

Geduldig legte der mit dem Hebebaume sich zum zweiten Male nieder, und nur noch ein Ruck, und der Baum hätte unter der Wiege gesteckt. Aber ein mörderlicher Schlag fiel wiederum auf die noch schmerzende Stelle nieder, daß der unglückliche Schatzgräber auf ein Härlein daran war, ein verzweifeltes Zetergeschrei auszustoßen, und dann wäre Alles verloren gewesen. Doch er biß die Zähne zusammen und rieb mit

beiden Händen das arme geschlagene Hintertheil. Und der Fremde stand da, unschuldig wie ein Kind, sagte kein Sterbenswörtchen, und der Geschlagene auch nicht, und die andern elf Schatzgräber auch nicht. Und weil er einen geduldigen Kopf hatte, versuchte er's zum dritten Male mit dem Hebel.

Schon erhebt sich sein Arm zum Stoße, da erfolgt ein dritter und so mordmäßiger Schlag, daß unser Schatzgräber über die Grube und noch ein Stück weiter hinwegsetzt, als hätte er Flügel und wäre eine Fledermaus oder Nachteule.

Aber nun war seine Geduld aus und alle. Schleunigst rafft er sich wieder auf und stürzt Hals über Kopf und unter verzweifeltem Mordio den Hügel hinab ins Dorf zurück, und die ganze ehr- und liebsame Schatzgräberzunft in tollen Sprüngen hinter ihm drein.

Nur Einer wagte es, den Verlauf der Geschichte mit anzusehen. Beelzebub umging neunmal die Grube, und beim letzten Male stürzte sie donnernd und krachend über dem Schatze zusammen. Der Hebebaum lag in tausend Splitter und Splitterchen zerbrochen. Dann wurde es still, und der Teufel verschwand. Aber im Glücksberge stöhnte und klirrte und klapperte es wieder, daß es gräulich aus der Tiefe heraufklang.

Und noch heutigen Tages rumort's drinnen, und wer in der Miternachtsstunde an ihm vorüber muß, der schreitet noch einmal so lang und schnell aus, sieht sich auch nicht um, weder rechts, noch links; und der Knecht, der in seiner Nähe ackert, zieht vor Sonnenuntergang heimwärts, und er weiß warum.

Aber den Schatz zu heben hat bis zu dieser Stunde noch Niemand wieder versucht.

Das im dreissigjährigen Kriege durch einen Hahn verrathene Dorf Zachlin bei Plau.

Dicht am plauer See, an dem von dort nach Ganzlin führenden Wege, hat vor dem dreißigjährigen Kriege ein blühendes Dorf gestanden, Zachlin mit Namen.

Tief versteckt in Tannen und Erlengebüsch, blieb es lange unentdeckt und von den Gräueln des Krieges verschont. Die angsterfüllten Einwohner, vom wilden Kampfesgetöse rings umgeben, thaten aber auch Alles, um verborgen und unentdeckt zu bleiben; so war z. B. unter Andern auch beschlossen worden, daß alle Einwohner ihre sämmtlichen Hausthiere tödten sollten, damit der Feind nicht etwa durch ihr Schreien oder Lärmen aufmerksam gemacht und also herangelockt werden könne.

Ein Bauer, der einen ganz wunderhübschen Hahn hatte, von dem er gar zu viel hielt, handelte aber gegen den Gemeindebeschluß; denn er ließ seinen lieben Hahn am Leben und versteckte ihn auf den Heuboden, wo er ihn reichlich mit Futter versorgte.

Einige Zeit ging Alles ganz gut. Als jedoch der Bauer eines Tages das Füttern vergessen hatte, begann der hungrige Hahn plötzlich ein lautes Gekrähe, daß es weithin schallte.

Unglücklicherweise hörten dies Hahnengeschrei gerade in der Nähe lagernde feindliche Truppen. Sie gingen dem Schalle nach, und fanden bald das unglückliche Dorf, welches sie nun, nachdem es geplündert und die Einwohner getödtet waren, bis auf den Grund niederbrannten.

Noch jetzt liegen Reste alter Bausteine zerstreut auf der Dorfstätte umher und deuten uns den Ort an, wo einst Zachlin gestanden, zu dessen Andenken auch noch heute der zu Anfang erwähnte, von Ganzlin nach hier führende Weg der zachliner genannt wird.

Der verborgene Schatz im Keller eines Hauses zu Röbel.

(Von C. T. zu P.)

Gleich rechts am südlichen Eingange der Stadt Röbel steht ein Haus, alt und unscheinbar von außen und prunklos in seinem Innern. Trotzdem ist es mir lieb und werth mein lebelang; es ist das Haus, in dem ich geboren und meine Knabenjahre verlebt habe; es war das Haus meiner Eltern.

Ich will hier nicht davon reden, was das Herz bewegt beim Gedenken an die dort verlebten Tage, auch nicht von den wundersamen Bildern, die meine Phantasie sich schuf, wenn wir Kinder in dem Garten, der hinter dem Hause liegt, je zuweilen einen alten morschen Schädel fanden und dabei der alten Zeit dachten, von der unser Nachbar uns erzählt hatte, daß damals dieser Ort der Friedhof des nahen Klosters gewesen sei. Nur erzählen will ich eine von den Geschichten, die dieser alte Nachbar auskramte, so oft wir ihn darum baten. Freilich wußten wir im Voraus, daß unsere Furcht vor dem Keller des Hauses, den wir von jeher in sehr respectvollem Andenken hatten, neue Nahrung bekommen würde; aber das hinderte weder den Erzähler in seinem „Vertelles“,*) noch

*) Erzählen.

seine Zuhörer, den Worten des Alten zu lauschen nach gewohnter Weise.

„Ja", so begann seine Erzählung, „ja wahr ist's, denn mein Vater hat mir's wol hundert und zwanzig Mal erzählt, als ich noch ein Kind war, daß hier im Keller viel reiche Schätze liegen, die sie damals in der Klosterzeit vergraben haben. Und den Ort weiß ich so genau, daß ich ihn mit verbundenen Augen finde, er ist da, wo die Treppe aufhört; denn über die Stelle hat meine Schwester nimmermehr gehen können, ohne hinterher ein dickes Knie zu bekommen."

Dann redeten wir Jungens wohl dazwischen: „„Aber, Nachbar, warum habt Ihr denn, als das Haus Euch noch gehörte, den Schatz nicht herausgeholt?""

Der Alte zog dann sein Gesicht in sehr ernste Falten und erwiederte: „Ihr redet, wie Ihr klug seid; denn mit dem Schatzgraben geht's nicht so fix, als man denkt. Ja einmal, als der Vater von meinem Vater noch in dem Hause wohnte, da haben sie ihn beinahe gehabt, aber gekriegt haben sie ihn nicht. Das war aber so zugegangen."

Und nun erzählte er in gemüthlicher Breite und Umständlichkeit, was ich hier in meiner Weise wiedergebe:

Es hatte sich der Vater mit seinen beiden Söhnen verabredet, nach dem Schatz zu graben; aber ehe sie in den Keller hinunterstiegen, erhob der Alte noch einmal warnend den rechten Zeigefinger und wiederholte ihnen vielleicht zum zehnten Mal: „Aewer, schnackt ward nich!" *)

Eine Wünschelruthe, die der Alte sich zu verschaffen gewußt, zeigte hartnäckig die Stelle vor der Treppe, und rüstig ging's nun ans Werk mit Hacke und Spaten. Noch nicht eine

*) „Aber gesprochen wird nicht!"

Stunde hatten sie gearbeitet, da lag schon der Kistendeckel bloß, und nur mit Mühe unterdrückten die Schatzgräber einen Ausruf der Freude. Sie wollten nun nicht weiter graben, weil's ihnen um die dicke eichenen Kiste viel weniger zu thun war, als um ihren Inhalt, den zu schauen sie jetzt fast so begierig waren, als ihn zu besitzen. Ein heftiger Druck noch mit der schweren eisernen Brechstange, da ist das Schloß gesprengt, der Deckel schlägt zurück, und zu ihren Füßen sehen sie all die goldenen und silbernen Leuchter und Becher. Staunen und Verwunderung über solche nie zuvor gesehenen Pracht schließt ihren Mund, so daß es nun nicht mehr des Gedenkens an die Ermahnung des Vaters bedarf. Einen Augenblick noch zögern sie, die wie Karfunkelsteine blinkenden Schätze sich zu eigen zu machen; denn der Glanz, wie er ihr Auge geblendet, so hat er auch ihre Sinne fast verwirrt.

Plötzlich werden alle Drei wie vom Blitz getroffen durch das von dem Eingange des Kellers her erschallende Wort: „Nee, wo ist mäglich! Dat hebb'n Ji doch tau fix kräg'n." *).

Sie wenden ihren Blick dahin, von woher das Wort kommt. Da steht oben an der Treppe die alte Mutter und schaut voll Verwunderung auf den Glanz des Geldes; sie hat es ihnen zugerufen Ein Wink genügt, sie zum Schweigen zu bringen. Aber wer beschreibt den Schreck der Schatzgräber, als sie die Kiste vor ihren Füßen versinken sahen und alle Pracht und Herrlichkeit mit ihr.

Während die Söhne so vom Schreck überwältigt sind, daß sie dastehen wie ein Paar steinerne Bilder, hat der Vater so viel Besinnung zusammengerafft, daß er sich eilig bückt und mit der Hand hineingreift in die versinkende Kiste. Es gelingt

*) „Nein, wie ist's möglich! Das habt Ihr doch zu schnell bekommen."

ihm, einen von den vielen goldenen Bechern zu ergreifen, — da ist der ganze übrige Reichthum verschwunden, versunken in die Tiefe des Kellers. Voll wilder Wuth wirft der Alte mit dem Becher nach der Mutter, die noch immer wie versteinert am Eingange steht. Der Wurf trifft die Arme freilich nicht; der Becher aber ist nun auch nicht mehr zu finden.

Und so oft und viel auch später nach Kiste und Becher gegraben und gesucht ist bei Tag und bei Nacht, nie mehr hat Jemand den verborgenen Schatz im Keller gesehen.

Das die Sage, zu der die näheren Daten fehlen; nun zum Schluß noch eine kleine Geschichte, die vor beinahe zwanzig Jahren sich begeben in demselben alten Hause.

Den ganzen Sommer hindurch waren viele Arbeiter beschäftigt beim Durch- und Ausbau unseres Hauses. Es war ein Fest für uns Kinder, den Arbeitern zuzuschauen und uns dann von Diesem und Jenem unter ihnen zur Vesperzeit erzählen zu lassen von der Jugendzeit des alten Hauses. Aber als es nun gar an die Vergrößerung des geheimnißvollen Kellers ging, da waren wir fast nicht mehr fort zu bringen von ihrer Seite. Lebhafter denn je zuvor wurde wieder die Sage von dem goldenen Becher besprochen, und wir meinten nicht anders, als: wenn wir auch die Kiste nicht bekommen, — den Becher müssen wir doch jedenfalls finden. Aber der Keller wurde tiefer und länger und breiter und unsere Ungeduld mit jedem Tage größer; doch der Becher wollte sich nicht finden.

Da kommt eines Mittags mein Bruder mit vollem Jubel die Kellertreppe heraufgesprungen, stürmt in die Stube und setzt einen Gegenstand auf den Tisch mit den Worten: „Da ist der Becher!“

Und siehe, es war ein Becher, aber kein goldener, sondern ein steinerner. Von dem Kelch war nur noch ein Theil vorhanden, aber der Fuß war ganz und wohl erhalten.

Ein noch heute von uns Kindern geliebter und hochgeachteter Mann hat den gefundenen Schatz aus der Hand meines Bruders freundlich angenommen.

Die beiden lebendig eingemauerten Mönche von Parchim.

Auch Parchim besaß in katholischen Zeiten, wie so viele Städte unseres Landes, sein Kloster, und zwar ein Franziskanermönchskloster. Es lag in der Stadtgegend, die noch heute zur Erinnerung hieran gemeinhin „Mönkenhof" *) heißt. Nahe dabei stand auch die, äußerlich noch recht gut erhaltene alte Klosterkirche, die gewiß noch vielen der lieben Leser unter dem Namen „de oll Kirch" bekannt sein wird, da sie erst in neuerer Zeit, nachdem sie zuletzt als Kornspeicher gedient hatte, leider gänzlich zerstört und niedergerissen wurde.

Als das Kloster noch im schönsten Flor stand und von einer Menge Ordensbrüder bewohnt wurde, befanden sich unter ihnen auch einst zwei jugendliche Mönche, die gegen ihr heiliges Gelübde und trotz der strengen Klostergesetze ein Liebesverhältniß mit zweien Mädchen in der Stadt angeknüpft hatten. Häufig fanden mit diesen heimliche Zusammenkünfte statt, zu welchem Zweck die beiden pflichtvergessenen Mönche dann spät Abends, wenn Alles im Kloster zur Ruhe gegangen war, durchs

*) Mönchhof.

Fenster aus ihren Zellen schlüpften, die sie hindernden Mauern überstiegen und nach Philomelensluft*) eilten, wo die Auserkorenen ihrer harrten.

Bald aber wurde Alles entdeckt und schreckliche Strafe wartete nun den Uebertretern ihres heiligen Gelübdes, den Schändern ihres frommen Ordens.

Dort wo sie in Philomelensluft gewöhnlich ihre verbotenen Zusammenkünfte mit den geliebten Mädchen gehabt, wurde auf Befehl von Prior und Convent des Klosters in der Stille der Nacht eine tiefe Höhle in den Wall hinein gegraben und mit Feldsteinen ausgemauert. Als dies geschehen, wurden die beiden unglücklichen Mönche herbeigeführt und trotz ihres Sträubens und Flehens in die Höhle geschleppt, die nun sofort über ihren Häuptern durch eine doppelte Mauer geschlossen und dann so mit Erde beschüttet wurde, daß am nächsten Morgen dem Orte nichts von dem hier in der Nacht vollzogenen gräßlichen Strafgerichte anzusehen war. Und so erfuhr denn Niemand, außer den wenig Eingeweihten etwas hiervon, da es unmöglich war, daß die Seufzer und das Angstgeschrei der lebendig Vermauerten durch die sie bedeckende Erd- und Steinschichten dringen und von den Vorübergehenden gehört werden konnten.

Als die armen Mönche endlich nach schrecklichen Martern ihr Leben ausgehaucht hatten, da fanden sie dennoch nicht die

*) Jener herrlich schöne Theil des alten, sehr hohen Stadtwalles, der sich zur Rechten des alten ehemaligen Kreuzthors erstreckte. Mit mächtigen Bäumen und Strauchwerk aller Art wild bewachsen und mit Spaziergängen auf seinem Rücken und den Seiten versehen, bildete er eine der schönsten Partien Parchims. Von den vielen sich hier aufhaltenden Nachtigallen stammt der Name Philomelensluft, wovon jetzt leider keine Spur mehr vorhanden, da Alles ebenfalls in neuerer Zeit gänzlich zerstört und abgetragen worden ist.

ersehnte Grabesruhe. Wehklagend irrten sie des Nachts in Philomelenslust umher und Mancher will sie dann in ihren dunklen Ordenskleidern gesehen und ihre Klagerufe vernommen haben.

Bei Zerstörung von Philomelenslust und Abtragung des hohen Walles soll man wirklich die vermauerte Höhle und darin noch die Gebeine der unglücklichen Mönche gefunden haben.

Der Katzengrund bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Der frühere Landweg von Woldegk nach Hinrichshagen durchschnitt, ehe man den hinrichshäger Wald erreichte, einen schmalen Thalgrund, an den die Feldmarken von Hinrichshagen, Göhren und Cantzow stießen und der den Namen Katzengrund führt.

Hier soll es nie recht geheuer sein und mehr denn einmal ward dort zur Nachtzeit ein schwarzer Hund gesehen, der die Wanderer mit großen rollenden Augen angeblickt und sie in Schrecken gesetzt hatte. Andere wollten wieder ein ganzes Heer von wilden Katzen bemerkt haben, die in rasender Eile durch den Grund liefen und die Vorüberziehenden zu Grauen machten. Das Entsetzlichste war aber der Anblick eines schwarzen Reiters auf einem Schimmel, der alle Jahr einmal an einem bestimmten Tage hier herumritt, und dem noch vor etwa zehn Jahren, dem Volksglauben nach, ein Mann, Namens Suhr, zum Opfer gefallen ist.

Man fand diesen Mann nämlich an dem Wege, der durch den sogenannten Katzengrund führt, leblos liegen, ohne jegliche Spur einer Verletzung, und so bildete sich die Sage, der Mann habe den schwarzen Reiter auf dem Schimmel gesehen und davon den Tod genommen.

Die spinnende Frau in der Sonne und der Mann mit dem Holzbündel im Monde.

Früher wurde der Sonntag, der Tag des Herrn, in Mecklenburg noch viel mehr heilig und in Ehren gehalten, als es jetzt leider der Fall. Schon am Sonnabendabend begann man sich auf den folgenden Feiertag würdig vorzubereiten, weshalb die Gesellen und Lehrburschen, die Knechte und Mädchen dann frei hatten und nicht, wie an den übrigen Alltagsabenden der Woche, für ihre Herrschaften zu arbeiten brauchten, wie solches ja auch noch heute in fast allen Häusern Sitte ist.

Ganz besonders sündlich aber hielten es die Leute, am Sonnabendabend zu spinnen; weshalb denn auch noch jetzt — mit gewiß nur sehr wenigen Ausnahmen — alle Spinnräder an diesem Abend ruhen.

Eine gottlose Frau, die einst einen ganzen Winter hindurch gegen diesen alten frommen Brauch handelte und ruhig an den Sonnabendabenden fortspann, wurde zur Strafe für dies Verbrechen in die Sonne versetzt, wo sie nun Tag und Nacht bis in alle Ewigkeit spinnen muß. Wenn die Frauen und

Mädchen zurück vom Osterwasserholen*) kommen, dann können sie die Gottlose ganz deutlich in der aufgehenden Sonne sitzen und spinnen sehen.

Ein Mann, der mehrere Male so gottlos gewesen war, am Sonnabend noch spät in den Wald zu gehen und Holz zu holen, wurde zur Strafe hierfür mit seinen Bündel Reisig in den Mond verbannt, wo man ihn auch jetzt noch deutlich — freilich mit etwas Phantasie — sehen kann.

Wie der zierker See bei Neu-Strelitz fürstliches Eigenthum geworden sein soll.

(Von A. C. F. Krohn.)

Der zierker See bei Neu-Strelitz, sowie der daran grenzende Schloßgarten und der Schloßplatz, letzere wenigstens theilweise, sollen früher denen von Maltzan gehört haben.

Als nun der Herzog Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz**) sich ein Jagdschloß bei dem ehemaligen Hofe Gli-

*) Das Osterwasser, dem man eine heilende Kraft bei allen möglichen Fehlern und Gebrechen, sowie die Eigenschaft zuschreibt, daß das Waschen damit schön mache ꝛc., muß am ersten Ostermorgen vor Aufgang der Sonne stillschweigend geholt werden. Es wird dann noch heute von Manchen regelmäßig so viel davon geholt, daß es für ein ganzes Jahr ausreicht, zu welchem Zweck man es in Kruken füllt und im Keller aufbewahrt, da es sich bis zum nächsten Ostern vollständig gut und frisch erhalten soll.

**) Herzog Adolph Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz wurde den 7. Juni 1686 geboren, regierte vom 12. März 1708 und starb am 11. December 1752.

neke anzulegen wünschte, machte der damalige Inhaber der maltzan'schen Güter, dem auch Glineke gehört haben soll, der Sage nach mit dem nöthigen Platze dem Herzoge ein Präsent und überließ demselben auch das zum Schloßgarten gewünschte Land. Dadurch wurde die Freundschaft zwischen Beiden, welche sich schon immer sehr nahe gestanden, noch inniger; und wenn am strelitzer Hofe irgend Festlichkeiten veranstaltet wurden, so durfte auch Maltzan dabei nicht fehlen.

Einst, als Letzerer mit dem Herzog bei Glineke jagte, äußerte dieser den Wunsch, auch den zierker See zu besitzen.

Es hatte aber zu der Zeit der Herzog ein paar ausgezeichnet schöne Jagdhunde, und nach diesen trug Maltzan ein ebenso großes Verlangen, als der Herzog nach dem See, darum sagte er scherzend zu seinem fürstlichen Freunde:

„Gifft Du mie de Thölken,
So gähf ick Die dat Pöhlken!" *)

Der Herzog schlug sogleich ein und soll mit dem Tausch ganz besonders zufrieden gewesen sein.

Der Spuk und die unverlöschlichen Blutflecken im alten Müllerhause auf der Schamp bei Röbel.

Als zu Ende der Franzosenzeit die Trümmer der geschlagenen Armeen des fremden Unterdrückers, in größeren und

*) „Giebst Du mir die Thölchen, — Hündchen —
So geb' ich Dir das Pfühlchen — Teichchen —!"

kleineren Schaaren, fliehend ganz Deutschland überschwemmten, da kam eines Abends auch ein solcher Trupp, sogenannte französische Marodeurs, ganz erschöpft im alten Müllerhause der Schamp bei Röbel an und verlangte halb bittend, halb drohend Aufnahme und Essen und Trinken; was ihnen auch Alles gewährt wurde.

Als sich die Flüchtlinge ihres Gepäcks und ihrer Waffen entledigt und durch Speise und Trank gestärkt hatten, streckten sie sich möglichst bequem auf Stühlen und Bänken in der warmen Stube aus und gaben sich, todtmüde vom langen Marsche und den vielen ausgestandenen Strapazen, arglos der Ruhe hin. Kaum waren sie jedoch eingeschlafen, da schlich auch schon eine Schaar Männer, die draußen vor den Fenstern hierauf gewartet hatten, mit Aexten, Beilen, graden Sensen, Messern und Knitteln bewaffnet, in das Haus, um die nichts Böses ahnenden Franzosen meuchlings zu überfallen, sie zu morden und darnach zu berauben.

Und so abscheulich auch ihr Vorhaben war, es gelang doch vollkommen. Ohne die Schläfer zu erwecken, hatte man sich ihrer abgelegten Waffen bemächtigt; wie gierige Tieger stürzten sich damit die Raubmörder auf ihre wehrlosen Schlachtopfer und die gräßlichste Metzelei begann.

Die Unglücklichen baten flehentlich um Schonung ihres Lebens, aber umsonst unbarmherzig stach man sie nieder und schleppte sie noch zuckend und todesröchelnd aus dem Hause nach einer hierzu schon bereit gehaltenen Grube, stieß sie kopfüber hinein, warf schnell Erde über sie und trat sie mit den Füßen fest. Aber einige der Verscharrten lebten noch immer, man hörte sie deutlich in der Erde ächzen und wimmern, ja es streckten sich im fürchterlichsten Todeskampfe die Arme, Hände und Beine Einzelner durch die sie bedeckende lockere Erdschicht aus

der Grube empor. Und die Unholde stießen mit ihren scharfen Spaten darnach und hackten sie also von den Körpern ab.

Hiernach in das Haus zurückgekehrt, um die ziemlich bedeutenden Schätze der eben Verscharrten zu theilen, bemerkten die Raubmörder plötzlich, wie noch Einer übrig geblieben und der allgemeinen Metzelei entgangen war. Dieser Arme hatte nämlich einen günstigen Augenblick benutzt und war unbemerkt auf den großen Steinofen in der Stube gekrochen, wo er sich nun aus manchen schon erhaltenen Wunden blutend und halb todt von Angst und Erschöpfung zu verbergen suchte. Aus seinem Verstecke hervorgezogen, flehte auch er vergeblich um sein nacktes Leben. Vergebens schilderte er den bluttriefenden Mördern seiner Landsleute, wie er daheim ein liebes Weib und kleine, unversorgte Kinder habe; aber nichts half, nichts vermogte die Unmenschen zu erweichen; auch er sollte, er mußte auf jeden Fall sterben, sahen sie in ihm doch den letzten Zeugen ihrer Unthat, der sie vielleicht gar bei der weltlichen Obrigkeit anklagen konnte.

Und die Ungeheuer stießen auch ihm ihre Mordinstrumente in den Leib, daß das rothe Blut hoch gegen die weiße Kalkwand des Zimmers spritzte und sie schaurig damit färbte.

Gottes Fluch über seine grausamen Mörder herniederrufend — der sie auch später alle getroffen — gab der Arme, aus unzähligen Wunden blutend, seinen Geist auf.

Und was für Leute waren diese Scheusale, diese Unmenschen? wird der liebe Leser fragen. Meistentheils waren es friedliche Bürger aus Röbel, deren Habgier sie zu solchen Ungeheuern machte. Man wird staunen und zweifeln, und doch war es leider so.

Aber das geraubte Gut hat den Mördern keinen Segen gebracht; denn sind sie auch wol menschlicher Strafe entgan-

gen, sind sie auch nie vom Gericht dieserhalb vorgeladen und angetastet worden, so konnten sie doch Gottes Strafe nimmer entrinnen. Schon in dieser Welt haben sie einen Theil ihres gerechten Lohnes empfangen. Mehrere von ihnen sind eines gewaltsamen Todes gestorben, alle aber haben ein schreckliches Ende genommen und sind größtentheils in bitterster Armuth, nach schweren harten Kämpfen, von dieser Welt geschieden. Die Wenigen, die ihren Kindern etwas Vermögen hinterlassen, denen hat es kein Glück gebracht, denn der Herr spricht: „Ich will's rächen bis in's dritte und vierte Glied!" Den gräßlichsten Tod aber hat der Anführer dieser Raubmörder — der kein Röbeler war, sondern auswärts wohnte — genommen. Mein seeliger braver Vater, der nun auch schon über 26 Jahre bei Gott dem Herrn ist und Pastor an der altstädter Kirche zu Röbel war, hat häufig mit Schaudern hiervon meiner Mutter und meinen älteren Geschwistern erzählt. Wie oft er während des langen Sterbens des alten Sünders zu ihm gerufen worden sei; wie ihm derselbe immer etwas hat beichten wollen, wie er es dann aber immer nicht gekonnt; wie schrecklich er, von Gewissensbissen gepeinigt, sich auf seinem Lager gekrümmt; wie markdurchdringend er geächzt und geschrieen; wie er tagelang im Sterben gelegen, fortwährend mit dem Tode gekämpft und gerungen und doch noch immer nicht habe sterben können und wie gräßlich dann endlich sein Ende gewesen sei 2c. 2c. Doch genug hiervon.

Von ihren Mitmenschen schon bei Lebzeiten ob ihrer entsetzlichen That gebrandmarkt, gemieden und mit Fingern auf sie gewiesen, werden auch heute noch, nachdem die Raubmörder längst alle schon im Grabe ruhen, ihre Namen mit Abscheu in Röbel genannt, die ich natürlich, aus Rücksicht gegen ihre Nachkommen, verschweige.

Seit dieser entsetzlichen Menschenschlächterei ist's nun — nach Aussage vieler Leute — immer nicht geheuer im alten unheimlichen schamper Müllerhause gewesen; es hat dort oft ganz gewaltig gespukt und allerei Geister haben in und vor dem Hause ihr schauerlich Wesen getrieben. Die Blutflecken an der einen Wand von dem zuletzt ermordeten Franzosen sollen, trotz alles Abkratzens und Uebertünchens, nicht zu entfernen gewesen und immer wieder zum Vorschein gekommen sein, weshalb die späteren Besitzer zur Verdeckung dieser grausigen Erinnerungszeichen immer einen großen Schrank davor gesetzt haben.

Als später das alte Müllerhaus auf der Schamp abbrannte, da wurde es nicht wieder auf seiner alten Stelle aufgebaut, sondern eine ganze Strecke davon ab, da wo es jetzt steht, an der inzwischen entstandenen, von Röbel nach Waren und Malchow führenden Chaussee.

Druck von Leopold Schnauß in Leipzig.